Bildersaal deutscher Geschichte

II

Das Rittertum.

Die Bildung des Ritterstandes steht im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung des Heer- und Lehenswesens. Bis zu den Tagen Heinrichs I. war das deutsche Heer in seiner Mehrheit Fußvolk; die Ungarnkriege zeigten aber Heinrich die Notwendigkeit, dem Reiterheer des Feindes ein eigenes entgegenzustellen. So kämpften schon bei Riade 933 Krieger zu Fuß und zu Roß nebeneinander; 200 Jahre später war das Fußvolk verschwunden, die Staufer führten nach Italien und ins heilige Land nur Ritterheere. In alter Zeit war jeder freie Mann — und jeder freie Mann war Besitzer von einer Hufe Land — wehrpflichtig, und diese Pflicht verlangte dreierlei: daß er gegen den Feind ziehe und sich selbst bewaffne und verpflege. Dies System der Heeresorganisation war gut, solange die Kriege nur in kurzen Sommerfeldzügen bestanden, die den Landmann der Feldarbeit nicht zu lange entzogen und ihm nicht hohe Kosten an Rüstung und Verpflegung auferlegten; aber es ward unerträglich durch die unaufhörlichen und langandauernden Eroberungskriege der Karolinger: die kleinen freien Grundbesitzer verarmten und wurden Hörige. Daher sah sich schon Karl der Große genötigt, die Wehrpflicht auf die leistungsfähigen Grundbesitzer zu beschränken, z. B. 805 auf die, die mindestens vier Hufen freies Eigen hatten. So schieden die kleinen freien Bauern aus dem Heer und verloren dadurch an politischer Bedeutung und sozialer Achtung. Diese Herabdrückung der kleinen und die Emporhebung der größeren freien Grundbesitzer mußte sich mit der Entwicklung des Reiterheeres steigern, denn nur die letzteren vermochten die höheren Kosten einer Rüstung von Mann und Pferd zu tragen. Diese größeren freien Grundbesitzer, die ihre Wehrpflicht zu Roß ableisteten, bildeten die Grundlage des Ritterstandes. Zu ihnen traten bald zwei andere soziale Klassen hinzu: erstens die größeren Vasallen der Herzöge, Grafen, Bischöfe und Äbte und zweitens die Beamten, Ministerialen (Marschall, Truchseß, Kämmerer, Vogt) der großen Grundherren. Jene leisteten den Kriegsdienst ihren Lehensherren für das empfangene Lehen, diese als unfreie, zu jedem Dienst verpflichtete Beamte. Als aber die Lehen erblich wurden, als ferner auch die Ministerialen, durch ihren Dienst am Hof den Fürsten immer nahe und darum mehr und mehr geachtet, erbliche Lehen empfingen, rückten beide Klassen in den Ritterstand ein. Diese genannten drei zum Kriegsdienst zu Pferd, mit anderen Worten zum Ritterdienst, verpflichteten, dazu allein

Walther von der Vogelweide: „Ich saz ûf eime steine . . .“ Nach einer Originalzeichnung von F. Rothbart.

Die Bestattung Walthers von der Vogelweide im Neumünster zu Würzburg.
Nach Echters Wandgemälde im Nationalmuseum zu München.

Ritterburg. Nach einer Originalzeichnung von G. Bauernfeind.

aber auch berechtigten Klassen bildeten seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine geschlossene Gesellschaft mit fest ausgeprägtem Standesbewußtsein und Standesgefühl, die Ritterschaft. Und diese Ritterschaft wurde zur ersten Klasse der mittelalterlichen Gesellschaft, als die Könige und Herzöge sich zu ihr zählten, ganz wie heute die Ehre des Offizierkorps wesentlich mit dadurch gegeben ist, daß der Kaiser und alle Fürsten ihm angehören.

Das Leben dieser ritterlichen Gesellschaft wollen wir im folgenden schildern und zwar teilweise im Anschluß an das große Werk von Alwin Schultz, „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger".

Die Wohnung des Ritters war die Ritterburg. Ihr Name nennt ihren Zweck; sie sollte ihre Bewohner gegen die Angriffe der Feinde schützen, bergen. Die Burg war Wohnung und Festung, und je mächtiger und reicher ihr Herr, desto größer und stärker waren die Befestigungen. So ergab sich der Unterschied zwischen den vornehmen Hofburgen und den einfachen Ritterburgen. Aus dem doppelten Zweck der Burg ergab sich die Grundidee für ihren Bau. Es kam dem Baumeister zunächst darauf an, einen guten Bauplatz zu finden, den die Natur selbst schon möglichst unzugänglich gemacht hatte, eine steile Höhe oder eine von breitem Wasser umflossene Insel. Im südlichen und mittleren Deutschland baute man daher zumeist sogenannte Höhenburgen (siehe obenstehendes Bild), im nördlichen Wasserburgen (siehe Bild S. 143). Viele Höhenburgen hießen ihrer Lage entsprechend Hohentwiel, Hohenstaufen, Hohenzollern, Falkenstein, Isenstein, Niedeck, Saaleck. Eine von ihnen wollen wir mit einem Wanderer vergangener Tage besuchen.

Zur Höhe der Burg hinauf schritt der Wanderer auf einer vielfach gekrümmten, am Berghang langsam emporklimmenden Straße (Burgstraße, Burgweg), so schmal, daß nur ein Reiter Platz fand, und so offen und freigelegt, daß sie der Wächter leicht überblicken und jeden Ankömmling sofort bemerken konnte. Am Ende des Burgweges blickte der Reiter in einen Graben, den Burggraben. Er war die erste Verteidigungslinie der Burg und daher so breit und tief, daß ihn die Feinde nur mit großen Mühen und in langer Zeit ausfüllen konnten, wenn sie ihre Belagerungstürme, Mauerbrecher und Steinschleudern anbringen wollten. Hinter dem Graben stieg die Ringmauer, auch Zingel genannt, steil empor. Sie war die zweite und wichtigste Verteidigungslinie der Burg, denn von hier richteten die Belagerten ihre Geschosse hinaus, dahin schleuderten die Belagerer Pfeile und Steine. Deshalb mußte die Ringmauer für Schuß und Wehr günstig sein. Daher waren die Mauern nach außen mit einer Brustwehr und nach oben mit einer Plattform abgeschlossen, auf der die Verteidiger bequem hin und her eilen konnten; gegen feindliche Geschosse waren sie durch fast mannshohe, auf die Brustwehr gesetzte Zinnen geschützt, deren Zwischenräume ihnen als Schießscharten dienten. Wie aber, wenn es dem Feinde gelang, an den Fuß der Mauer zu gelangen und da seine Zerstörungsarbeit zu beginnen, oder wenn seine Schleudermaschinen schwere Steine nach der Burg warfen? Um den Feind vom Mauerfuß abzuwehren, war die Brustwehr auf einzelnen starken Steinen (Kragsteinen) etwas vorgebaut, zwischen Mauer und Brustwehr blieb ein Zwischenraum, durch den hinab man Pfeile schießen, Steine werfen oder kochendes Wasser gießen konnte. Gegen die Schleudergeschosse schützte man sich durch ein hölzernes Dach, das so eingerichtet war, daß man es in Zeiten des Friedens abnehmen konnte; denn da promenierten die Burgbewohner auf der Mauer, von da aus sahen sie den ankommenden Gästen entgegen, den scheidenden nach, und von da aus schauten sie den Turnieren zu, die vor der Burg abgehalten wurden. Um den jenseits des Burggrabens stehenden Feind auch von der Seite und von oben her beschießen zu können, waren in angemessenen Abständen Mauertürme erbaut, die vor die Mauerfläche vorsprangen. Diese Türme waren so hoch geführt, daß man von ihnen aus die Zinnen und die Plattform der Mauern zu bestreichen vermochte, wenn es dem Feinde doch gelungen war, dieselben zu ersteigen. — Nun mit den äußeren Teilen der Burg bekannt, verlangte der Wanderer den Zutritt ins Innere. Über den Burggraben hinweg schritt er auf einer Zug- oder Fallbrücke, die mit

Ketten oder Seilen aufgezogen und niedergelassen werden konnte. Er stand vor dem Eingangstor und rief den Torwart oder Pförtner durch einen Stoß ins Horn, durch einen Schlag mit einem Klopfring oder durch einen Schlag auf eine Schalltafel herbei, daß er ihm öffne. Doch der Pförtner prüfte jeden genau, ob er Freund oder Feind sei, denn das Tor haben, hieß beinahe die Burg haben. Daher war das Tor auch besonders stark befestigt; es lag gewöhnlich in einem starken Turm, oder es war von zwei Türmen flankiert, so daß es als eine Burg für sich erschien. Der Wanderer trat ein und gelangte in die Vorburg, d. h. in den von der äußeren Ringmauer umschlossenen Raum. Gewöhnlich war die Burg so gebaut, daß der Feind mit der Erstürmung der ersten Mauer noch nicht Sieger war, daß er nun vielmehr erst noch einen harten Kampf um die eigentliche Burg bestehen mußte, in der der Herr wohnte und seine Schätze bewahrte. Diese war durch tiefe Gräben, hohe starke Mauern und feste Türme und Tore gedeckt. In der Vorburg lagen die Wirtschaftsgebäude, Scheunen, Vieh- und Pferdeställe und die Wohnungen für die Knechte und Dienstleute; und war ihr Raum groß und breit, so fand man dort auch einen Garten oder gar einen Turnierplatz. Von der Vorburg gelangte der Wanderer durch das innere Burgtor in den eigentlichen Burghof (siehe Bild S. 144). Hier fiel ihm sofort ein gewaltiger, starker, hoher Turm ins Auge, der Burgfried, in älterer Zeit viereckig, später kreisrund erbaut. Erst wenn der Burgfried erstürmt war, galt die Burg verloren; denn er war das letzte und stärkste Bollwerk. Seine 3—4 m dicken Mauern ragten hoch in die Luft, vier Stockwerke füllten seinen Raum, 6 bis 12 m über dem Burghof lag der Eingang, und dieser war nur auf schwanker Leiter oder schmaler Holztreppe zu erlangen. Das untere Stockwerk, von der Sohle des Turmes bis zur Sohle der Eingangstür, war das Burgverlies, ein finsterer, feuchter und moderiger Raum, in den schwere Verbrecher oder Gefangene, die hohes Lösegeld zahlen sollten, geworfen wurden. Die Gefangenen wurden durch eine mannsbreite Öffnung an einem Seil hinabgelassen. Ihr Los war entsetzlich: Luft und Licht konnten nur durch schmale Luken der Mauer zu ihnen dringen; sie atmeten die Pest ihres Unrates; Schlangen, Kröten und Ungeziefer aller Art waren ihre Genossen; mit einem Stück Schwarzbrot und einem Krug Wasser fristeten sie ihr elendes Leben. Über ihnen aber lagen im zweiten und dritten Stockwerk des Burgfrieds weite Vorratskammern, gefüllt mit Speise und Trank für die Zeiten langer Belagerung, Rüst- und Schatzkammern. Und im obersten Stock wohnte der Burgwächter, der von der Zinne des Turmes aus Tag und Nacht Wache hielt und durch Hornsignale von allem Kunde gab, was dem Burgherrn wissenswert war. Unmittelbar neben dem Burgfried lag in der Regel der tiefe Ziehbrunnen, beschattet von der Burglinde. Vom Burghofe aus schritt der Wanderer eine breite Freitreppe hinauf in den Palas (Palatium), die Wohnung des Burgherrn. Die unteren Räume des Palas waren Speise- und Vorratskammern und Küchen, in den oberen lagen die Empfangs- und Wohnzimmer. Von der Freitreppe aus schritt man durch einen langen Korridor, Laubengang genannt, nach dem großen Rittersaale, wo der Burgherr seine Gäste empfing und bewirtete. Zu festloser Zeit war der Saal recht leer; nur der buntgetäfelte Fußboden aus Marmor oder Tonfliesen, die reichgegliederte Balkendecke, die bemalten oder teppichgeschmückten Wände, Bänke ringsherum und in den Nischen der Fenster zeigten dem Wanderer, daß er im vornehmsten Raume der Burg war. Anders in festlicher Zeit; dann saßen an reichbesetzten Tischen Ritter und Edelfrauen in fröhlichem Gespräch, an den Wänden hingen die Schilde, Lanzen und Schwerter des Wirtes und seiner Gäste, und der Saal ertönte laut von frohem Lachen und Pfeifen und Geigen. Neben dem Saal lag in vielen Burgen die Kapelle, über ihr befanden sich die Wohnräume der Familie des Herrn, die Kemenaten, die Schlafzimmer für Herrschaft und Gäste und das Gemach der Herrin, die Kemenate im engeren Sinn (siehe Bild S. 145). Fast in jeder Kemenate sah man Truhen für Kleider und Kostbarkeiten, Tische, Stühle und als kostbarstes Möbel ein großes, breites Himmelbett, davor einen weichen Teppich, eine Bank und einen Schemel. In der Frauenkemenate bemerkte man außerdem noch Kästen für Schmuck, Putz und weibliche Handarbeiten, Schach- und Damenbretter für die Unterhaltung, einige Gebet- und Liederbücher, Singvögel und wohl auch einen Papagei. Ein Waschtisch war aber nirgend zu erblicken; die Diener gossen den Herrschaften, sobald diese aufgestanden waren, aus Kannen über einem Becken etwas Wasser über die Hände, und das genügte zunächst;

Eine Wasserburg. Nach einer Originalzeichnung von G. Bauernfeind.

Innerer Burghof einer Hofburg. Nach einer Originalzeichnung von F. Knab. (Text S. 143)

eine gründliche Reinigung nahm man erst im Bade vor.

Wir nannten die Ritterschaft eine geschlossene Gesellschaft mit fest ausgeprägtem Standesbewußtsein und Standesgefühl; der Ritter sollte sich durch „tugent“ von anderen Menschen abheben; und die Kennzeichen der ritterlichen Tugend waren: milte, zucht, mâze und vuoge. Die milte sollte sich äußern als weise Verwendung des Reichtums, damit Macht und Ansehen von Geschlecht zu Geschlecht dauerten, als mildtätiges Erbarmen mit allen Notleidenden, als Freigebigkeit und Gastlichkeit. Zucht nannte man zunächst das äußerlich anständige Benehmen, also Schönheit in Gang, Gebärde und Rede, freundlichen Gruß, Ehrerbietung vor allen älteren und höheren Personen, zuvorkommende Aufmerksamkeit gegen die Gäste und sorgsame Pflege des Körpers. Wichtiger noch erschien dem Ritter die innere Zucht, d. i. Schamhaftigkeit, demütige Bescheidenheit, Wahrheitsliebe und Treue, besonders gegen die Frauen, Streben nach Ehre, d. h. nach Achtung bei tapferen Männern und edlen Frauen, Heldensinn, Tatenfreude und Standesbewußtsein. Wer milte und zucht in allen Lebenslagen zeigte, von dem rühmte man als dritte Tugend die mâze, d. h. das rechte Maßhalten, die Selbstbeherrschung. Unter vuoge endlich verstand man Fertigkeit und Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen.

Ritterliche Zucht.
Nach einer Originalzeichnung von A. v. Heyden.

Zu solch vierfacher Tugend sollten die Knaben und Jünglinge erzogen werden; und damit das Ergebnis recht günstig sei, begann man bereits in früher Jugendzeit; hieß es doch schon damals: swaz z'eime haggen werden sol, daz krümbet sich vil vrüeje. Körper und Geist sollten gebildet werden. Es geschah selten unter der Leitung des Vaters, meist unter der eines befreundeten Ritters. Den Körper abzuhärten und an Entbehrungen und Strapazen zu gewöhnen, mußte der Knabe z. B. oft auf den harten Fliesen schlafen und unbeschuht im Schnee gehen. Schon früh begann der Unterricht im Reiten; denn von dieser Fertigkeit hing ja jeglicher Erfolg im Kampfe ab. Daneben und später erfolgten Übungen im Laufen, Springen, Klettern, Schwimmen, Bogenschießen (siehe untenstehendes Bild), Speerwerfen, Fechten mit Schwert und Schild. Den ersten praktischen Gebrauch der Waffen lernte der Knabe auf der Jagd. Als erstrebenswerte Vorbilder galten den Knaben angesehene Ritter ihrer Umgebung, besonders aber die Helden der großen Romane: Iwein, Artus und die Ritter seiner Tafelrunde, Tristan. Der Geist des Knaben galt als tumb, d. h. unerfahren; ihn erfahren zu machen, das war das Hauptziel der geistigen Ausbildung. Die gewonnenen Erfahrungen pflegte man in kurzen, sinnreichen Sprüchen auszudrücken und der Jugend mahnend zuzurufen. Viele von ihnen finden wir in Wolframs Parzival, in Walthers Gedichten und in der Spruchsammlung eines fahrenden Sängers aus dem 13. Jahrhundert, die unter dem Namen Freidanks Bescheidenheit eine Anzahl von Lehren zusammenstellt, die Bescheid, d. h. Einsicht und richtige Beurteilung in den mannigfachen Lebenslagen geben. So sagt Ritter Gurnemanz seinem Schüler Parzival z. B. folgendes:

Am meisten einem jungen
Mann
Unfein Benehmen schaden
kann.
Drum strebt nach höfischem
Betragen,
Vor allem dürft ihr nicht
viel fragen.
Jedoch befleißigt euch im
Leben
Bedachte Antwort stets zu
geben,
Die treffe recht, was jemand
fragt,
Der euch mit Worten listig
plagt.
Die Rüstung müßt ihr
fleißig tragen,
Legt ihr sie ab, dann laßt
euch sagen,
Daß ihr sogleich wascht
Aug und Hand,
Der Schmutz des Eisens
sei verbannt.
Dann seid ihr wieder
minniglich,

Dienst als Edelknabe.
Nach einer Originalzeichnung von A. v. Heyden.

Des freuen Frauenaugen sich.
Seid mannhaft und habt frischen Mut,
Das ist zu hohen Dingen gut.
Die Frauen haltet lieb und wert,
Dadurch der Mann sich selber ehrt.

Walther von der Vogelweide mahnte:

Hütet eure Zungen,
Das ziemt wohl den Jungen,
Schiebt den Riegel vor die Tür,
Laßt kein böses Wort herfür!
Hütet eure Blicke,
Daß sie nichts berücke,
Laßt sie gute Sitte spähen,
Böse laßt sie übersehen!
Hütet eure Ohren,
Oder ihr seid Toren,
Laßt ein böses Wort ihr ein,
Wird eu'r Sinn geschändet sein!
Hütet wohl die dreie,
Leider allzu freie:
Zungen, Augen, Ohren sind
Boshaft oft, für Ehre blind.

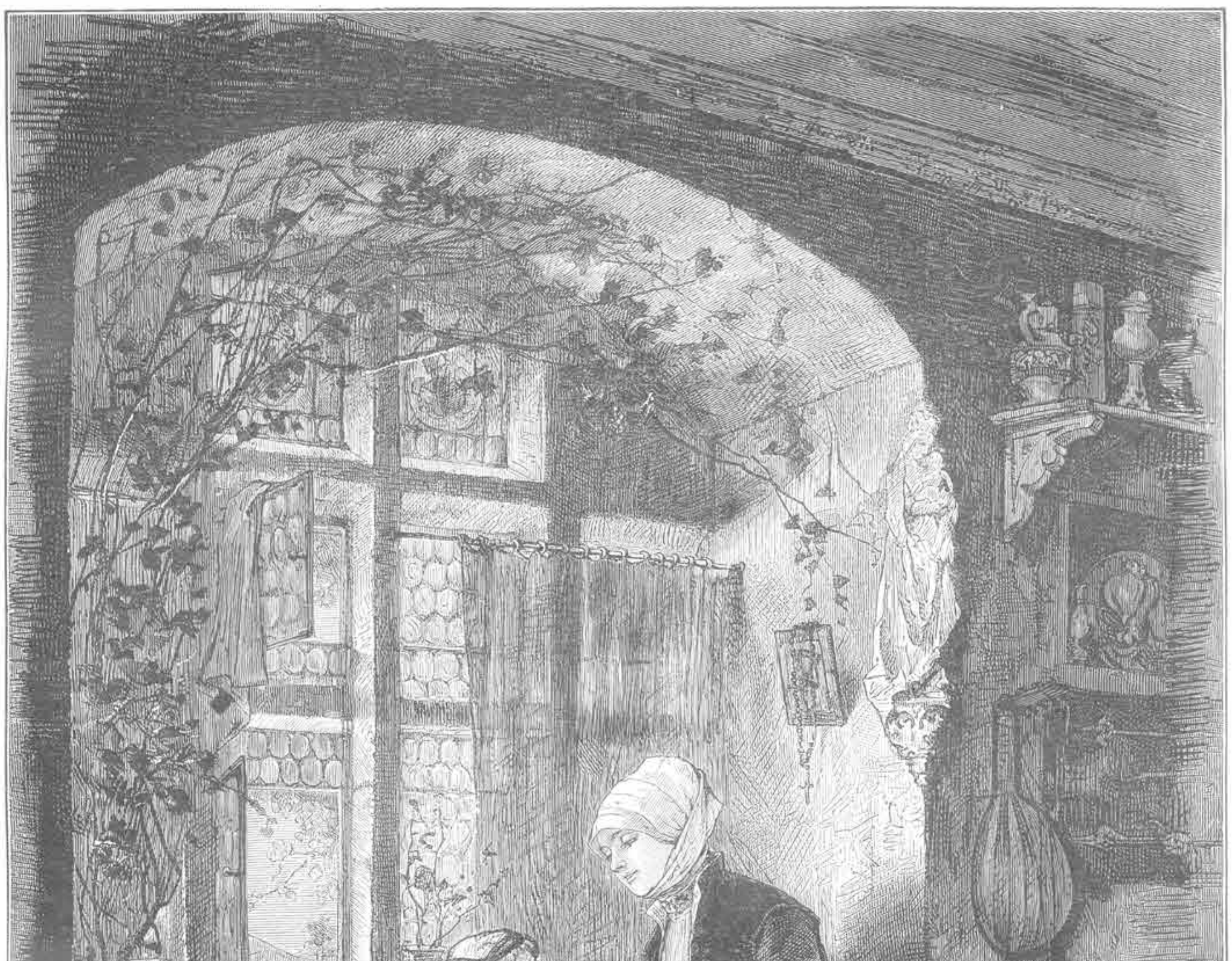
Und in Freidanks Bescheidenheit heißt es:

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.

Heute Freud', morgen Leid,
Das ist der Welt Unstetigkeit.

Gewisser Freund, versuchtes Schwert,
Das ist in Nöten Goldes wert.

Der meint es mit dem Freund nicht gut,
Der alles lobt, was er auch tut.



Im Frauengemach. Nach einer Originalzeichnung von F. A. Kaulbach. (Text S. 143)

Als bestes Mittel, zucht und mâze zu lernen, galt der Dienst des Edelknaben bei edeln Frauen; in ihrem Dienst eignete er sich vor allem die feine höfische Gebärde an (siehe Bild S. 144). So war die geistige Ausbildung des Edelknaben wesentlich Charakterbildung; die Wissensbildung war arm und selten. Nur wenige lernten lesen und schreiben; denn die nötigen Schriftstücke fertigte der Burgkaplan oder ein Mönch aus dem benachbarten Kloster oder ein berufsmäßiger Schreiber. Die Söhne des hohen Adels lernten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts auch die französische Sprache sprechen, doch nicht schreiben; alle Ritterknaben empfingen Unterricht in Saitenspiel und Gesang.

So wuchs der Edelknabe in der Zucht seines Meisters heran, bis er das 15. Lebensjahr vollendete; nun hieß er Edelknecht, Knappe, garzûn oder, wenn er fürstlicher Geburt war, Junkherre. Nun galt es, alles, was er gelernt, im Dienste eines Ritters zu betätigen. Die Blechhaube auf dem Haupt, den Schild in der Hand und das Schwert an der Seite, so folgte er seinem Herrn überall hin, zu Festen und fröhlichen Gelagen, auf die Jagd, zum Turnier und in die Schlacht. Immer und überall sollte er seinem Herrn hold und gegenwärtig sein und mit Ehrerbietung begegnen. Er trug ihm in den Kampf die Waffen nach, war ihm dort zur Seite und reichte ihm neue Lanzen und Speere für die zersplitterten.

Insbesondere mühte sich der Knappe, in Gegenwart der Frauen jegliche Regel des feinen Benehmens zu erfüllen und so ihre Gunst zu gewinnen. Wenn er so zucht, mâze und vuoge gelernt und betätigt, dann nahm nach ungefähr sieben Jahren die Zeit der Dienstbarkeit ein Ende, der Knappe ward zum Ritter geschlagen. Nun erst hatte der Jüngling völlige Freiheit, die Laufbahn der Ehre war ihm eröffnet.

Die Veranlassung, einem Knappen den Ritterschlag oder die Schwertleite zu erteilen, war verschiedener Art. Adolf von Nassau erhob 1298 vor der Schlacht von Göllheim 100 Knappen zu Rittern, Albrecht von Österreich bei der Hochzeit seiner Tochter Anna mit Hermann von Brandenburg 50; und das Nibelungenlied erzählt, daß mit Siegfried zusammen 400 Jünglinge das Schwert empfangen hätten. In der Regel war die Schwertleite eines Fürstensohnes ein großes Fest. Schon Monate vorher begannen die Vorbereitungen. Ritter und fahrende Sänger zogen als Boten des Königs durch das Land und luden Freunde, Verwandte und Vasallen, insbesondere aber auch deren ritterwürdige Söhne ein. Die Schmiede fertigten neue Waffen, und die Herrin arbeitete mit ihren Frauen und Mägden in

den Kemenaten neue Kleider; denn die ritterliche milte gebot, daß der Fürst alle seine Gäste, besonders aber die Schwertgenossen seines Sohnes mit neuen Kleidern und Rüstungen beschenke. Der Festtag, meist um die Zeit der Sonnenwende, kam. Die Burg war festlich ausgeschmückt; der Herr ritt seinen Gästen entgegen und geleitete sie zur Burg, wo sie die Herrin feierlich empfing und ihnen den Bewillkommnungstrunk bot (siehe Bild S. 148). Nach den französischen Formen der Ritterweihe nahmen die Knappen zunächst ein warmes Bad; dann legten sie neue Kleider an und gingen zur Kirche, wo sie vor ihren Waffen, die sie am nächsten Morgen empfangen sollten, knieend oder stehend im Gebet Nachtwache hielten (siehe Bild S. 148). Am Morgen des eigentlichen Festtages schritten die Schwertgenossen, die den Ritterschlag empfangen sollten, begleitet von Männern und Frauen in feierlichem Zuge nach dem Münster; der Priester hielt das Hochamt, segnete die Waffen, und dann folgte die feierliche Zeremonie der Schwertleite. Sie begann mit der feierlichen Rüstung;

Turnier auf dem Marktplatz zu München bei der Hochzeit Herzog Wilhelms V.

ein Ritter schnallte dem Knappen den rechten Sporn an, ein anderer zog ihm den Harnisch an und befestigte den Helm. Die weitere Zeremonie vollzog sich so, wie sie in dem folgenden Berichte über die Schwertleite König Wilhelms von Holland, die am 3. Oktober 1247 erfolgte, geschildert ist. In diesem Bericht, der sich in einer um 1350 entstandenen Chronik vorfindet, heißt es: „Nachdem alles in der Kirche (dem Dome) zu Köln vorbereitet war, nach der feierlichen Messe, wurde besagter Knappe Wilhelm vor den Kardinal durch den König von Böhmen geführt, der folgendermaßen sprach: ‚Eurer Hochwürden, gnädiger Vater, stellen wir diesen erlesenen Schildknappen vor mit der demütigen Bitte, daß Eure Väterlichkeit sein Gelöbnis empfange, damit er würdig in unsere Ritterschaft aufgenommen zu werden vermöge.‘ Der Herr Kardinal aber sprach zu dem Knappen: ‚Es ziemt sich, daß jeder, der Ritterschaft treiben will, hochgemut, edel, freigebig, tadellos und ehrenfest sei; hochgemut im Unglück, edel gegen seine Blutsverwandten, freigebig in aller Ehrbarkeit, tadellos in höfischem Geiste und ehrenfest in männlicher Tüchtigkeit. Ehe du jedoch dein Gelübde ablegst, höre mit reiflicher Überlegung erst die Regeln an. Das aber ist die Regel des Rittertums: zuvörderst mit frommer Sammlung täglich die Messe hören, für den katholischen Glauben kühn das Leben wagen, die heilige Kirche mit ihren Dienern von allen Raubgesellen befreien, Witwen, Kinder und Waisen in ihrer Not beschützen, ungerechte Kriege vermeiden, unbillige Dienste verweigern, für die Befreiung eines jeden Unschuldigen den Zweikampf annehmen, Turniere allein der kriegerischen Übung wegen besuchen, dem römischen Kaiser oder dessen Stellvertreter in zeitlichen Dingen ehrfurchtsvoll zu gehorchen, den Staat unverletzt in seiner Kraft zu lassen, die Lehngüter des Kaiserreichs oder Königreichs nicht entfremden und unsträflich vor Gott und Menschen in dieser Welt leben. Wenn du diese Gesetze der Ritterregel demütig und fleißig nach bestem Wissen und Können befolgst, so wisse, daß du zeitliche Ehre auf Erden und nach diesem

Älteres Kampfspiel. Nach einer Originalzeichnung von A. Bauer.

von Bayern mit Renate von Lothringen. Nach einem Gemälde von C. Schwoiser.

Glocken, dem Lärm der Pauken dreimal gegen den Sohn des Königs von Böhmen und beendete darauf durch ein Gefecht mit blanken Schwertern seine Laufbahn als Knappe. Dann feierte er ein dreitägiges Hoffest und bewies allen den Großen durch freigebige Spenden seine noblen Gesinnungen."

Auf das Turnier (siehe die Bilder dieser Seite) bereiteten sich die Ritter durch einfachere Kampfspiele vor, durch den Buhurt und die Tjost. Der Buhurt (vom lat. hurdus d. i. Anprall, Stoß) war ein Reiterspiel, in dem die Ritter ihre Sicherheit und Fertigkeit im Reiten zeigen sollten. Man stieß mit Speeren und Lanzen, und der Stoß ward durch den Schild pariert; aber die Waffen waren doch an sich gefährlich, da bei diesem Kampf die Brust nicht durch den Harnisch geschützt wurde. Die buhurtierenden Ritter, oft mehrere Hundert, stellten sich in zwei Gliedern gegenüber und ritten dann gegeneinander, erst im Trab, dann im Galopp und zuletzt in Karriere. Die Reihen prallten aufeinander und suchten sich zu durchbrechen, die Schilde dröhnten vom Lanzenstoß, zerbrochene Lanzen und Schilde fielen zu Boden, eine Reihe wich, die Sieger riefen „Hurra", und der Buhurt war zu Ende. Die Tjost (aus iuxta oder iusta pugna = regelrechter Kampf) war stets ein Zweikampf mit Lanze und Schwert, beide beim Spiel stumpf, im Ernstfall spitz und scharf. Ritter und Roß waren gepanzert. Die Ritter sprengten mit verhängten Zügeln gegeneinander, die Lanze wurde gesenkt und auf den Schild des Gegners gerichtet. Traf der Stoß richtig,

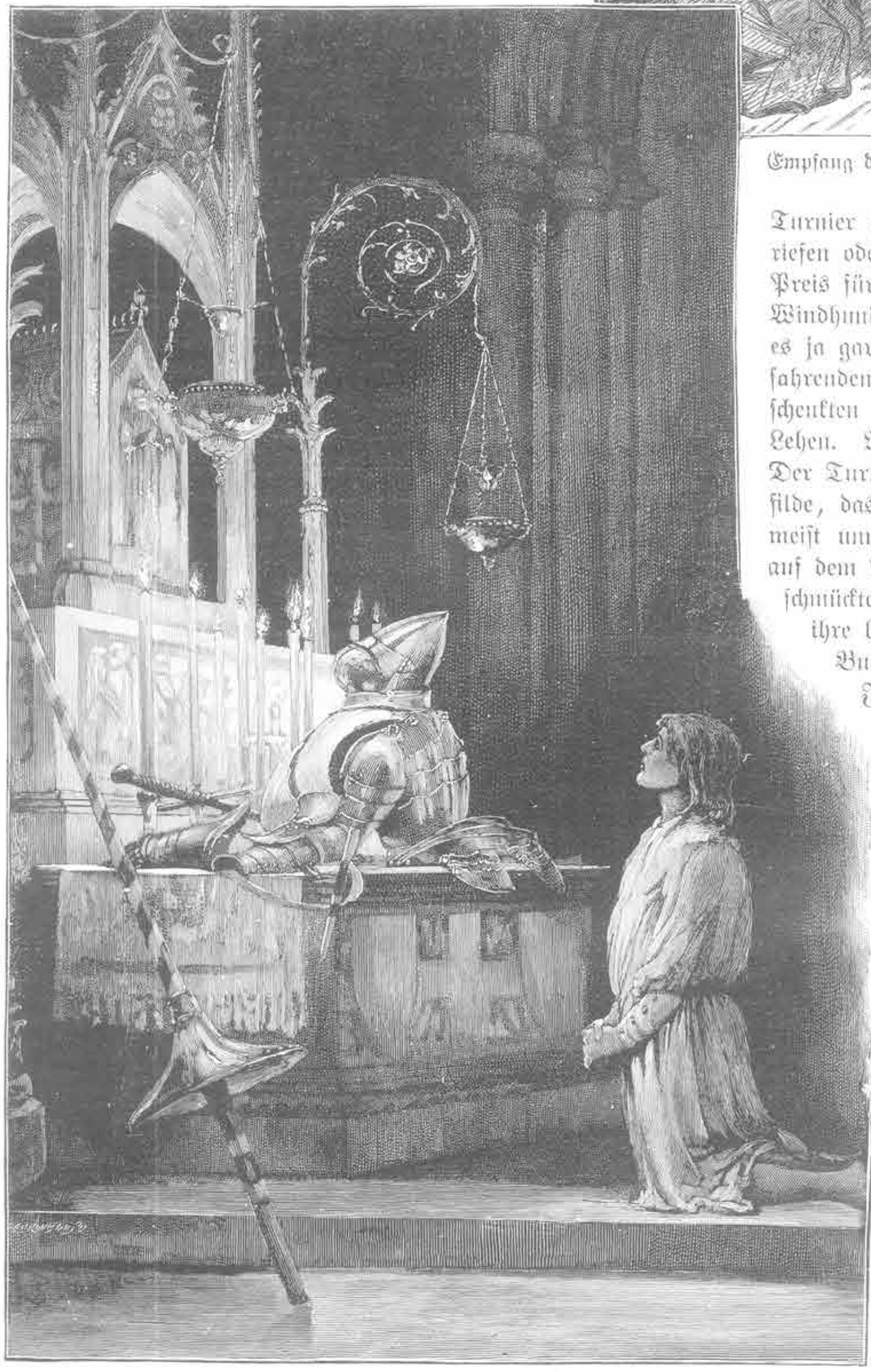
Leben die ewige Ruhe dir verdienst.' Darauf legte der Herr Kardinal die gefalteten Hände des Knappen in ein Meßbuch auf das verlesene Evangelium und sprach: ‚Willst du in Gottes Namen den Ritterorden demütig empfangen und die dir wörtlich erklärte Regel nach deinem besten Können erfüllen?' Es antwortete der Knappe: ‚Ich will es.' Der Herr Kardinal aber gab darauf dem Knappen folgendes Gelübde, das dieser Knappe vor allen folgendermaßen verlas: ‚Ich Wilhelm, Fürst der holländischen Ritterschaft, des heiligen Reiches Lehensmann, gelobe eidlich in Gegenwart des Herrn Petrus, Kardinals und apostolischen Gesandten, bei diesem hochheiligen Evangelium, das ich mit der Hand berühre, die Gesetze des Ritterordens zu beobachten.' Darauf gab der König von Böhmen dem Knappen einen Schlag auf den Hals und sprach: ‚Zur Ehre des allmächtigen Gottes mache ich dich zum Ritter und nehme dich mit Freuden in unsere Gesellschaft auf.'" — Das wichtigste Glied der feierlichen Handlung war der Ritterschlag; der Ritter, der den Knappen aufnahm, schlug diesem mit der bloßen Hand oder mit dem Schwert auf den Nacken oder Rücken (siehe Bilder S. 149). Und dieser Schlag erinnert an die Ohrfeigen, welche beim Setzen der Grenzsteine oder beim Flurzug den Jungen gegeben wurden, damit sie die Steine genau merken sollten. So sollte der Ritterschlag den neuen Ritter für alle Zeit an die eben empfangenen Lehren erinnern. Von der Ritterweihe Wilhelms von Holland aber heißt es weiter: „Nachdem diese Feierlichkeiten vorüber waren, turnierte der junge Ritter unter dem Schall der Posaunen, dem Klange der

Die Wappenschau vor dem Turnier.

so wurde der Gegner entweder aus dem Sattel gehoben oder die Lanze zerbrach an dem parierenden Schilde. Das Turnier (mhd. turnei, franz. tournoi vom lat. tornare, d. i. drehen, wenden) unterscheidet sich von der Tjost dadurch, daß hier nicht Mann gegen Mann, sondern Schar gegen Schar kämpfte, und vom Buhurt dadurch, daß jeder Ritter seine volle Rüstung trug. Es war also das Abbild einer Reiterschlacht. Es kam den Rittern darauf an, sich im Lanzenkampfe und Schwertgefechte und vor allem in der Behandlung des Streitrosses zu üben; den Fürsten lag daran, ihre Ritterschaft kennen zu lernen und zu erfahren, welche unter ihnen die tüchtigsten und brauchbarsten wären. Den im Turnier bewährten Rittern wurde dann in der Schlacht ein Kommando anvertraut oder eine recht schwierige Verteidigung überwiesen, sie empfingen frühzeitig gute Lehen. So konnte sich also ein guter Turnierheld Ansehen, Ehrenstellen, Hab und Gut erwerben. Doch das Turnier war nicht nur Waffenübung; die Ritter verstanden das Notwendige auch schön und anmutig zu gestalten; so ward das Turnier das größte der höfischen Feste, an dem auch die Damen reichen Anteil hatten.

Sobald ein Fürst oder ein reicher Ritter ein

Empfang der Gäste. Nach einer Originalzeichnung von L. Herterich. (Text S. 146)



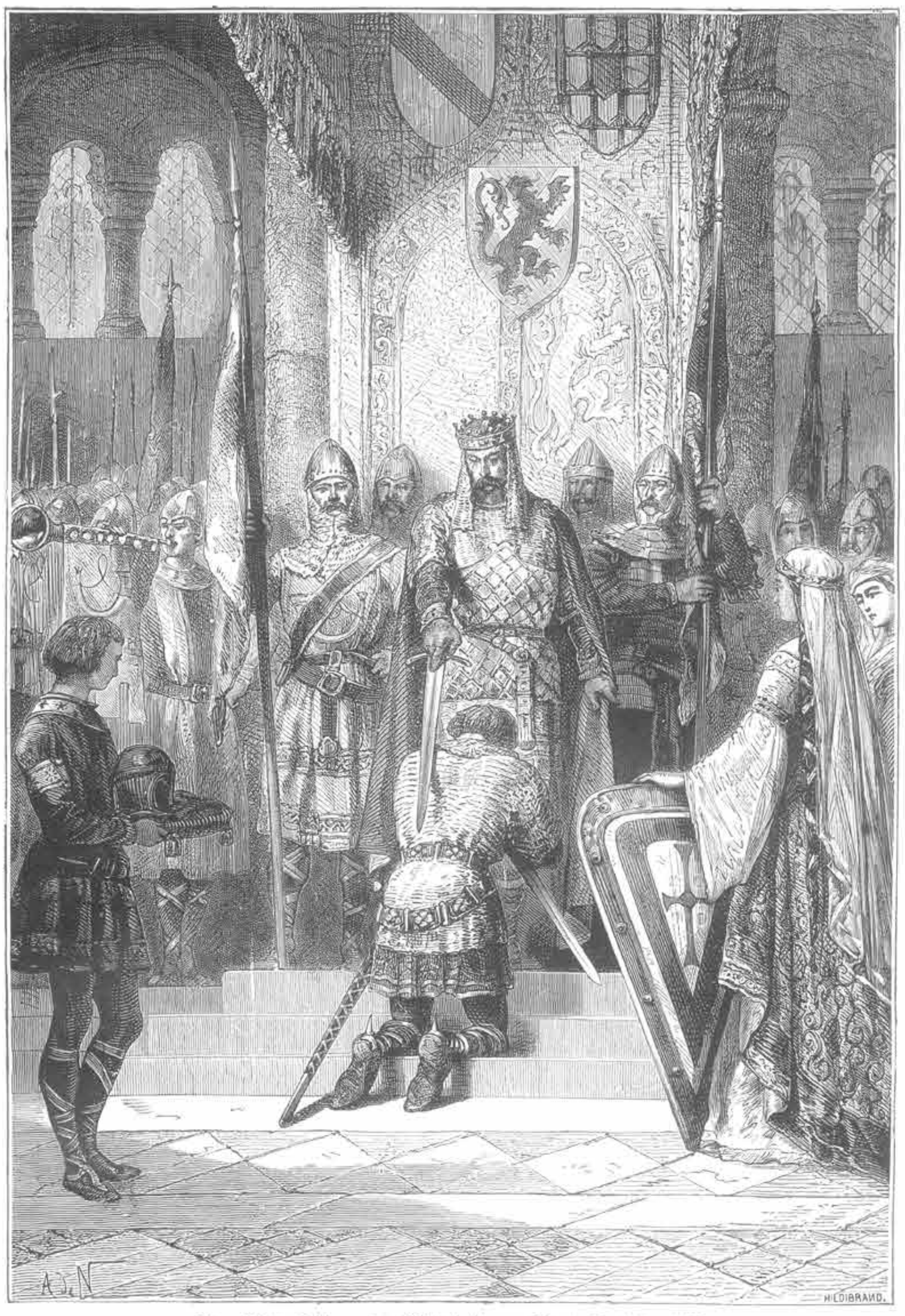
Nachtwache des jungen Edelmanns bei den Waffen vor dem Ritterschlag. (Text S. 146)

Turnier zu veranstalten beschlossen hatte, schickte er Boten aus, die es ausriefen oder durch Briefe dazu einluden. Gewöhnlich wurde dabei gleich der Preis für den Sieger bekannt gegeben: ein Sperber, ein Habicht, ein Paar Windhunde, ein Kranz oder ein Gürtel. Auf den Wert des Preises kam es ja gar nicht an. Wer ihn errang, der hatte Ehre genug; ihn priesen die fahrenden Sänger in ihren Liedern, ihn bewunderten die Damen und schenkten ihm Liebe, und ihm schenkten die Fürsten ihre Gunst und reiche Lehen. Nach ergangener Einladung begannen überall die Vorbereitungen. Der Turnierherr ließ den Turnierplatz herrichten, ein offenes, ebenes Gefilde, das den Bewegungen der Reiterscharen nur geringe Hindernisse bot, meist unmittelbar vor den Mauern der Stadt oder in späterer Zeit auch auf dem Markt derselben gelegen (siehe Bild S. 146 u. 147). Seine Frauen schmückten die Burg und rüsteten Küche und Keller. Die Geladenen holten ihre besten Waffen und Kleider hervor und übten sich früh und spät in Buhurt und Tjost. Der festliche Tag kam heran. Begleitet von ihren Frauen und Töchtern und zahlreicher Dienerschaft, die auf Saumtieren das Gepäck führte, zogen die Ritter nach der Turnierstadt. Ihre Zahl war oft ungeheuer groß. So wird erzählt, daß bei dem Turnier, das Friedrich I. 1184 aus Anlaß der Ritterweihe seiner beiden älteren Söhne, Heinrich VI. und Philipps von Schwaben, zu Mainz veranstaltete, 40000, oder wie andere Berichte sagen, 70000 Ritter anwesend gewesen wären. Schon die Reise nach der Stadt war eine fröhliche Zeit. Die Gruppen vereinigten sich, man begrüßte alte Bekannte und gewann neue, und so nahten sich die Ritter in großen Scharen der Stadt. Von dorther kamen ihnen sogenannte Rufer (krier), das sind Landstreicher, die sich zum Feste eingefunden hatten, entgegen, begrüßten sie, zogen vor ihnen her in die Stadt und verkündeten durch lauten Ruf den Ruhm der Ritter, die ihnen Huld erwiesen hatten. Den Fürsten und Grafen war in der Hofburg oder in der Stadt Wohnung bereitet; die anderen Ritter schlugen ihr Zelt vor der Stadt nahe dem Turnierplatz auf. Vor den mit Blumen und Laubwerk geschmückten Herbergen wehten die Banner der Großen, und da hingen die wappengemalten Schilde, damit jedermann wisse, wer hier Quartier genommen. Häufig verlangte auch die Sitte, daß alle die Ritter, die am Turnier teilnehmen wollten, ihre ganze Rüstung zur Schau ausstellten. In einem Saale oder an den Schranken des Turnierplatzes entlang stand Rüstung

neben Rüstung, und Ritter und Edelfrauen gingen gern dahin, sie zu schauen (siehe Bild S. 147). Die kampflustigen Ritter, besonders die jüngeren, vermochten den Turniertag kaum zu erwarten; sie maßen sich schon vorher, die Kraft zu erproben und zu erkunden, ob sie wohl den Sieg erhoffen durften. Der Festtag kam. Er begann mit einer feierlichen Messe und der Schwertleite junger Ritter. Dann versammelten sich die Kämpfer auf dem Turnierplatz, die beiden Reitergeschwader wurden abgeteilt, und je ein Hauptmann übernahm das Kommando. Nachdem jeder Ritter noch ein Frühstück eingenommen, riefen die Kreirer zum Waffnen:

„Nu wâpent iuch, ir ritter guot,
Wâpent iuch, sit hoch gemuot
Und zogt mit freuden ûf daz velt!
Dâ lît der minne gernden gelt,
Dâ sol man ritters ellen sehen,
Und dâ der vrowen ritter spehen.“

Nun kam der Turnierherr mit den Frauen, begrüßt von Jubelruf und Hörnerschall; sie nahmen Platz, und dann zogen die Ritter unter Trompetenklang und Trommelschlag in die Turnierschranken ein. Die Scharen standen, jedes in drei keilförmige Treffen gegliedert; die Hauptleute eilten geschäftig hin und her, ermahnten jeden, seine Schuldigkeit zu tun; dann erwartungsvolle Stille.



Der Ritterschlag im Mittelalter. (Text S. 145—147)

Jetzt gibt der Turnierherr das Zeichen zum Beginn. Die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln, die Ritter erheben ihr Feldgeschrei und stürmen gegeneinander. Schilde dröhnen, Lanzen brechen, Sieger jubeln, Verwundete stöhnen. Geschickt und geschäftig eilen Knappen herzu, ihren Herren neue Lanzen zu reichen, das Roß eines Besiegten oder diesen selbst abzuführen, oder ihre Herren, wenn sie gestürzt, aus dem Getümmel zu bringen. So wogt der Kampf hin und her, bis der Turnierherr durch ein Signal Halt gebietet. Jetzt gilt es, den Sieger zu bestimmen und auszurufen. Eine kurze Beratung, er ist gefunden. Er reitet vor den Herrn und empfängt aus lieber Frauenhand den verheißenen Preis. Das umkränzte Haupt stolz gehoben und die siegreiche Lanze hoch schwingend (siehe Bild S. 150), so umreitet er den Turnierplatz, bewundert, bejubelt und auch beneidet. — Froh des errungenen Erfolgs spendete der Sieger, sich als Held zu zeigen und ritterliche Milde zu beweisen, reiche Gaben, namentlich an die Fahrenden, damit diese sein Lob überall verkünden sollten. Die Besiegten dagegen waren in trüber Stimmung. Sie mußten nicht nur mancherlei Hohn und Spott ertragen, sondern hatten auch schwere Verluste erlitten. Roß und Mann waren gefangen und wurden nur gegen Lösegeld freigegeben.

Empfang der Schwertleite.
Nach einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts.

„Dô muosten dan ze den juden varn
Si al di dâ gevangen warn.
Man sach si setzen al zehant
Vil manegerhand kotlichez phant.
Die dâ gewunnen heten guot,
Die wâren vrô und hôchgemuot.“

Das Turnier war vorbei, nicht die Freude; denn in der Stadt gab es Ergötzlichkeiten aller Art. Da hatten Kaufleute ihre Buden aufgeschlagen, die fahrenden Sänger sangen ihre Weisen, Seiltänzer zeigten ihre Kunst. Verwandte und Freunde saßen traulich beisammen, und junge Helden warben um die Minne holder Mägdlein. Das alles hielt die Ritter noch manchen Tag, und nur schwer konnten sie sich zur Rückkehr auf ihre einsame Burg entschließen.

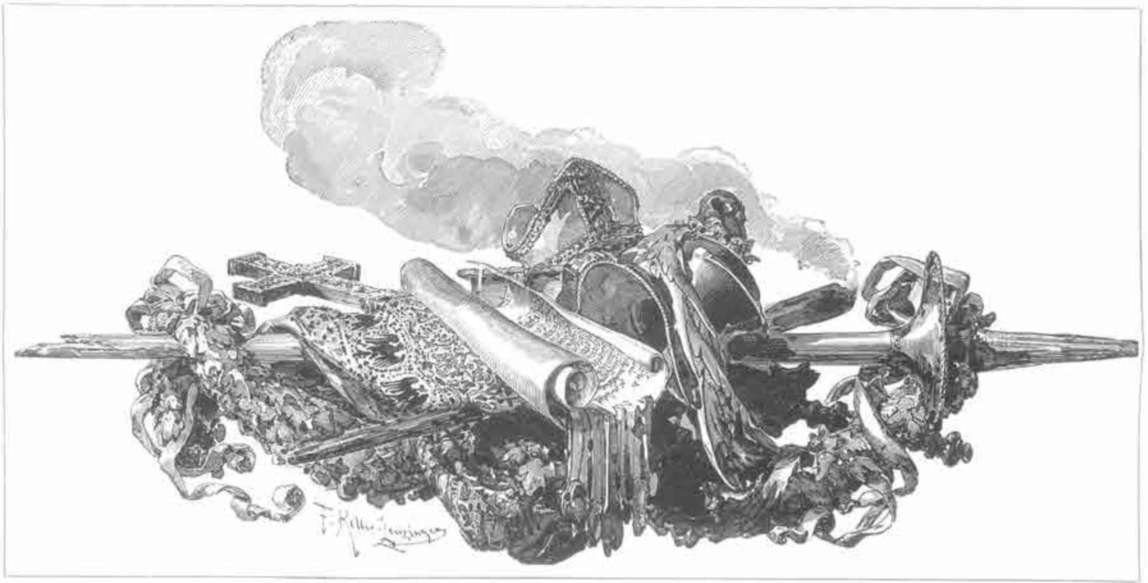
Auf dem Turnier sollte der Ritter Tugend zeigen: milte, zucht, mâze und vuoge; und viele Jahrzehnte war das so; als aber gegen Ende des 13. Jahrhunderts der Ritterstand verwilderte, wurden die Turnierplätze Orte der Roheit und der gemeinen Gesinnung. Um 1245 schon klagte Reinmar von Zweter:

„Turnieren was ê ritterlich
Nu ist ez rinderlich, toblich, tot, reis, mordes rich.
Mortmezzer und mortkolben, gesliffen aks, gar uf des mannes tot:
Sus ist der turnei nu gestalt;
Des werdent schoener vrouwen ougen rot, ir herze kalt,
Swanne si ir werden lieben man da weiz in so mortlicher not.
Dô man turnierens pflac dur ritters lere,
Dur hohen muot, dur hübenheit und dur ere,
Dô hete man ümbe eine dekke
Ungerne erwürget einen man:
Swer daz nu tuot und daz wol kan
Der dunket sich ze velde ein rekke.“

In festloser Zeit war das liebste Vergnügen des Ritters die Jagd. Mutig und unerschrocken trat er dem Bären, Eber, Auerochsen und Wisent entgegen; er überlistete den Fuchs und Luchs und schlich dem Wolfe nach, vor ihm die edlen Jagdtiere des Waldes zu schützen. Und die Hausfrau freute sich, wenn er mit reicher Beute heimkehrte, bot doch das Wildbret zumal im Winter, wenn es nur Rauch- und Salzfleisch von den Haustieren gab, die aus Mangel an Futter im Herbst abgeschlachtet worden waren, willkommene Abwechselung. Auf jeder Burg gab es eine große Jagdmeute, und Jägermeister und Jägerburschen verstanden, die Hunde für allerlei Jagddienst — leiten, spüren, jagen, hetzen und wachen — abzurichten. Zur Jagd im grünen Wald trug der Ritter einen grünen Rock und Mantel. In seinem breiten Lendengurt staken Messer, Stahl, Feuerstein und Schwamm; an seiner Hüfte hing ein Horn, damit das Hallali zu blasen und die Jagdgenossen zum Sammeln zu rufen. Seine Waffen waren Spieß, Wurfspeer, Armbrust, Bogen und Pfeile. Man unterschied drei Arten der Jagd: Birsch-, Hetz- und Falkenjagd. Ein anschauliches Bild von einer großen Birschjagd empfangen wir im 16. Abenteuer des Nibelungenliedes: Wie Siegfried (bei der Jagd im Odenwald) erschlagen ward. Unsere Bilder zeigen die Sauhetze und die Falkenjagd. Eine Sauhatz (siehe Bild S. 151) wird in einem höfischen Roman so geschildert: „Ein Ritter,

Der Sieger im Turnier. Nach einer Originalzeichnung von C. Schraudolph. (Text S. 149)

dem der Besuch von Verwandten angemeldet war, zog zur Jagd aus, das Wildbret für das Gastmahl zu fangen. Er hatte einen Kolben in der Hand und schlug damit auf das Buschwerk, und die Jäger stießen in ihre Hörner so laut und hell, daß das ganze Gehölz widerhallte. Sofort sprang ein Keiler aus dem Gebüsch und wendete sich durch den Forst, so schnell er konnte, zur Flucht. Hinter ihm her jagt ein großer, kräftiger Windhund, erreicht ihn und packt ihn am Ohr, ihn zurückzuhalten. Aber der Keiler schlägt mit den Hauern und trifft den Windhund so, daß er ihm eine Seite aufschlitzt; dann läuft er auf ihn zu, packt ihn grimmig mit den Zähnen und schleudert ihn an eine Eiche, daß er ihm den Schädel zerschmettert und daß die Eingeweide heraustreten. Sofort springen die andern Hunde zu, den Keiler zu fangen, er aber flieht, so schnell ihn die Beine tragen können. Dicht hinter ihm folgen die Windhunde, und dann sprengen die Jäger auf schnellen Rossen in voller Hast daher. Das Wildschwein stürzt sich in einen Fluß, durchschwimmt ihn und rast auf einem Felde am jenseitigen Ufer weiter, hinter ihm Hunde und Jäger. Ein Windhund ist vorgesprungen und hat das Wildschwein am Schenkel gepackt. Es faßt ihn mit den langen und scharfen Hauern und wirft ihn hoch in die Luft; beim Niederfallen gibt es ihm einen solchen Hieb, daß es ihm das Gehirn zerschmettert. Die andern Hunde, die das mit ansehen, fürchten sich darum doch nicht; unverzüglich fallen sie über das Wildschwein her und der Kampf beginnt von neuem. Plötzlich wendet sich das Schwein, läuft zurück zum Wasser, schwimmt wieder hindurch und springt in das Gehölz, aus dem es ausgebrochen. Wieder springt ein Hund vor und packt es an der Brust, es aufzuhalten. Aber unverzüglich faßt ihn das Schwein mit den Zähnen an der Haut des Halses und schlägt ihn so gegen eine Buche, daß beide Augen aus dem Kopfe fliegen und die Eingeweide heraustreten. Voll Grimm und Wut folgt der Ritter, von vierzehn Hunden hat ihm das Schwein zehn getötet. Er schneidet ihm den Weg ab und kommt ihm einen Armbrustschuß weit zuvor. Das Schwein stürzt auf ihn mit offenem Rachen zu, blind vor Wut und fast erschöpft; der Ritter lehnt sich rasch an eine Eiche und streckt ihm den Spieß entgegen; es rennt hinein, bohrt sich Eisen und Schaft tief hinein in den Leib und bricht zusammen. Die Hunde fallen es noch mit wütendem Gekläff an, der Ritter aber setzt das Horn an und kündet den Genossen seinen Sieg."



Als edelste Jagd galt den Rittern und ihren Frauen die Falkenjagd (siehe Bilder S. 152 u. 153). Über dieselbe sind wir vor allem durch ein Buch Kaiser Friedrichs II. „de arte venandi cum avibus" (s. Bild S. 152) unter-

richtet. Man benutzte Ger-, Pilger-, Edel-, Berg- und Zwergfalken, Habichte und Sperber. Zunächst galt es, den Falken abzurichten; diese äußerst mühsame Arbeit besorgte auf den Hofburgen berufsmäßig ein Falkner (valkenaere — Entstehung des Familiennamens!). Er begann zunächst damit, den Vogel durch regelmäßige Atzung zum Gefühl der Abhängigkeit vom Menschen zu bringen. Dann lehrte er ihn, ruhig auf der Hand des Jägers zu sitzen, wenn dieser stand, ging oder ritt, sei es im Schritt, Trab und Galopp. Zu diesem Zwecke nahm er eine vorläufige Blendung vor, d. h. er zog ihm durch die unteren Augenlider einen Faden und band die Lider so auf, daß der Falke nichts sehen konnte, oder er zog ihm eine Lederhaube über den Kopf. Ferner stumpfte er ihm die Nägel ab und legte ihm um die Füße Fesseln aus weichem Leder, an deren Schmalende ein kleiner Ring angenäht war. Durch diese Ringe führte die sogenannte Langfessel, an der der Falke gehalten ward. Um dem Falken das Beißen abzugewöhnen, hielt ihm der Falkner einen Scherben, einen Stein oder ein hartes Stück Holz vor. War der Vogel so allmählich an ruhigen Sitz gewöhnt, dann öffnete man ihm die Augen, erst halb, dann nach und nach ganz und zeigte ihm auf vielen Gängen und Ritten die Burg und ihr Jagdrevier. Dabei machte man ihn auf die Jagdtiere aufmerksam, auf Kraniche, Reiher, Schwäne, Fasane, Feldhühner, wilde Gänse, Enten, Tauben, Brachvögel, Kiebitze, Stare und Lerchen. Der

Eberjagd. Nach einer Originalzeichnung von H. Zügel.

abgerichtete Falke hieß „vederspil“ (vergl. Windspiel für Windhund), die Falkenjagd hieß Beize (beizen = beißen machen, beißen lassen). Anschauliche Schilderungen der Falkenbeize geben von neueren Dichtern Anastasius Grün (Der letzte Ritter) und Gottfried Kinkel im achten Abenteuer von seinem Epos „Otto der Schütz“. Im Anschluß an diese und einige mittelhochdeutsche Gedichte und an das genannte Werk Friedrichs II. schildert Arnold Zehme (Die Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters) eine Falkenbeize etwa so: „An einem schönen Frühlingsmorgen öffnen sich die Tore einer Burg und hinaus reitet eine kleinere Jagdgesellschaft zur Beize. Jede Dame hat einen Kavalier zur Seite, alle tragen auf der durch einen langen Lederhandschuh geschützten Hand einen Falken. Sie halten ihn fest an der kostbaren seidenen oder ledernen Langfessel. Den Beschluß des stattlichen Zuges bilden die Falkner, an deren Leibgurt eine Tasche voll Fleisch und Lockspeise hängt, mit Falken und Windhunden. Jetzt gelangt die Gesellschaft in ein friedliches Tal an einen stillen Weiher, wo gierige Reiher die Fische würgen. Schon wittern die Falken den Wasserduft, raubgierig schreien sie nach Licht und Luft. Die kleinen Wasservögel verkriechen sich, die Gefahr ahnend, im Schilf. Plötzlich steigt ein Reiher, von Windhunden aufgescheucht, in die Höhe. Schnell löst eine schöne Jägerin ihrem Falken die Fessel und hebt seine Haube; da steigt er tatendurstig in steilem Winkel gen Himmel, umkreist den Reiher und schießt jäh auf ihn herab. In wildem Kampfe suchen sich Reiher und Falke die Höhe abzugewinnen und einander zu übersteigen. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen Ritter und Damen, kreuz und quer durch Wiesen, Felder und Wälder sprengend, ihrem Fluge. Jetzt stellt sich der tückische Reiher unachtsam, der Falke stürzt auf ihn, doch jener hält ihm den langen spitzen Schnabel vor und spießt ihn auf. Der Falke fällt tot zu den Füßen seiner tiefbetrübten Herrin nieder. Aber schon ist ihr Begleiter herbeigesprengt und hat seinen isländischen Edelfalken, welcher selbst Adler angreift, aufsteigen lassen. Steil rauscht er auf, umkreist den trotzigen Reiher, macht ihn durch trügerische Stöße kühn und sorglos und schießt dann auf ihn nieder, daß das weiße Gefieder zerstiebt. Todwund flattert er fort, doch der Falke hakt sich mit seinem Schnabel von oben fest und läßt sich von ihm den Weiher entlang schleppen, bis er zu Boden stürzt. Schnell eilt ein Ritter herbei, die Beute zu nehmen. So haben auch die andern Jagdgenossen und -Genossinnen Beute gemacht, die Jagd ist zu Ende. Der Falkner lockt die Falken mit der mitgebrachten Speise wieder herbei, legt ihnen die Fessel an, setzt ihnen die Hauben auf, und beutebeladen kehrt der Jagdzug heim.“

Die Falkenjagd war ein Lieblingsvergnügen der edlen Frauen, und darum ward von ihnen das edle Tier gar häufig mit dem Geliebten verglichen. Wir denken an Krimhildens Traum:

„In diesen hohen Ehren da träumte einst Krimhild,
Sie zöge einen Falken, stark, schön und wild;
Den griffen ihr zwei Aare, daß sie das mußte seh'n,
Ihr konnt' auf dieser Erde kein größer Leid gescheh'n.

Sie sprach von dem Gesichte zu ihrer Muter Ute;
Die wußte keine Deutung als diese für die Gute:
Der Falke, den du gezogen, das ist ein edler Mann,
Gott woll' ihn dann behüten, sonst ist es um ihn getan."

(Übertragung von Karl Simrock.)

Reiherbeize. Nach einer Originalzeichnung von L. Herterich

Krimhildens Traum baut sich auf der Tatsache auf, daß der Falke oft von stärkeren Raubvögeln erjagt und getötet wird. Von der andern Tatsache, daß gar oft ein Falke, wenn ihm die Freiheit gegeben, entfloh, geht folgendes Gedicht eines Minnesängers aus, des Herrn von Kürenberg:

Der Falke.

„Ich zog mir einen Falken
wohl über ein ganzes Jahr.
Doch da ich ihn gezähmet
nach meinem Willen gar,
Und ich ihm sein Gefieder
mit rotem Gold umwand,
Da flog er hoch und höher
und zog fort in ein andres Land.

Jüngst sah ich stolzen Fluges
schweben ihn dahin,
Seidne Borten fesseln
seinen Fuß und Sinn.
Sah sein stolz Gefieder
ganz von rotem Gold. —
Sende Gott zusammen,
die sich herzlich lieb und hold!"

(Übertragung von Karl Kinzel.)

Die einsamen langen Winterabende vertrieb man sich auf den Burgen gern durch allerhand Spiele. Sehr beliebt war unter Männern und Frauen das Würfelspiel; und was schon Tacitus so unbegreiflich fand, das konnte man jetzt auch noch sehen, daß ein Mann in der Leidenschaft des Spiels Hab und Gut verlor. Auch bei den damals üblichen Brettspielen, Dame, Mühle und Schach, galt der Kampf gar häufig nicht nur der Ehre des Gewinnes, sondern großen Summen. Schach, damals Schachzabel (aus dem persischen schâh = König und dem französischen table, lateinisch tabula, entstanden) war das edelste Spiel. Es bestand seit dem 6. Jahrhundert als indisches Kriegsspiel und war durch die Vermittlung der Araber nach Europa gekommen. Auf den Ritterburgen war es erst seit dem Ende des 12. Jahrhunderts heimisch, und es stand so in Ansehen, daß jedes Mitglied der höfischen Gesellschaft „diu zabelworte" und das Spiel verstehen mußte. Das Schachbrett war so groß, daß es ein Ritter in der Not des Augenblicks als Schild gebrauchen konnte; und reiche Ritter legten Wert darauf, Schachbretter aus Gold, Silber oder Elfenbein zu haben.

Friedrich II. und sein Falkner.

Miniatur in seiner von ihm verfaßten Abhandlung über Falkenzucht.

Gar manche Stunde verging bei der Erzählung von alten Geschichten, Mären, Sagen und Schwänken. Wer einen großen Schatz davon in seinem Gedächtnis trug und gut erzählen konnte, der war bei lauschenden Frauen wohlangesehen und erwarb sich dadurch ihre Minne oft leichter als durch schweren Kampf in der Schlacht oder im Turnier.

Und besonders beliebt waren auch die Knappen und Ritter, die Rätsel zu geben und artig zu lösen wußten. Ein Beispiel davon nachstehend.

Ritter: Ein Rätsel will ich dich fragen,
Mein liebes Mägdelein,
Und wenn du's tust erraten,
Sollst du mein Weiblein sein.
Welcher Schütz zielt immer und trifft nie?
Und was lernt ein Mädchen ohne Müh'?
Mädchen: Herr Ritter, euer Rätsel
Soll bald erraten sein,
Ich werde mich bemühen
Zu sein euer Weibelein.
Der Bogenschütz am Himmel zielt immer und trifft nie,
Und lieben lernt ein Mädchen ohne Müh.
R. Was geht tiefer als ein Bolz?
Und welches ist das trefflichste Holz?
M. Liebe geht tiefer als ein Bolz
Und wohl ist die Rebe das trefflichste Holz.
R. Welche Jungfrau ist ohne Zopf?
Und welcher Turm ist ohne Knopf?
M. Die Jungfrau in der Wiege ist ohne Zopf,
Der Turm zu Babel ist ohne Knopf.

So legt der Ritter dem Mägdlein ein Rätsel nach dem andern vor, und als sie alle erraten, schließt er voll Freuden:

Erraten, liebes Mädchen,
Hast du die Rätsel all;
Komm hinter meinen Rücken,
Reit mit durch Berg und Tal.
Und ew'ge, ew'ge Liebe sei dein Lohn!
Hopp hopp, hopp hopp ging's mit ihr davon.

Rätsel zu geben und schnell und witzig zu lösen, war nicht immer leicht; diese Mühe wollten sich gar manche vornehme Herren und Frauen ersparen und hielten sich dazu und zu Lust und Spaß überhaupt besondere Leute, die Narren (siehe Bild S. 153). Jede Hofburg hatte einen oder mehrere Hofnarren, die durch lustiges Wortgefecht, durch Rätsel und Vexierfragen Lust und Frohsinn weckten und erhielten, dabei aber auch ihren Zuhörern gar manch Körnlein Wahrheit reichten. Einmal im Jahre, kurz vor der stillen Fastenzeit, waren sie die Herren der Burg; da fügten sich

ihrem Gebot Ritter und Edelfrauen und trieben allerhand Mummenschanz. Die Ritter erschienen gern in einer fremden größeren oder kleineren Rüstung und legten ihren Frauen die Frage vor: „Rate, wer ist's" (siehe Bild S. 156). Das war eine fröhliche, ausgelassene Zeit, da wurde viel Unsinn getrieben oder, wie man damals sagte, es wurde gefaselt.

Aus diesem Faseln, d. h. Unsinn treiben, entstand das mittelhochdeutsche Wort vasenaht und daraus dann Fastnacht. Fastnacht ist also genau genommen nicht der Vorabend der Fastenzeit, sondern die lustige Zeit des Faselns, die allerdings kurz vor die Fasten fiel.

Kein Spiel, keine Falkenbeize und kein Turnier war ohne Anteilnahme oder Gegenwart der Frauen; denn immer und überall sollte es des edlen Ritters Streben sein, sich durch Tugend und Tapferkeit die Gunst der Frauen zu erwerben. Daher gehören Ritterdienst und Minnedienst zusammen, daher ist die Blütezeit des Rittertums auch des Minnesangs Frühling; Lust und Leid der Liebe ist das Grundthema der mittelalterlichen Lyrik.

So sang Ditmar von Eist folgendermaßen:

Edeldame auf der Falkenjagd. Nach einer Originalzeichnung von G. Franz.

Úf der linden obene
dâ sanc ein kleines vogellîn,
vor dem walde wart es lût.
dô huop sich aber das herze mîn
an eine stat, dâ'z ê dâ was.
ich sach die rôsebluomen stân,
die manent mich der gedanke vil,
die ich zeiner frouwen hân.

Solange die Ritter nach zucht und mâze strebten, war auch der Minnedienst voll Zucht und Reine; anders später. Da galt es als vornehm, daß jeder Ritter um die Minne einer verheirateten Frau werbe und sie wenn möglich ihrem Ehgemahl abspenstig mache. Er suchte ihre Gunst durch Tapferkeit in Turnier und Schlacht zu gewinnen und durch kleine Geschenke aller Art, Handschuhe, Spiegel, Ringe, Broschen und Kopfputz zu erhalten. Er empfing von der geliebten Frau ein Stück ihres Kleides, einen Ärmel, ein Kopftuch, einen Schleier und befestigte das an Lanze, Helm oder Schild, um so kund zu tun, welcher Frau er diene. Wenden wir uns von dieser Entartung des Minnedienstes ab und hin zu der reinen Minne, die junge Ritter und Edelfräulein zur Ehe verband. Streng sah der werbende Ritter auf den Stand der Geliebten, daß ihre Stellung der seinigen entspreche und eine Mißheirat ihn in der vornehmen Gesellschaft nicht unbeliebt

Ein Narrenkrieg im Burgsaale. Nach einem Gemälde von K. Gehrts.

mache. Hatte er die Liebe seiner Erwählten und die Gunst dessen, der über ihre Hand verfügte, gewonnen, so folgte unter Austauschung von Ringen und Geschenken die Verlobung, entweder durch ein einfaches Versprechen oder durch einen Eidschwur. Manchmal waren Verlobung und Trauung ein Akt, meist aber feierte man die Trauung als ein großes Fest, zu dem zahlreiche Freunde, Bekannte und Lehensleute von Braut und Bräutigam erschienen. Wenn die kirchliche Eheschließung auch noch nicht feststehende Sitte war, so liebte man es doch meist, sich in feierlichem Zuge nach der Kirche zu begeben, damit dort der Priester dem Brautpaare den Segen Gottes erteile. Unterdessen wurde der Festsaal zum Brautmahl (siehe Bild S. 158) vorbereitet. Die Diener trugen lange Tafeln herein, deckten sie mit buntgesticktem Linnen und stellten darauf alle die kostbaren Geräte, die die Hausfrau besaß. Nun kehrte der Festzug aus der Kirche zurück. Während sonst alter Sitte gemäß Herren und Damen gesondert speisten — erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts fing man an in bunter Reihe zu sitzen — so saßen beim Brautmahl wenigstens Braut und Bräutigam bei einander auf einem Ehrensitz, dem Brautstuhl, und aßen von einem Teller und tranken aus einem Becher. Sobald alle Platz genommen, wurden die Speisen von Edelknaben unter der Leitung des Truchseß aufgetragen, und geschäftige Knappen achteten sorglich darauf, daß es niemand an Speise mangele. Andere Edelknaben reichten in großen Kannen oder Humpen den Wein dar und füllten die geleerten Gläser. Beim Mahl befleißigten sich die Gäste, alle Regeln der guten Sitte bei Tafel, die sogenannten Tischzuchten, genau zu befolgen. Noch hatte nicht jeder Gast Messer und Gabel für sich, sie wurden zum Schneiden der Speisen in Bissen von mehreren benutzt; es war durch das ganze Mittelalter hindurch Sitte, die Bissen mit den Fingern der Hand zum Munde zu führen, und daher verstehen wir wohl manche der Anstandsregeln, zu denen wir uns nun wenden. „Man soll nicht vor dem ersten Gericht das Brot anfassen, nicht mit beiden Händen stopfen, nicht trinken oder sprechen mit vollem Munde. Es schickt sich nicht, sich zu seinem Nachbar zu wenden und ihm den Becher zu bieten, während man ihn selbst noch am Munde hat. Beim Trinken soll man in den Becher sehen. Es ist unschicklich, mit beiden Händen zu essen und mit andern zugleich in die Schüssel zu langen.“ Die Wiener Tischzucht mahnt die Leute, ihre Hände recht sauber zu halten und vor allem die Nägel kurz zu beschneiden, um durch den Schmutz beim Zulangen in die gemeinsame Schüssel den Tischgenossen das Mahl nicht zu verekeln, nicht mit bloßer Hand die Kehle zu jucken, sondern dazu lieber einen Gewandzipfel zu nehmen, während des Essens sich nicht in die bloße Hand zu schneuzen, mit der Hand nicht ins Salzfaß zu greifen, nicht direkt aus der Schüssel zu schlürfen oder diese mit dem Finger auszuwischen und dann abzulecken, nicht zu schmatzen, zu schnaufen oder sonst unpassende Töne von sich zu geben, die abgenagten Knochen nicht wieder in die Schüssel zu werfen und vor allem sich nicht mit Essen und Trinken zu übernehmen. Solche Anstandsregeln waren nötig; denn nicht alle Gäste waren der höfischen Sitte kundig, oder gar viele der Landedelleute, die meist fern der Hofburg lebten, darin nicht geübt. Sobald das Mahl beendet war, wurde Waschwasser herumgereicht, um die vom Anfassen der Speisen unsauber gewordenen Hände gründlich zu reinigen. Dann wurden die Tafeln abgedeckt und aufgehoben und aus dem Festsaal hinausgetragen oder an die Wand gestellt. Daraus erklärt sich unsere Redewendung, den Tisch aufheben, d. h. das Mahl beenden. Nun war der Festsaal frei für die Spielleute und den Tanz. Zu den Spielleuten gehörten, wie der Sachsenspiegel aufzählt, „pfifer, puker, videler, singer, springer, koukeler (Gaukler), leser, scherer, beder und alle gerende lute und herolde und schreyer“. Besondere Freude bereitete es den Rittern, von den Jongleuren unter den fahrenden Leuten schwere Waffenspiele und Kunststücke

Der Brautzug. Nach einem

der Pferdedressur zu sehen. Das Brautpaar und die andern jungen Leute aber erfreuten sich doch am liebsten am Tanz (siehe Bild S. 157). Aus dem 11. Jahrhundert wird uns ein Tanz „Falke und Schwalbe" geschildert. „Ritter und Edelfräulein treten einander gegenüber, sie stellen in ihren Bewegungen Falke und Schwalbe dar;

Gemälde von L. Herterich.

er verfolgt sie, aber sobald sie sich haben, gleiten sie aneinander vorüber." Im 12. und 13. Jahrhundert unterschied man scharf zwischen Tanz und Reien (Reigen). Der Tanz war das Vergnügen der ritterlichen Gesellschaft, der Reien das der Bauern; nach den Klängen eines Tanzliedes oder der Musik ward der Tanz von einem Herrn und einer Dame oder einem Herrn und zwei Damen in zierlich feinen Bewegungen geschritten, der Reien ward in geschlossenem Kreis von vielen Paaren gesprungen. So verging der erste Tag der Hochzeitsfeier. Den nächsten Morgen in aller Frühe kamen die Freunde und Verwandten, das junge Paar zu begrüßen und zu beschenken und ihm alles Gute zu wünschen. Nach dem Kirchgange ward ein kleines Frühstück, das brintelhuon (das Brauthuhn) verzehrt, und der junge Gatte machte seiner Gattin ein stattliches Geschenk, das, weil am Morgen nach dem ersten Hochzeitstage gegeben, die Morgengabe genannt ward. Häufig folgte dann eine Schwertleite und bei der Hochzeit von Fürsten, wie bereits oben erwähnt, ein Turnier. So ward noch mancher Tag gefeiert (die Hochzeit des Erek dauerte vierzehn Tage), dann kam die Trennungsstunde. Der junge Eheherr führte seine junge Herrin heim auf seine väterliche Burg (siehe nebenstehendes Bild). Solch ein Brautzug ward auf seinem Wege überall jubelnd begrüßt, am lebhaftesten, wenn er dem neuen Heim nahte und durch die Dörfer kam, wo die hörigen Bauern des Burgherrn saßen. Voran ritt als Herold ein Knappe des Ritters, auf dem Haupte einen Kranz, in der Linken die mit Bändern und Kränzen geschmückte Lanze, und verkündete mit Hurraruf das Herannahen des Zuges. Dann folgten die Spielleute, und hinter diesen ritten die Neuvermählten und die Eltern der Braut. Drüben auf den Mauern und Türmen der Burg aber harrten die Eltern und Mannen des jungen Ritters, die Tochter und Herrin zu begrüßen und festlich zu empfangen.

Während des ganzen 12. Jahrhunderts waren die Ritter die erste Klasse der mittelalterlichen Gesellschaft; mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts trat rasch und unaufhaltsam der Verfall ein. Dieser zeigte sich zunächst in der Nichtachtung der Tugenden, die den Ritter damals geziert. Ein bedeutsames Zeugnis dafür gibt uns das kurz nach 1236 entstandene Gedicht Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner.

„Jetzt heißt's bei Hof nur: Immer drauf,
Trink, Bruder, trink, und sauf und sauf,
Trink dies, so sauf ich das, juchhe!
Wie könnt' uns wohler werden je?
Nun höre, was ich sagen will:
Einst fand man edle Ritter viel
Bei schönen werten Frauen.
Heut' kann man sie nur schauen,
Wo unerschöpflich fließt der Wein.
Und nichts macht ihnen Müh und Pein
Vom Abend bis zum Morgen
Als nur das eine Sorgen,
Wenn nun der Wein zur Neige geht,
Ob sie der Wirt auch wohl berät
Und neuen schafft von gleicher Güte.
Wer lügen kann, der ist ein Held,
Betrug ist, was bei Hof gefällt,
Und wer nur brav verleumden kann,
Der gilt als rechter höf'scher Mann.
Der Tüchtigste ist allerorten,
Wer schimpft mit den gemeinsten Worten.
Dahin ist der Turniere Pracht,
Dafür hat Neues man erdacht.
Einst rief man kampfesfreudig so:
Frisch auf, Herr Ritter, frisch und froh!
Jetzt aber schallt's an allen Tagen:
Hussa, Herr Ritter, auf zum Jagen,
Stich hier und schlag zu Tode den,
Und blende, wer zu gut kann sehn.
Dem dort hau frisch nur ab das Bein,
Den laß der Hände ledig sein,
Laß den am nächsten Baume hangen,
Doch jenen Reichen nimm gefangen,
Er zahlt uns gerne hundert Pfund."

(Übertragung von Gotthold Bötticher.)

Die Ursachen dieses Verfalles lagen teils im Ritterstande selbst, teils in der Entwicklung des gesamten staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Der Ritterstand war der zum Kriegsdienst allein verpflichtete und berechtigte Stand. Aber seine doch verhältnismäßig kleine Zahl erwies sich in den vielen Kriegen der Stauferzeit, bei den Kreuzzügen, Römerfahrten, Lombardenkämpfen und Bürgerkriegen ungenügend. Daher erteilten Könige, Herzöge und Grafen vor der Heerfahrt gar manchem den Ritterschlag, der weder durch sein Gut, noch durch seine Gesinnung dazu würdig war. So entstand ein für die soziale Stellung des Rittertums gefährliches Ritterproletariat. Der Ritterstand war ein Kriegerstand; Krieg war sein Lebenszweck; Turnier, Buhurt und Tjost nur Vorbereitung dazu. Aber die Vorbereitung war allmählich zum Zweck selbst geworden und die Gesetze des Turniers wurden auf das Schlachtfeld übertragen. So wurde 1246 Friedrich von Österreich von den Ungarn hinterrücks überfallen, weil er sie wie eine feindliche Turnierschar ansah, die erst auf ein gegebenes Zeichen losbrechen werde, und unterdessen seinen Haufen vor der Front sorglos ermahnte. Die Ausrüstung von Roß und Mann war infolge der Turnierkämpfe fast nur auf die Verteidigung berechnet; sie war so schwer, daß sie erst kurz vor dem Kampfe angelegt wurde und nicht lange getragen werden konnte, und auch so ungelenk, daß es dem Ritter fast unmöglich war, sich gegen einen leicht beweglichen Feind zu wehren und diesen zu verfolgen. Daher verloren die Ritter gegen die Schweizer Bauern, die ihnen mit offener Brust ihre Hellebarden entgegenhielten, Sieg und Ehre. Die wirtschaftliche Grundlage des ritterlichen Lebens war die Lehensverfassung; die Zinsen der ihm hörigen Bauern ermöglichten dem Ritter, ein Leben ohne Arbeit zu führen. War kein Krieg, dann war sein Leben eigentlich nur Vergnügen, Spiel und geschäftiger Müßiggang. Aber auch hier war der Müßiggang aller Laster Anfang; die feine höfische Gesinnung und Gesittung verschwand. So durchsetzt mit Proletariat, untüchtig in der Schlacht und erzogen zu einem Leben ohne Arbeit, trat der Ritterstand ein in den Kampf mit den ihm ungünstigen Bewegungen einer neuen Zeit. Er mußte unterliegen. Er verlor infolge der durch die Erfindung des Schießpulvers entstandenen neuen Kriegstechnik und durch skrupellose Anwendung des Fehderechts seine kriegerische Bedeutung und kriegerische Ehre, durch den Übergang der Naturalwirtschaft in die Geldwirtschaft die wirtschaftliche Grundlage seiner Existenz und durch das Emporkommen der fürstlichen und städtischen Gewalten seine politische Macht.

Das Prinzip der ritterlichen Kriegstechnik war die Verteidigung, das Prinzip der auf die Feuerwaffe aufgebauten Kriegstechnik war der Angriff. Wohl stritten die Ritter erst gegen die Landsknechte, dann neben ihnen; aber schließlich, etwa 150 Jahre nach der Erfindung des Schießpulvers, waren sie aus der Schlacht verschwunden. Ihre kriegerische Bedeutung war verloren, schon lange vorher hatte ihre kriegerische Ehre durch die skrupellose Ausübung des Fehderechts einen schweren Schlag empfangen. Wir sahen, daß die alten Germanen schweren und gemeinen Friedebruch unterschieden, daß jenen die öffentliche Gewalt, diesen die Sippe des Geschädigten sühnte. Die Sippenfehde war eine durch die Rechtsordnung anerkannte Selbsthilfe; das Recht der Selbsthilfe und also der Fehde ward den Fürsten und Rittern von Kaiser Friedrich I. am 30. Dezember 1187 feierlich und förmlich zuerkannt. Es heißt da: „Auch beschließt und heiligt der Kaiser, daß jeder, wer einem andern Schaden zu tun oder ihn zu verletzen vorhat, wenigstens drei Tage vorher ihm durch seinen sicheren Boten Fehde ankündige; wenn der Verletzte leugnen will, daß ihm Fehde angesagt sei, so soll derselbe Bote, wenn er am Leben ist, schwören, daß er ihm von seiten seines Herrn am bestimmten Orte und zu bestimmter Zeit widersagt hat; falls er gestorben ist, so schwöre der Herr im Verein mit zwei wehrhaften Männern, daß er ihm widersagt hat, damit niemand, wenn Arglist dabei einwirkt, wegen verletzter Treue angeschuldigt werden kann.“ Friedrichs I. Nachfolger waren eifrig bemüht, alle Verhältnisse des Fehderechts und des Landfriedens genau und eingehend zu bestimmen. Das Fehderecht ward nicht nur gegen die schweren Verbrecher erlaubt, sondern gegen jeden, der die geringste Verletzung zufügte, ja es war sogar wegen des unbedeutendsten widerrechtlichen Anspruchs gestattet. Doch sollte die Selbsthilfe immer erst dann eintreten, wenn keine gerichtliche Hilfe zu erlangen war. Das bestimmte Friedrich II. im August 1235 in einem zu Mainz gegebenen Reichsgesetz so: „Wir setzen und gebieten, was jemand zu Schaden geschieht in irgend einer Weise, daß er das nicht selber richte, er klage es denn erst seinem Richter und warte das Ende seiner Klage ab, als es recht ist. Es sei

„Rate, wer ist's?“ Nach einem Gemälde von Ad. Menzel. (Text S. 153)

denn, daß er sich aus Not wehren muß seines Leibes und seines Gutes. Wer sich aber rächet ohne Klage, was Schaden seinem Widersacher tut, das soll er ihm zwiefach vergelten, und was Schaden ihm von seinem Widersacher geschehen ist, das soll verloren sein." Die Form der Fehdebriefe war ziemlich gleich und lautete kurz so: „Wisse, daß ich N. N. dein (N. N.s) Feind sein will", oder ausführlicher so wie der folgende: „Wisset, Burgermeister, Scheffen und Rat und die Statgemeynlichen zu Frankfurt, daß ich Otto Graffe zu Solm euer fiend wil sin und wil des min ere anc euch bewaret han. Gegeben under myn Sugeß. uff den montag nest dem Pingestage Anno domini 1391."

Der König hatte jeden, der Fehde ansagte, ohne vorher die Hilfe des Richters gesucht zu haben, mit schwerer Strafe bedroht. Aber der König stand fern in Italien im Kampf gegen die Lombarden und Päpste oder im Morgenland gegen die Türken; oder er lag im Streit mit seinem Gegenkönig und brauchte in allen diesen Kämpfen die Ritter; oder der Königsstuhl war leer — wer sollte da ungerechte Fehde rächen? Wer Fehde wollte, sagte Fehde an, mit und ohne Grund, die starke Faust des Gewalttätigen siegte über das Recht des Schwachen; es kam eine Zeit des Faustrechts. Doch die Faust wollte nicht nur Recht, sondern auch Beute. Gar viele Ritter hatten keine, viele andere nur kleine Lehen; und wer ehemals in seinen Kammern reiche Vorräte aufgespeichert und viele Fremde gastlich beherbergt, der mußte jetzt sparsam haushalten und gar manchmal selbst Mangel und Not leiden; denn die Zinse der hörigen Bauern hatten an Tauschwert verloren, seitdem die alte Form der Naturalwirtschaft mehr und mehr durch die neue der Geldwirtschaft verdrängt und dadurch der Preis der Güter nicht mehr im Dorf, sondern in der Stadt bestimmt ward. So kam der gesamte Ritterstand in eine wirtschaftliche Krisis. Er hätte sie überstanden, wäre er an friedliche Arbeit gewöhnt gewesen. Aber er ging wirtschaftlich und moralisch zu Grunde, weil die Ritter, verlockt durch das Recht der Fehde, sich entschlossen, ihre Not nicht durch eigene Arbeit abzustellen, sondern durch Beraubung der produktiven Stände ihrer Zeit, der Bauern und Bürger. So entstand das Raubrittertum als eine Folge des machtlosen Königtums, des mißbrauchten Fehderechts und der wirtschaftlichen Krisis eines nicht arbeitenden, nur von Renten lebenden Standes. Und der allgemeine Wahlspruch dieser Raubritter lautete:

Reiten und Rauben, das ist kein Schand,
Das tun die Besten von dem Land.

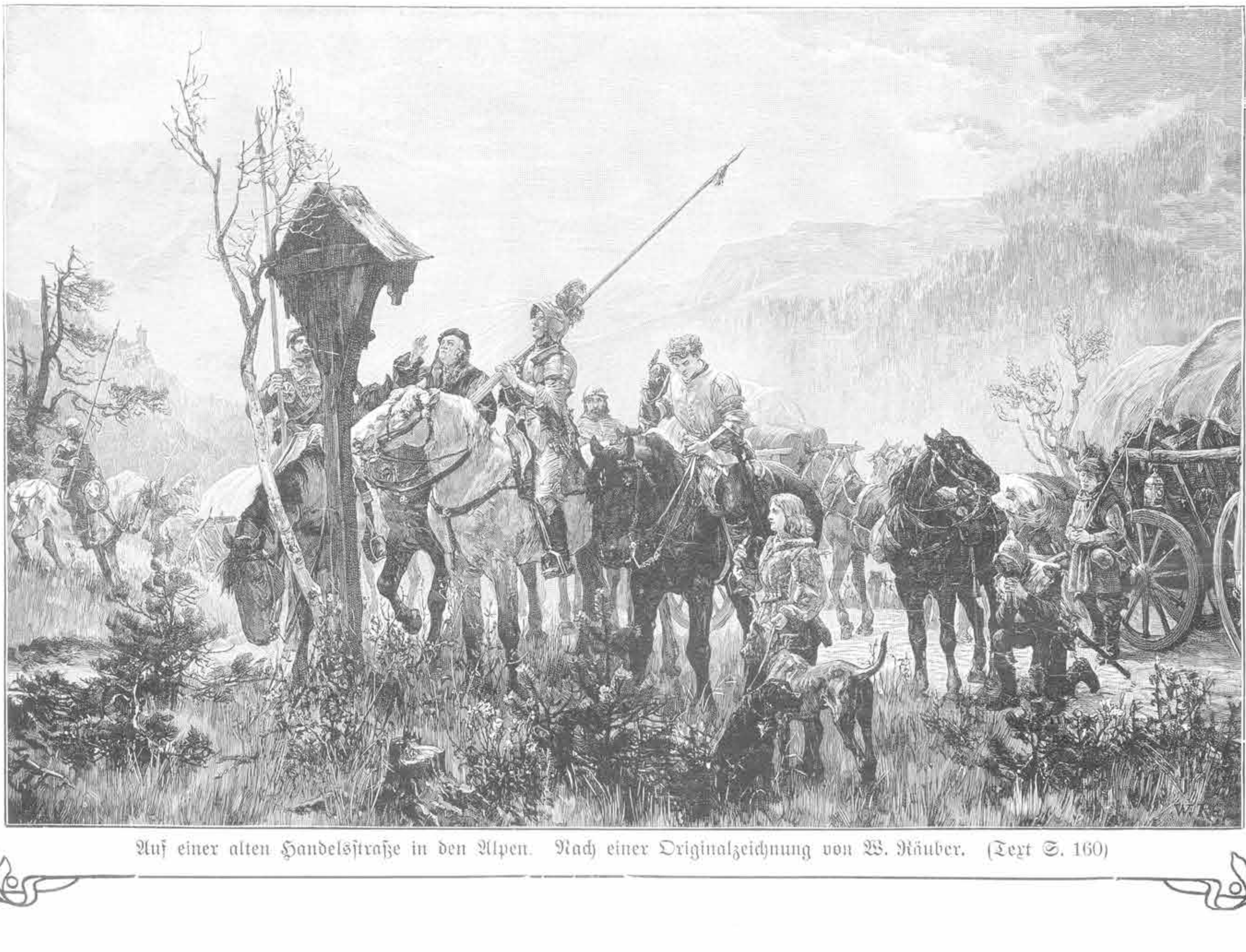
(Bild S. 161.)

Höfischer Tanz. Nach einer Originalzeichnung von Ferd. Keller. (Text S. 155)

Was die Bauern von den Raubrittern zu erdulden hatten (siehe Bild S. 160), schildert am besten das bereits genannte Gedicht Meier Hembrecht. Auf die Frage seines Vaters, wer ihn im Rauben und Morden unterwiesen habe, antwortet dieser:

„Das ist mein Kamerad Lämmerschling,
Und Schluckdenwidder, die solche Ding
Mich eben lehrten mit Bedacht.
Nun nenn' ich mehr dir noch, gib acht:
Der Höllensack und Rüttelschrein,
Das sind die lieben Meister mein,
Und Kirchenraub und Küheschraß.
Vielliebe Freunde sind mir das.
Seht, Vater, von so edlem Stand
Sind diese sechs, die ich genannt.
Wolfsrachen heißt ein andrer Freund,
So treu der's mit den Seinen meint,
Mit Muhme, Base, Oheim, Vetter,
Daß er bei schlimmstem Winterwetter
Kein Hemde läßt an ihrem Leib.
Er läßt dem Manne wie dem Weib
Nichts, ihre Blöße zu bedecken,
Und ist für Freund und Feind ein Schrecken.
Mein lieber Freund Wolfsrüssel
Der öffnet ohne Schlüssel
Jedwedes Schloß und jede Truh'!
Ich zählt' im Jahre nahezu
Wohl hundert Kasten, klein und groß.
Von denen sprang sogleich das Schloß,
Trat er von ferne nur hinzu.
Pferd, Ochsen und gar manche Kuh
Sind ungezählt geblieben,
Die er vom Hof getrieben."

Höfisches Brautmahl. Nach einer Originalzeichnung von C. Schraudolph. (Text S. 154)



Auf einer alten Handelsstraße in den Alpen. Nach einer Originalzeichnung von W. Räuber. (Text S. 160)

Überfall eines Warenzugs durch Raubritter. Nach einem Gemälde von W. Schuch. (Text S. 160)

Und auf die Frage des Vaters nach seinem eigenen Rittersnamen antwortet Helmbrecht:

„Herr Vater, wie man mich benannt,
Der Name bringt mir nimmer Schand';
Sie heißen Schlingdasland mich dort.
Die Bauern ringsum Ort für Ort,
Die haben selten Freud' an mir,
Denn ihren Kindern müssen schier
Den Mehlbrei sie mit Wasser kochen.
Ja, schlimmer geht's noch ihren Knochen.
Dem einen schlag' ich aus das Aug',
Den andern häng' ich in den Rauch;
Den bind' ich ins Ameisennest,
Und dem zieh' ich aufs allerbest
Mit Zangen aus dem Bart das Haar;
Dem schind' die Haut ich ganz und gar
Vom Kopf, dem brech' ich Arm und Bein,
Und dieser muß gehenket sein
Mit seinen Füßen an die Weide.
Ihr Gut zu nehmen macht mir Freude."
(Übertragung von Gotthold Bötticher.)

Mag auch manches von dem, was Helmbrecht von sich und seinen Genossen erzählt, übertriebene Prahlerei sein, wir erkennen doch mit Schaudern, wie die Bauern unter der Raub- und Mordgier des Ritterproletariats litten. Und wie ihnen erging es den reisigen Kaufleuten mit ihren Warenzügen (siehe die Bilder S. 159—161), besonders auf den großen Handelsstraßen, die von Nürnberg und Augsburg südwärts über die Alpen nach Italien und nordwärts nach Mittel- und Norddeutschland führten, auf dem Rhein und auch an den Küsten des Meeres. Wohl erhielt der Kaufmann von den Städten oder von der kaiserlichen Obrigkeit ein bewaffnetes Geleite (siehe Bild S. 165), das ihn und seine Waren sicher von Ort zu Ort bringen sollte, gar oft aber half auch dieses wenig oder gar nichts gegen die Übermacht des Feindes; denn die Handelsstraße entlang erhob sich Burg an Burg, und immer stand er in Gefahr. Wo er daher am Wege, von frommer Andacht errichtet, das Zeichen des Friedens, das Kreuz Christi, fand, da machte er mit den Seinen Halt und erflehte den Schutz des mächtigen Gottes im Himmel (siehe Bild S. 158).

Raubritter. Nach einem Gemälde von W. Diez. (Text Seite 157)

Dem Raubritterwesen ein Ende zu machen und den friedlichen Bauern und Bürgern Schutz ihrer Person und ihres Eigentums zu gewähren, war die Aufgabe der königlichen Gewalt und ihrer Organe. Daher begann eine Wendung zum Besseren erst, als nach dem Interregnum und nach den Kämpfen Rudolfs von Habsburg mit Ottokar von Böhmen das Königtum wieder Macht gewonnen, und es trat stets wieder ein Rückfall ein, wenn ein schwacher König, wie etwa Friedrich III., das Zepter führte.

Rudolf gab am 24. März 1287 auf dem Reichstage zu Würzburg ein Landfriedensgesetz und erneuerte es am 8. April 1291 auf dem Reichstage zu Speier. Danach ward jegliche Selbsthilfe außer im Falle der Notwehr verboten. Der Geschädigte sollte vor dem zuständigen Richter Klage führen und den Weg der Fehde nur betreten, wenn er sein Recht nicht fand; doch mußte die Fehde immer drei Tage vorher angesagt sein. Auf Grund dieses Landfriedensgesetzes gebot Rudolf unter Strafandrohung aufs strengste, aller Enden Frieden zu halten, und er unternahm es, die Burgen der Raubritter zu brechen. So erschien er, wie Johannes Rothe in seiner Thüringer Chronik erzählt, im Jahre 1290 zu Erfurt und gebot, daß man die Räuber in dem Lande suchen und ihre Festen zerbrechen sollte. „Also zogen des Königs Leute und Ritterschaft aus und die von Erfurt mit ihnen mit ihrem Gezeug und zerbrachen und verderbten 66 Burgen und ummauerte Höfe in

den Dörfern und auf den Feldern, und so sie die Räuber ergreifen mochten, da hingen sie dieselben oder schlugen ihnen das Haupt ab. Also geschah es, daß sie allum zogen und kamen vor Ilmenau und ergriffen 28 Räuber, die auf der Straße geraubt und gefrevelt hatten, und führten die nach Erfurt. Und König Rudolf saß selber über sie zu Gericht, und sie wurden da von den Seinen zum Tode verurteilt und unter großem Zulauf aus der Stadt entführt und enthauptet.“ So kraftvoll wie Rudolf gingen seine Nachfolger gegen die Raubritter nur selten vor; sie begnügten sich, Landfriedensgesetze zu geben, so Adolf von Nassau 1292, Albrecht I. 1298, Heinrich VII. 1310, Karl IV. 1356, Maximilian I. 1495. Das letztgenannte war nach langen Verhandlungen zwischen dem Kaiser und den Reichsständen auf dem Reichstage zu Worms zu stande gekommen und sagte, „daß alle Befehdungen und innerlichen Kriege bei Strafe der Reichsacht und bei 2000 Mark Goldes, auch bei Verlust aller Gnaden, Freiheiten, Rechte, Lehengüter, Schuld und anderer Ansprüche unterbleiben sollten.“ Damit war das alte Fehderecht auf-

„Reiten und Rauben, das ist kein Schand, Das tun die Besten von dem Land.“
Nach einer Originalzeichnung von G. Franz.

Räuberischer Überfall. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

gehoben, weniger aber durch die königliche Macht, als vielmehr, wie besonders die Verhandlungen des Jahres 1495 zeigen, durch die Gewalt derer, an die das Königtum nach und nach seine Macht verloren hatte, durch die Bünde der freien Bauerngemeinden in der Schweiz, durch die Städte und Landesfürsten. Davon erzählen unsere Bilder auf S. 162—167.

„Da, wo der junge Rhein erzürnt und wild der finsteren Via Mala-Schlucht entschießet und abwärts durchs Domleschger Talgebiet in tausend Wirbeln seine Wasser gießet", stand ehemals die feste Burg Hohen-Realtan. Im Domleschger Tal wollte die schöne Tochter von einem Leibeigenen des Ritters Hochzeit halten. Sie bedurfte dazu der Erlaubnis des Grundherrn, aber dieser fand an dem Mädchen Wohlgefallen und entführte sie auf seine Burg. Da scharten sich die Bauern des Tales zusammen, erstürmten die Burg und fanden den Räuber. Dieser, keinen Ausweg findend, wollte sich mit der Geraubten in die tiefe Schlucht stürzen; aber das Mädchen ward ihm im letzten Augenblick noch entrissen, und so tat er den entsetzlichen Sprung hinab als Sühne für die Freveltaten, die er und manche seiner Vorfahren an den Bauern begangen (siehe nebenstehendes Bild).

Kräftiger und erfolgreicher als die Bauern wehrten sich die Städte gegen das Raubrittertum. Der Handel gedeiht nur im Frieden, und deshalb schlossen im Sommer 1251 die vier westfälischen Städte Münster, Soest, Dortmund und Lippstadt einen Bund zum Schutze des Verhalers, d. h. besonders des Straßenfriedens. Dieser kleinere Bund war der Vorbote des 1254 begründeten rheinischen Städtebundes, dessen nächster Zweck der Schutz des Handels auf der Rheinstraße war. Wenn auch die Städtebünde später noch andere Ziele erstrebten, so besonders die Behauptung der städtischen Rechte und Freiheiten gegenüber der wachsenden Macht der Landesfürsten, ihr erstes Ziel haben sie nie aufgegeben und darum bei der Vernichtung des Raubrittertums Großes geleistet. Zwei Beispiele bieten uns Nürnberg und Hamburg. Der Stadt Nürnberg war von dem Ritter Hans Schüttensam (siehe Bild S. 166/67) um geringer Ursache willen Fehde angesagt worden, und er setzte in den Jahren von 1465—1474 den Bürgern mit Rauben und Brennen arg zu. Den angesehenen Gabriel Tetzel überfiel er auf der Jagd und erpreßte von ihm ein Lösegeld von 1000 Gulden; dem Wilhelm Löffelholz brannte er sein Haus und dem Hans Löffelholz sein Gut nieder. Zuletzt raubte er ganze Dörfer aus und äscherte sie ein. Da endlich setzte der Rat der Stadt eine Belohnung von 800 Gulden für den aus, der den Hans Schüttensam lebend, und 600 Gulden für den, der ihn tot einbringen würde. Diese hohe Geldsumme verlockte einen von Schüttensams Knechten zum Verrat. Als der Ritter eines Tages im Nürnberger Stadtwalde auf Beute lauerte, wurde er von einem Fähnlein der Stadtknechte überfallen und mit zweien seiner Knechte gefangen genommen. Unser Bild

Der letzte Ritter von Hohen-Realtan stürzt sich in den Abgr

zeigt die Einbringung der Gefangenen in die Stadt. Sein Stolz war ungebrochen; denn er hoffte sicher, daß ihn seine Genossen befreien würden. Aber der Rat wollte rasch handeln und ein abschreckendes

und der Via Mala. Nach einem Gemälde von E. Stückelberg.

Beispiel geben: Schüttensam ward auf dem Scheiterhaufen verbrannt, seine beiden Knechte fielen durch das Beil des Henkers. Der Raubritter trug seinen Namen nach der Tat. Schüttensam bedeutet so viel als „Schütt' den saum! rüttle, wirf ab die Saumlast!“ Der Name war also kein Eigenname, sondern Bezeichnung für einen Wegelagerer, der die Saumrosse plündert.

Der Schüttensam.

Wöll wir aber singen
Von einem Edelmann,
Geraubt und auch gebrannt.
Der wollt die von Nürnberg zwingen;
Wie ihm die Kunst zerrann!
Der Schüttensam was er genannt,
Er hat die von Nürnberg oft griffen an,

Zwar es war sein Ungewinn,
Er kriegt sie wider Recht;
Was hatten die von Nürnberg im Sinn?
Sie gedachten: es wird wohl schlecht;
Sechshundert Gulden boten sie feil,
Wer ihn' den Schüttesam brächt',
Deß er ihn' werd zu Teil.

Der Schüttensamen het ein Knecht,
Dem war der Gulden not;
Er dienet seinem Herrn nit recht,
Er gab ihn in den Tod;
Darvon ward ihm sein Seckel schwer;
Sein Herz ward aller Untreu voll
Und aller Frummkeit leer.

Er nahm ihm für ein fremden Sinn,
Wie er den Dingen thät;
Er ging zu seinem Herren hin,
Hätt' mit ihm viel heimlicher Räth:
„Herr, ich weiß ein reichen Bauern,
Wöllt ihr mir dazu verhelfen,
Wir wollen ihn wol auflauern.“

Der Schüttensam hinwieder sprach:
„Wo sitzt der Bauer im Land?“
„Er sitzt nit fern vom Nürnberger Wald“ —
Redt sich der Knecht zuhand,
„All sein Gelegenheit weiß ich wohl,
Sechshundert Gulden muß er uns geben,
Wenn ich ihn bringen soll.“

Der Schüttensam hinwieder sprach:
„Nun sind doch euer wol drei,
Bringt ihr den Bauern in mein G'walt,
Euer Teil ist auch dabei;
Ich reit nicht gern so ferr hindan,
Wöllt ihr zu Füßen wagen
Mein Laub habt ihr daran!“

Der untreu Knecht, der kännt sich regen
Mit seiner Schalkheit groß:
„Herr, so reitet uns entgegen
Und gebt uns auch ein Loos
Nur eine halbe Meil hindan!“
Der Schüttensamen hinwieder sprach:
„Das will ich geren tun!“

Der ein Knecht nahm sich der Red an:
„Ich weiß ein rechten Rat:
Wir lassen ein Fräulein mit uns gahn,
Das bringt uns Wein und Brot,
Ob uns der Bauer nit würd alsbald,
Ob wir ein Nacht verzügen
Und blieben im Nürnberger Wald.“

Sie nahmen ihr Spieß und auch ihr Wehr
Und zogen über Feld.
Der Schüttensam gab ihn' Weis' und Lehr,
Er meint, es trüg ihm Geld;
Er wünschet ihnen allen Heil und Glück,
Er sprach: Sie sollten es frischlich wagen
Auf einen gleichen Teil.

Sie ließen das Fräulein mit ihn gehn
Bis daß sie Nürnberg ansahen,
Sie setzten sich nieder und ruheten,
Die Glocken hörten sie schlahen;
Da war es in der neunten Stund,
Der untreu Knecht zum Fräulein sprach
Aus seinem falschen Mund:

„Geh hin und bring uns Wein und Brot,
Daß wir uns des Hungers erwehrn!
Würden uns des Bauren Gulden rot,
Wir wollten lang davon zehrn.
Ich hoff der Bauer werd uns schier —
Ist der Frankenwein zu sauer,
So bring uns Malvasier!“

Das Fräulein hub sich aus dem Wald
Über Stock und über Stauden,
Das Tor zu Nürnberg fand sie bald
Mit Laufen und mit Schnaufen;
Auf das Rathaus was ihr gach
Da sie den Burgermeister fand,
Die Stadtknecht gingen ihm nach.

Sie sagt ihm alle Gelegenheit,
Sie führt ihn auf ein Ort;
Der Burgermeister was ein weiser Mann,
Er merket auf ihre Wort
Doch liesz er sich nicht gar daran,
Denn Frauenwort und Frauenlist
Betrügen manchen Mann.

Doch schuf er bald, dasz es geschah,
Eh denn in einer halben Stund
Dasz man manchen Reiter sah
Was froh von Herzensgrund,
Ihren Harnisch hatten sie angeleit
Und was zu der Herren Dienst gehört,
Das ist gar bald bereit.

Sie ritten für den grünen Wald hinaus
Die unverzagten Mann,
Sie funden drei Gesellen in der Lausch,
Sie griffen sie tapfer an;
Die zween führt man gen Nürnberg ein,
Unter das Rathaus in die Erden,
Da muszt die Herberg inn sein.

Dem dritten gab man bald ein Pferd
Und manchen Reiter gut,
Die hat man heur als wol als fert
Darzu ein Hinterhut;
Ihr Harnisch was lauter und verklang,
Sie ritten durch manchen grünen Wald,
Da mancher Vogel inn sang.

Sie ritten bis an den dritten Tag
Eh dasz sie kamen dar,
Sie hielten beieinander in einem Hag
Niemand ward ihrer gewahr
Bis dasz sie sahen dasselbig Schlosz,
Sie lieszen sich doch nicht gar daran,
Sie spannten auf ihre Geschosz.

Klaus Störtebeckers Gefangennahme bei Helgoland. Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts. (Text S. 166)

Der Knecht sich aus dem Sattel schwang,
Er ging des Wegs ein Teil,
Er gieng ihm wol darnach trang,
Er entbot seinem Herren heim:
Er sollt zu ihn reiten in den Wald,
Sie hätten ein Wildpret gefangen,
Der Müh wurd ihm gar bald bezahlt.

Der Schüttensamen ihm nit anders gedacht
Da er die Red vernahm:
Die Knecht hätten ihm den Bauer bracht,
Er wollt ihn machen zahm;
Er reit ihnen entgegen in den Wald,
Da fingen ihn die Nürnberger Reiter gut,
Die hielten auf ihn in dem Halt.

Da führten sie ihn gen Nürnberg ein,
Da schauet ihn mancher Mann;
Ich weisz nicht wes sich die Herren besinnen,
Sah einer den andern an;
Da ward er nicht schön empfangen
Von eim Bürger, der hiesz Löffelholz:
„Wol einher des Teufels Namen!“

Man führt ihn zu der Herberg sein,
Da mancher gefangen in liegt;
Darin da steht ein Capellelein,
Da man die Räuber inn wiegt.
Darin da dehnt man seine Haut,
Was er den von Nürnberg hätt getan
Das sagt er überlaut.

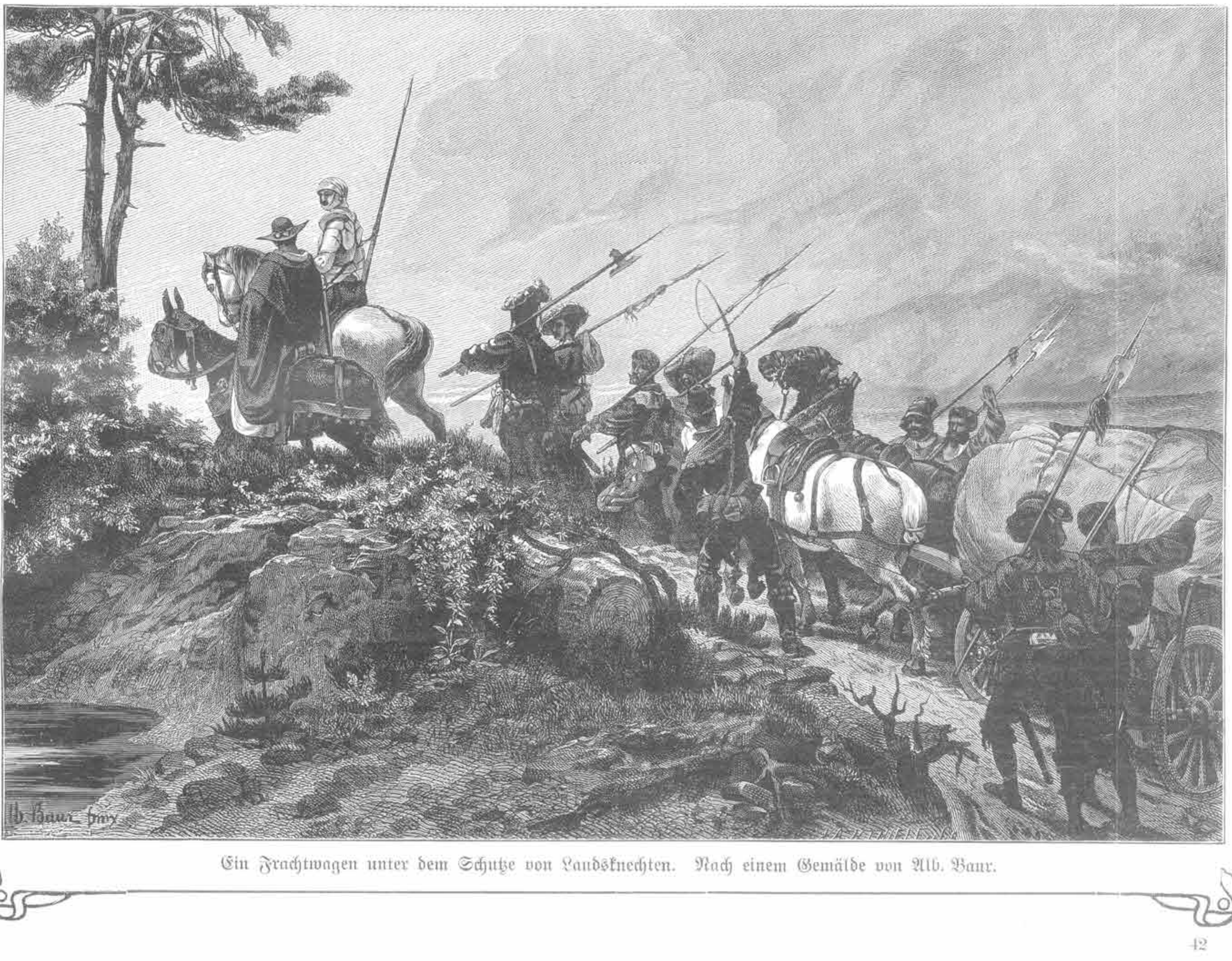
Darnach führt man ihn für Gericht
Und seiner Knechte wol zween,
Es war eine böse Zuversicht,
Sie hörten die Urteil jehen:
„Der Herr wird verurteilt zu dem Feur,
Die Knecht die soll man köpfen“ —
Das Lachen war ihnen teur.

Also ward ihn ihr Leben abgesagt,
Es mocht nit anders gesein;
Die Knecht dem Herrn schon nachtraten
Bis zu dem Rabenstein,
Über ein Schwert vergossen sie ihr Blut,
Des auch der Schüttensam begehrt,
Es mocht ihm nicht werden so gut.

Er ward in einem Feuer verbrannt,
Dasz weisz noch jeder Mann,
Darin da nahm sein Leben ein End,
Gott seh' sein Marter an
Und geb der Seel ein ewige Ruh!
Darum ist das mein treuer Rat:
Dasz Niemand sollt Unrecht tun.

Der uns das Liedlein neus sang
Von neuem gesungen hat,
Er hats geschenkt eim weitzen Rat
Zu Nürnberg in der Stadt.
Hans Kugler ist er genannt,
Er war ihr steter Diener
Und dienet ihn' allzuhand.

Die Schleglerkönige ergeben sich Eberhard dem Milden von Württemberg (1395). Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Cloß. (Text S. 167)



Ein Frachtwagen unter dem Schutze von Landsknechten. Nach einem Gemälde von Alb. Baur.

Dies Lied von Schüttensam ward noch 1540 gedruckt und auch gesungen; denn noch lange lebte die Erinnerung an den gewalttätigen Ritter in Nürnberg fort. In ihm klingt die Freude der Nürnberger wieder über den guten Fang; doch nimmt das Lied in Vers 3 auch Partei gegen den treulosen Knecht, weil dieser seinen Herrn um schnöden Geldes willen verriet; denn diese Tat widersprach nicht nur der deutschen Treue, sondern auch der deutschen Offenheit, die Falschheit haßt und verlangt, dem Feinde im offenen Kampfe zu begegnen.

Einen ähnlich glücklichen Erfolg wie der Rat von Nürnberg hatte der von Hamburg. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts zeigte sich in der Ostsee eine Seeräuberbande, Vitalienbrüder genannt, die so mächtig ward, daß sie sogar die schwedische Insel Gotland eroberte und sich da festsetzte. Als sie endlich von dort 1398 durch die deutschen Ordensritter vertrieben und dann auch von Dänemark, Lübeck und Hamburg gemeinsam siegreich bekämpft wurden, zog sich ein Teil der Freibeuter nach der Nordsee, wo er bei den friesischen Häuptlingen, die den Raub mit den Vitalienbrüdern teilten, gastliche Aufnahme fand. Kein Schiff war in den Küstengewässern der Nordsee mehr sicher: Engländer, Schweden, Dänen und vor allem die nach England segelnden Hansafahrer Hamburgs wurden von den Vitalienbrüdern angegriffen und geplündert, so daß nur noch bewaffnete Flotten ausfahren konnten. Aber das bewaffnete Geleit half nur wenig, oft auch nichts; denn die Seeräuber scheuten den Kampf nicht. Einer der schlimmsten, wildesten und verwegensten unter ihnen war Klaus Störtebecker, der sich in Friesland festgesetzt hatte, dort mit seiner Bande nach glücklichem Piratenzug in Saus und Braus lebte und von da mit seinen Hauptleuten und Gesellen neue Raubzüge ausführte. Er war der Herr der Nordsee, am mächtigsten, als er Helgoland gewonnen. Von da aus lauerte er allen aus der Elb- und Wesermündung kommenden Schiffen auf und plünderte sie aus. Die Englandfahrer Hamburgs konnten gar nicht mehr wagen, die Nordsee zu durchsegeln. In dieser Not beschlossen die Hansastädte, gegen die Seeräuber einen regelrechten Kriegszug zu unternehmen; sie rüsteten mehrere Schlachtschiffe und sandten sie unter dem Befehle des Hamburger Ratsherrn Nikolaus Schocke und Simons von Utrecht zum Kampfe aus. Im Sommer des Jahres 1401 liefen die Schiffe aus und segelten von der Mündung der Elbe mit festem Kurs nach Helgoland. Bald stießen sie auf die Flotte der Piraten. Störtebecker und seine Hauptleute wähnten zuerst, sie hätten eine Kauffahrteiflotte mit Geleit vor sich, könnten die nach kurzem Gefecht überwältigen und dann mit reicher Beute davon ziehen. Aber zu ihrem Erstaunen gingen die Hamburger diesmal angriffsweise vor; den Wehrschiffen gelang es, die Flotte der Piraten zu zerteilen, deren Schiffe einzeln zu umstellen, zu entern oder in den Grund zu bohren. Jetzt wußten die Seeräuber, daß das nicht ein Kampf um Geld und Gut, sondern um Tod und Leben war, und sie wehrten sich daher mit verzweifeltem Mute. Unser Bild (siehe S. 164) zeigt das wilde Handgemenge auf dem Schiff des Klaus Störtebecker, wie sich dieser durch wuchtige Beilhiebe gegen die anstürmenden Hanseaten schützt. Diese erfochten einen glänzenden Sieg; vierzig der Seeräuber wurden erschlagen, die anderen, darunter Klaus Störtebecker, gefangen genommen und in Ketten geschlossen nach Hamburg gebracht. Das Gericht sprach schnell das Urteil; 150 der Seeräuber wurden enthauptet und ihre Köpfe auf Pfählen längs der Elbe aufgepflanzt, damit die etwa noch lebenden Genossen einen heilsamen Schrecken empfangen und vom Raub ablassen

Raubritter Schüttensam wird gefangen nach Nürnberg gebracht.

sollten. Und diese Absicht ward vollständig erreicht; Klaus Störtebecker und seine Gesellen waren die letzten Seeräuber, die die hanseatischen Schiffe beraubten.

Durch das Raubrittertum verlor der Ritterstand seine Ehre; im Kampfe gegen die emporkommenden fürstlichen Gewalten verlor er seine

Nach einem Gemälde von K. Weigand. (Text S. 162—164)

politische Macht. Dieser Kampf begann mit dem Erlaß der goldenen Bulle, 1356, weil durch diese, wie bereits S. 94 dargestellt ist, die Macht der Kurfürsten und der Fürsten überhaupt weit über die der anderen Reichsstände, zu denen doch viele Ritter gehörten, vermehrt würde. Wie nun die Städte nicht gewillt waren, sich die Schmälerung ihrer Rechte gefallen zu lassen und dieselben zu verteidigen, zu Bündnissen zusammentraten (der schwäbische Städtebund ward am 4. Juli 1376 gegründet), so auch die freien Reichsritter. So entstanden rasch nacheinander der Löwenbund in der Wetterau, die Hörner in Hessen, der St. Wilhelmsbund, der Georgenbund und die Schlegler in Schwaben. Die reichsunmittelbaren Ritter, deren kleine Herrschaften ihr Land durchsetzten und zerrissen, reichsmittelbar zu machen, mit anderen Worten unter ihre Landeshoheit zu zwingen, das war das Ziel vieler Fürsten, so Eberhard des Greiners und seiner Nachfolger, der Grund für die Kämpfe dieser württembergischen Grafen mit den schwäbischen Ritterbünden. Diese Kämpfe sind durch Uhlands Balladen „Der Überfall in Wildbad“ und „Die drei Könige zu Heimsen“ allgemein bekannt. Es war im Sommer 1367; Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart, befand sich in Wildbad, dort den narbenvollen Leib zu erfrischen und zu stärken. Und während er im heilenden Quell badete, brachten ihm zwei seiner Getreuen die schlimme Nachricht, daß zwei Ritter vom Schleglerbund, der Eberstein und der Wunnensteiner, heranzögen, ihn zu fangen. Doch ein treuer Hirte wußte einen geheimen Pfad und rettete so seinem Herrn Macht und Leben. Der Kampf zwischen dem Greiner und seinem Geschlecht einerseits und den Schleglern andererseits ging weiter; er endete erst 1395, drei Jahre nach dem Tode des Greiners.

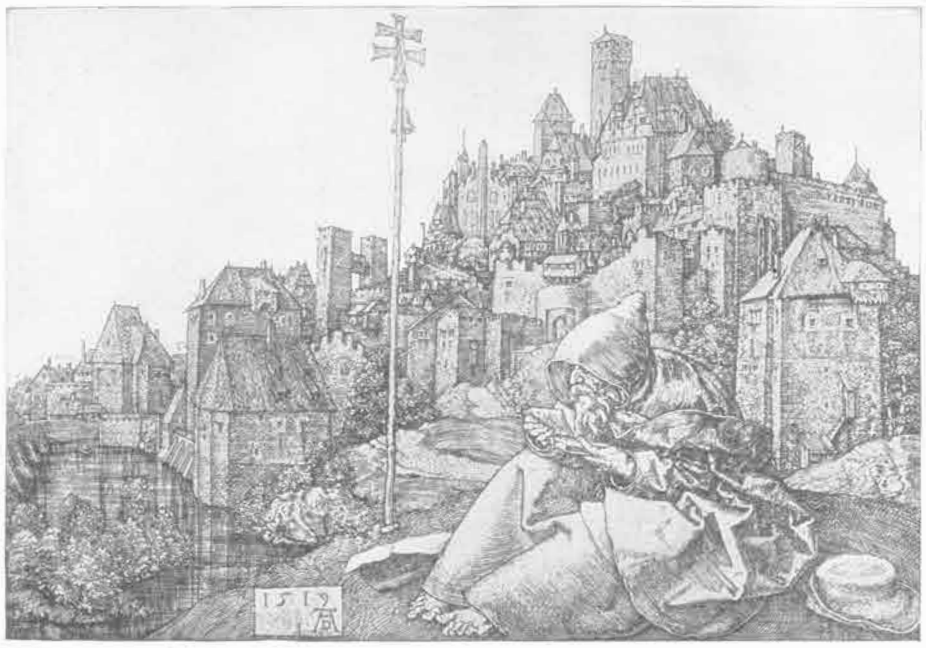
Da gelang es Graf Eberhard dem Milden, dem Enkel und Nachfolger des Greiners, die Schleglerkönige gefangen zu nehmen. (Uhland bringt dies Ereignis in Verbindung mit dem Überfall in Wildbad, verlegt es daher auf das Jahr 1367 und macht den Greiner zum Sieger.) Die Häupter der Schleglerbrüderschaft, Wolf von Stein, Reinhard und Friedrich von Enzberg, hatten sich in dem festen Städtchen Heimsheim (Heimsen) verschanzt. Gegen sie zog Graf Eberhard mit seinen Rittern und Knechten und den Bauern des Gaues heran. Die Schlegler glaubten sich sicher und hofften, von Türmen und Mauern herab die Angreifer siegreich abwehren zu können. Aber Eberhard ließ in der Nacht um die Stadtmauern Holz und Stroh aufhäufen und das alles mit Teer beträufeln. Und als nun das Frührot leuchtete und die Nebel sanken, wurden auf sein Gebot nach den Mauern glühende Pfeile geschossen und brennende Pechkränze geworfen, so daß das Städtchen bald von einem Flammenmeer umgeben war. Da stürzten die Schlegler verzweifelnd aus einem Tor, das auf des Grafen Befehl frei geblieben war, heraus und ergaben sich (siehe Bild S. 165)

> „Voran drei Schlegelkönige, zu Fuß, demütiglich,
> Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
> Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
> Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.“

So war der stolze Bund der Schlegler von einem Landesfürsten überwunden; die freie Ritterschaft war dem Untergang geweiht.

Die mittelalterliche Stadt.

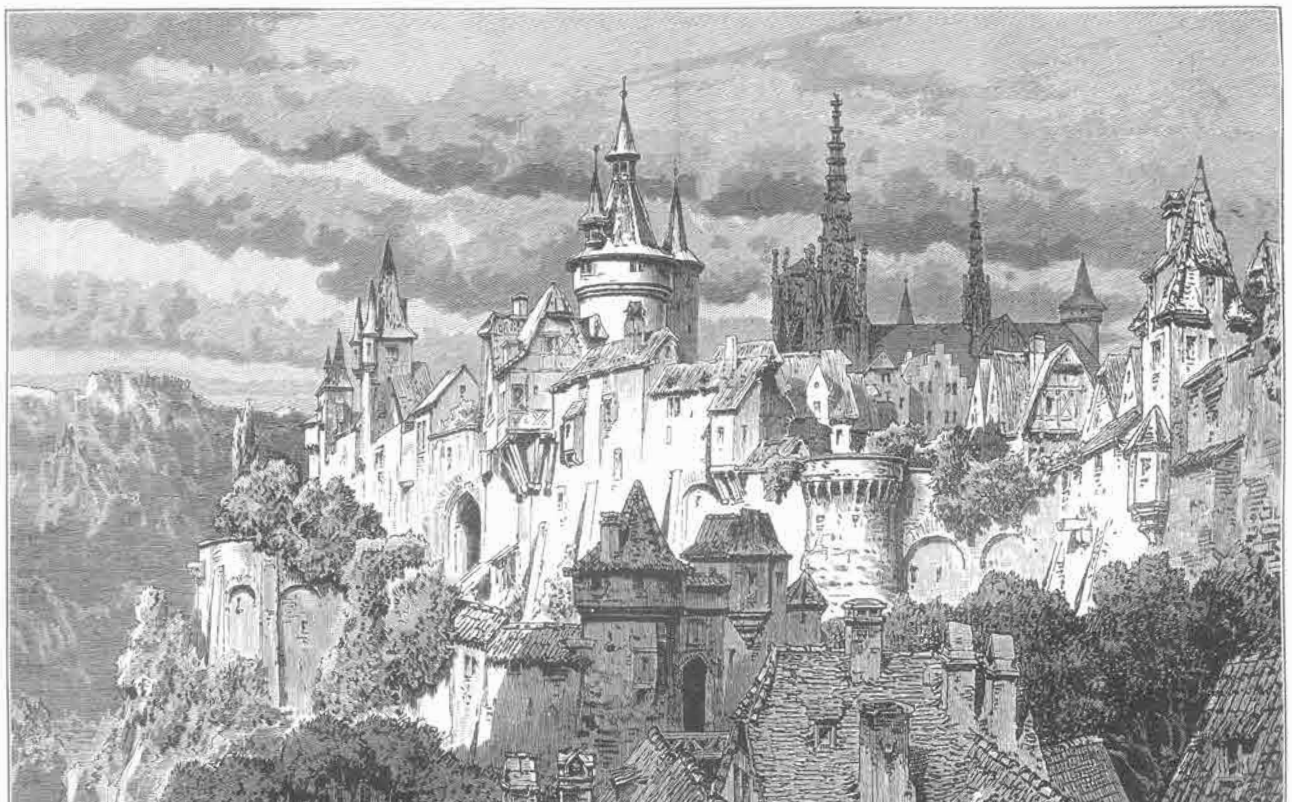
Als gegen Ende des 11. Jahrhunderts Kaiser Heinrich IV. mit Papst Gregor VII. und Urban II. und mit den deutschen Fürsten, die jenen verbündet waren, in hartem Kampfe lag, fand er die Kraft zur Gegenwehr besonders bei dem niederen Klerus, dem niederen Adel und bei den Städten. Es war das erste Mal, daß die Städte in den Streit der politischen Gewalten des Reiches eingriffen, und von da an bis zum westfälischen Frieden ist kein bedeutendes Ereignis im Leben der Nation ohne ihre Anteilnahme vorübergegangen; denn schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts errangen sie die wirtschaftliche Führung der Nation und wußten sie durch 400 Jahre zu behaupten. In ihren Mauern sammelten stolze Patriziergeschlechter die Reichtümer des Landes, da erhoben sich die himmelanstrebenden gotischen Dome, da ward das Schießpulver und die Kunst des Buchdruckes erfunden, da sangen die Meistersinger, da arbeiteten die Künstler und Kunsthandwerker, da fand der Glaube Luthers seine Freunde und Verteidiger. Und das alles leisteten die Städte, obwohl ihnen Könige und Fürsten entgegenstanden. Im Jahre 1231 ward ihnen untersagt, Männern, die nicht in ihren Mauern wohnten, das Bürgerrecht zu erteilen, Hörige als freie Leute aufzunehmen; 1356 ward ihnen verboten, Bündnisse untereinander zu schließen; aber trotz alledem nahmen sie an Wohlstand und Macht zu. Kaiser Maximilian und die Fürsten mußten sie 1495 als berechtigte Glieder des Reichstags anerkennen. Aus diesem starken und reichen Leben der Städte vom 13. bis 16. Jahrhundert bringen unsere Bilder mancherlei Kunde.



Der heilige Anton. Stich von Albrecht Dürer.
(Aus Dürers Kupferstichwerk. Verlag der Soldanschen Hofbuchhandlung in Nürnberg.)

Nach außen erschien jede mittelalterliche Stadt als große Burg (siehe die Bilder dieser Seite). Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren die Städte in alter Art ähnlich den Ritterburgen befestigt, erst als die Feldzüge Maximilians die zerstörende Wirkung der Belagerungsgeschütze auch an größeren Städten erwiesen hatten, fing man an, eine den Feuerwaffen entsprechende Befestigung zu bauen. Manchen Orten genügte als Schutzwehr Wall und Graben, bei den meisten aber erhob sich hinter dem Graben eine hohe, dicke Mauer, die mit viereckigen oder runden Türmen, in Bogenschußweite voneinander entfernt, verstärkt war. Auch alle Tore oder Ausgänge waren durch hohe Türme geschmückt, auf denen bei Tage die Wächter ausschauten und durch Trompetensignale das Herannahen von Fremden verkündigten, damit unten die Torwache aufmerksam werde und ihres Amtes walte. Wenn der Abend hereinbrach, ward das Tor geschlossen und so Aus- und Eintritt verboten. Zu jedem Tor führte über den Wallgraben eine Brücke; in älterer Zeit ähnlich wie bei den Ritterburgen eine Zugbrücke, später eine feste hölzerne, die beim Anzug der Feinde rasch zerstört werden konnte. War nach einem Ausfall aus der belagerten Stadt die Mannschaft zurückgeworfen worden und drohte der Sieger zugleich mit der fliehenden Besatzung durchs Tor in die Stadt einzudringen, dann ließ man das Fallgatter nieder, ein aus Eisenstäben oder starken Holzpfosten gefügtes Gitter, das in einem Falz hinter dem ersten Torbogen hing, mit Winden emporgehoben ward und das mit großer Wucht herabfiel, sobald die Riegel zurückgezogen wurden. Der größeren Kraft und Schußweite der Feuerwaffen entsprechend wurden in späterer Zeit die Mauern verstärkt und die Gräben weiter hinausgelegt. Nur wenige Städte zeigen noch ihre alte schwere Rüstung, am besten solche, die von der wirtschaftlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts unberührt abseits von den großen Straßen des modernen Verkehrs liegen, so Zons bei Düsseldorf und Rotenburg ob der Tauber.

Jeder, der die Rechte und den Schutz der Stadt genoß, war ein Bürger, und darum auch verpflichtet, sie zu schützen und zu verteidigen. Hieraus erklärt sich, daß in allen Städten das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht galt und auch lange Zeit festgehalten wurde. Verschiedenheiten gab es nur hinsichtlich der Art von Dienst und Rüstung; denn es erschien der Bürgerschaft gerecht, daß der Reiche und Wohlhabende besser gerüstet sei und länger diene als der Arme. Jener diente in der Regel zu Roß, dieser zu Fuß. Die Höhe der militärischen Leistungen war zugleich eine Besteuerung des Luxus. So hieß es: Mit Harnisch und Büchse oder Armbrust muß der Bürger gerüstet sein, der einen silbernen Gürtel trägt oder der, dessen „Weib bunten trägt“, d. h. bunten Kopfputz hat. Oder in Braunschweig ward dem Bürger und dessen Frau ein gewisser Luxus gestattet, wenn er ein Streitroß von bestimmtem Werte hielt. Als aber in den Städten der Reichtum wuchs und die Bevölkerung sich durch Zuzug vom Lande rasch vermehrte, da ward den reichen Bürgern der Kriegsdienst eine Last, sie stellten Vertreter oder zahlten Wehrsteuern. Das war der Übergang zum Söldnerheer; die Stadtknechte und ihre Hauptleute



Stadtmauer einer mittelalterlichen Stadt. Nach einer Originalzeichnung von F. Knab.

mußten die Stadt verteidigen, indes die Handwerker in ihren Werkstätten und die Kaufleute in ihren Geschäftsstuben der Arbeit nachgingen. Mit diesem Söldnerheer sind die Städte namentlich im 16. Jahrhundert in den Kampf gezogen; einer ihrer bekanntesten Führer jener Zeit war Sebastian Schärtlin.

In der Zeit, da jeder Bürger wehrpflichtig war, entstanden die Schützengilden (siehe untenstehendes Bild), denn wer die Stadt verteidigen wollte, mußte dazu vorgebildet sein. Und auch hier zeigt sich der charakteristische Zug des Mittelalters, das Notwendige mit dem Angenehmen zu verbinden. Wohl ward dann und wann auf Anordnung des Rates ein Schießen abgehalten und mit fröhlichem Gelage beendet; lieber aber übten sich die Bürger nach Feierabend und an Sonn- und Feiertagen in freiwillig geschlossenen Vereinigungen. Der Schießstand war gewöhnlich im Stadtgraben, als Ziel diente in der Regel eine Scheibe oder ein Vogel, als Waffe anfänglich die Armbrust, später die Büchse. So kam es, daß manche Stadt zwei Schützengilden hatte, die Armbrust- und die Büchsenschützen (Weimar). Im Sommer jeden Jahres ward dann ein großes Schützenfest abgehalten, und dazu lud man die Schützen der befreundeten und benachbarten Städte ein. So erschienen 1440 in Augsburg zu dem vom 16. Mai ab sieben Tage dauernden Feste die Schützen von Regensburg, Nürnberg, Ulm, Memmingen und Konstanz. Diese Besuche förderten nicht nur die Freundschaft der Städte, sondern sie halfen auch vielfach dazu, die Bündnisse der Städte untereinander einzuleiten oder zu befestigen und die politische Macht der Städte im Reiche zu mehren.

Städtisches „Schießen“. Nach einer Originalzeichnung von W. Friedrich.

Hinsichtlich der inneren Anlage findet man zwei Typen von Städten, die alten im Reich und die auf dem Kolonialgebiet. Die alten Städte im Westen und Süden zeigten dieselbe Unregelmäßigkeit wie die alten Gewannsdörfer, ein wirres Durcheinander von Straßen, Gassen und Gäßchen, nirgends einen bestimmten Plan. Anders die Städte auf dem nördlichen und östlichen Kolonialgebiet. Von einem quadratischen oder rechteckigen Marktplatz oder Ring (Breslau) gingen schnurgerade Straßen aus, die dann rechtwinklig von Querstraßen geschnitten wurden. So entstanden regelmäßige quadratische, rechteckige oder trapezförmige Häuserviertel. Die Zunahme der Bevölkerung äußerte sich in den alten deutschen Städten anders als bei den Kolonialstädten. Dort bebaute man nach und nach alle innerhalb der Stadtmauer gelegenen freien Räume und vermehrte dadurch die Enge und das Durcheinander; hier wandte man das ursprüngliche Schema noch einmal an, indem man neben die erste Stadt genau nach ihrem Plane eine zweite oder auch dritte bebaute und auch mit einem besonderen Mauerkranz umgab (so Königsberg in Preußen, Thorn, Rostock).

Die Straßen der alten deutschen Städte waren meist krumm und eng, eine gerade breite Straße war sehr selten. Diese Bauart hing, wie angedeutet, mit der Entstehung und Ummauerung der Stadt zusammen; denn bis Ende des 12. Jahrhunderts waren die Städte nichts anderes als befestigte Dörfer, und nur nach und nach wurden die Weinberge, Äcker und Gärten der Stadt durch die Häuser der Handwerker und Kaufleute so, wie es das jeweilige Bedürfnis ergab, verdrängt. Und da der verfügbare Raum für immer abgegrenzt war, so mußte bei zunehmender Bevölkerung jedes Plätzchen ausgenutzt werden, so daß die Häuser immer enger aneinander rückten. Dazu kam, daß durch die eigentümliche Bauart der Häuser Luft und Licht auch von oben her nur schwer Zugang hatten; denn man baute namentlich bei Holzhäusern so, daß jedes höhere Stockwerk über das tiefere etwas hervorragte, so daß sich die oberen Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser gar manchmal so weit näherten, daß sich die Leute bequem die Hände reichen konnten. Gar oft mußten diese „Überhänge“ oder „Vorgezimmer“ durch Pfeiler gestützt werden, so daß rechts und links an der Straße offene, geschützte Gänge, Lauben genannt, entstanden. Weil eng und krumm, waren die Straßen meist feucht und kühl; in ihnen lagerte eine dicke muffige Luft. Bei regnerischem Wetter waren sie, da weder chaussiert noch gepflastert und voll von Unrat, sehr schwer gangbar. So schildert der Kanzler Karls IV., Johann von Neumarkt, dem Erzbischof von Prag die Straßen Nürnbergs so: „Die Stadt Nürnberg wird durch häufigen Regenfall ermüdet; denn durch tägliche überschwemmende Güsse wird sie begossen und mit einer solchen Nässe der himmlischen Wasser durchtränkt, daß man hier an eine ewige Sintflut glaubt und von dem nassen Boden eine Schmutzmasse anwächst, daß auf den Straßen die Reiter nicht mehr sicher fortkommen können, da der Reiter immer befürchten muß, aus Unvorsichtigkeit oder über einen Stein stolpernd, in die Schmutztiefe so unbedacht zu stürzen, daß es seinen Reiter wie ein Schwein mit dem Gestank des schmierigen Straßenkotes beschmutzt.“ Kaiser Friedrich III. wäre am 28. August 1485 in der freien Reichsstadt Tuttlingen samt seinem Pferde beinahe in dem grundlosen Schmutz der Straßen versunken. Man suchte die Straßen durch Dämme längs der Häuser und hölzerne Übergänge zu verbessern, aber mit wenig Glück; denn nun floß, wie von Augsburg berichtet wird, alles Wasser mitten auf der Straße zusammen und machte diese nur um so grundloser. Daher schreibt der Reformator Mykonius über Gotha: „Man muß auf Stelzen und Holzschuhen gehen, und fast alle Ratsherren gingen auf Holzschuhen zu Rat. Und wenn sie in der Ratsstube saßen, standen die Holzschuhe draußen vor der Stube; da konnte man fein zählen, wie viele ihrer zu Rate gekommen wären.“ So blieb dem Rat der Stadt nichts anderes übrig, als die Straßen zu pflastern. Nürnberg begann damit 1368, Regensburg um 1400, Augsburg erst 1416. Auf den ungepflasterten Straßen entstand bei trockener Witterung natürlich ein entsetzlicher Staub. Zudem lagen vor vielen Häusern noch Düngerhaufen, und auf ihnen und im Kote der Straße wälzten sich gar häufig die Schweine; hatten doch sehr viele Bürger neben ihrem Handwerk noch eine kleinere oder größere Landwirtschaft. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts ward in Frankfurt a. M. festgesetzt: „Auch sullen die meyster der becker, die uff den rat gen, iederman zwelff swin haldin nun nicht me, nun die andern sullen zu achten nun zu sechs swinen halten.“ Zu Breslau wurde erst 1495 befohlen, die Schweinekoben, die auf den Ring oder die Gasse hinaus-

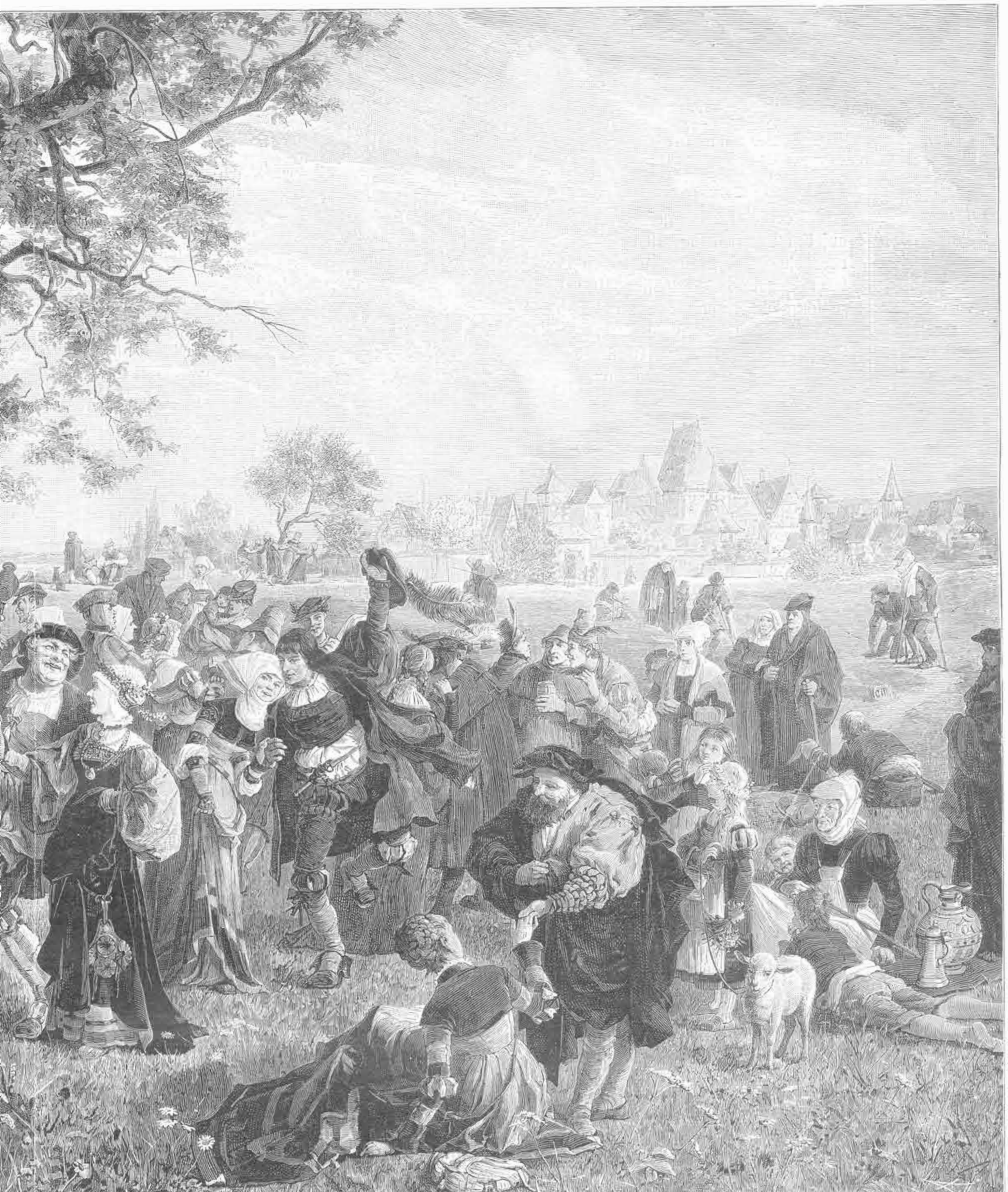
gingen, zu entfernen, und verboten, die Schweine frei auf der Gasse herumlaufen zu lassen. In vielen Städten war es ferner üblich, allen Unrat auf die Straße zu werfen. Wie schlimm das war, erfahren wir aus einem Lobgedicht auf Nürnberg, das doch eine der bestverwalteten Städte war, im Jahr 1490:

„Auch ist ein knecht dazu bestelt,
Der alle Tag mit der butten get,
Ob jemand hingeworffen het,
Todte sew, hund oder katzen,
Schelmig hüner oder ratzen;
Wa er vindt, er nymts enbor,
Tregtz in der putten vor das thor,
Dadurch die gantz gesewbert wiert."

Die Enge und Unsauberkeit der Straßen hemmte nicht nur den Verkehr, sondern begünstigte auch die Entstehung und Verbreitung furchtbarer Seuchen. Der „schwarze Tot" oder das „große Sterben" raffte um die Mitte des 14. Jahrhunderts in den Städten zahllose Menschen dahin, so in Lübeck 9000, Erfurt 16000, Basel 14000. Durch so schlimme Erfahrungen belehrt, wurden vom Rat der Stadt mancherlei Maßregeln zur Vorbeugung und Besserung angeordnet. Um der Verengung der Straßen zu wehren, mußte z. B. ein Reiter eine Lanze quer durch die Straße tragen. Stieß dieser mit der Spitze an ein Gebäude, so sollte es der Besitzer abbrechen, oder er mußte ein Bußgeld entrichten. Und da das letztere natürlich bequemer und billiger war, so half diese Maßregel leider wenig oder nichts. Man begann, wenigstens die verkehrsreichsten Straßen zu pflastern, so daß zu Anfang des 16. Jahrhunderts in den großen Städten alle wichtigen Straßen gepflastert waren. Eine gepflasterte Straße hieß Steinweg und kostete die Bürger schweres Geld. So erklärt sich, daß der Steinweg das Sinnbild der Teuerung ward. „Also ist der steinweg heiß, da thewr zerung ist und get vil auff; man verzert vil. Nürmberg ist ein heißer Steinweg, zu Braunschweig ist er nit also heiß, das ist: zu Braunschweig ist leichter zeren denn zu Nürmberg." Die Kosten zu decken, erhob der Rat vielfach eine besondere Abgabe, das Pflastergeld; die Arbeiten wurden von „Estrichern, Estrichmeistern, Pflasterknechten und Pflastermeistern" ausgeführt. Was hinsichtlich der Reinigung und Säuberung der Straßen geschah, ist teilweise bereits genannt. Außerdem ward den Bürgern die Verpflichtung auferlegt, die Straße vor ihrem Hause in gewissen Zeitabschnitten zu reinigen. Die Göttinger Statuten von 1330—1334 forderten nur alle vierzehn Tage, ein consilium medicum generale in Frankfurt a. M. verlangte zur Verbesserung der Luft wöchentlich zweimalige Reinigung. Manche Städte übernahmen die Reinigung auf Kosten des Rates und stellten dafür besondere Beamte an; so Frankfurt a. M. die „Dreckmeister", Wesel die „Viertelsmeister". — Während der Nacht waren die Straßen ganz dunkel; denn eine Beleuchtung derselben gab es nicht, sie ist erst im 18. Jahrhundert allgemein üblich geworden. Nur in gewissen Fällen sollte jeder Bürger vor seinem Hause ein Licht ausstecken, z. B. bei Feuersgefahr, bei Störung der öffentlichen Sicherheit und bei fürstlichem Besuch. So sollte in Kiel jeder Hausbesitzer, wenn ein Frevel geschah und der Geschädigte die „Ruchte" (ein Geschrei, das die Nachbarn herbeirief) erhob, eine Laterne vor sein Haus hängen. In dunkler Nacht Person und Eigentum der Bürger zu schützen, war Aufgabe der Nachtwächter,

Pfingstreigen. Nach einem Gemä

die, mit Spieß und Schwert bewehrt und einem Horn zum Notruf ausgerüstet, die Straßen vom Eintritt der Dämmerung bis Sonnenaufgang auf und ab gingen. — Jede Straße trug ihren Namen. Beliebt waren solche nach Stämmen und Berufsständen. Da gab es in Lübeck die Engländergasse, in Lüneburg die Wendenstraße, in Basel die Lampartengasse (Lombarden), in Wien die Wälschenstraße — und anderseits die Ritter-, Pfaffen-, Gerber-, Böttcher-, Töpfer-, Goldschmieden-, Schustergasse. Die Namen nach fremden Stämmen entstanden häufig aus der Sitte, daß in diesen Straßen beim Jahrmarkt die fremden Kaufleute bei einander wohnten; und die Namen nach Berufsständen kamen daher, daß die Handwerksmeister nebeneinander ihre Arbeitsstätten (mit Wohnhäusern) oder Verkaufsbuden hatten. Eigentümlich war jeder größeren Stadt die Judengasse.



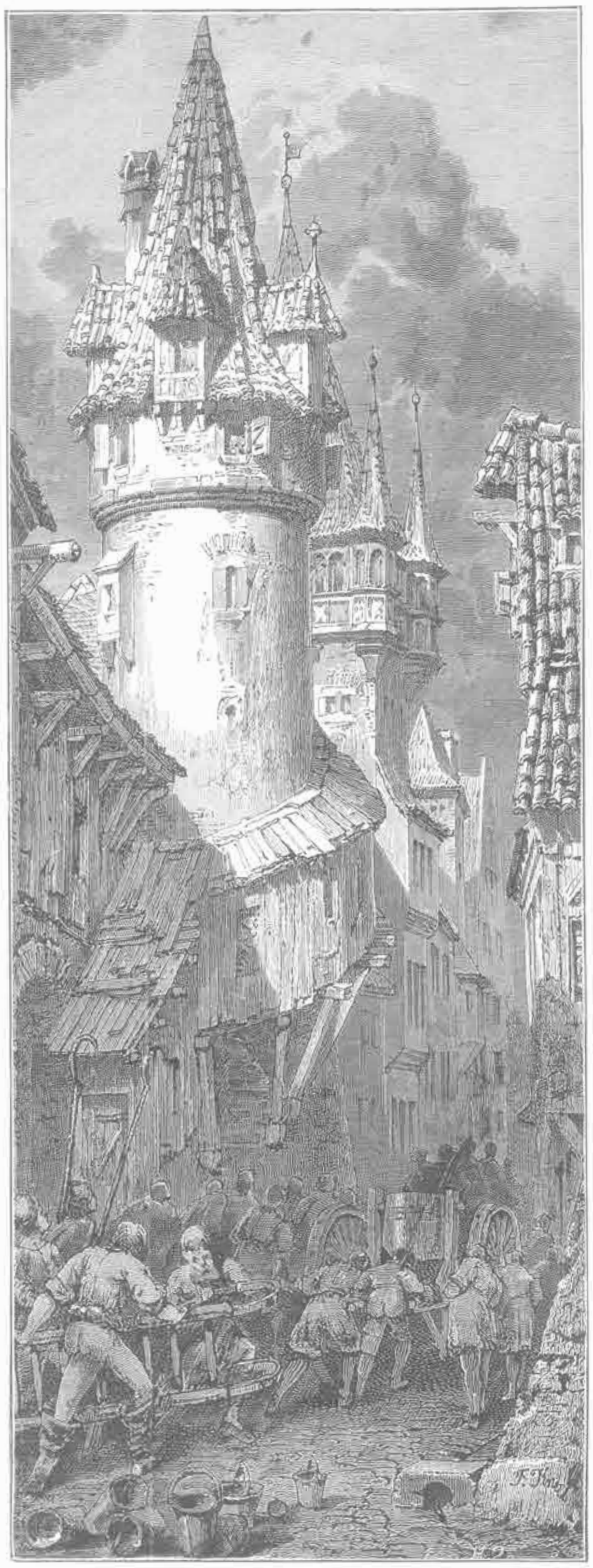
de von J. Adam. (Text S. 173)

Eine Numerierung der Häuser war gänzlich unbekannt; jedes Haus trug seinen individuellen Namen; nach dem Besitzer: Auerbachs Keller, das Schönkopfsche Haus, das Fuggerhaus, oder nach einem Zeichen: zum schwarzen Bär, zum Riesen, Löwen, Greifen, Schwan, Hahn, zur Sonne, zum halben Mond. Die Häuser, in denen sich die Innungsschule einer Zunft befand, trugen über der Tür das Innungswappen, z. B. Hammer und Zange (Schmied), eine Brezel (Weißbäcker), Schere oder Bügeleisen (Schneider), ein Faß (Böttcher). Vergleiche die Bilder von Goslar auf S. 172.

Noch im 16. Jahrhundert waren die meisten Wohnhäuser aus Holz erbaut; so waren unter den 6000 Häusern Kölns gegen Ende des Jahrhunderts nur ungefähr zehn steinerne Häuser. Diese Holzbauten wurden natürlich vom Feuer rasch ergriffen und verzehrt. Daher sind die mittelalterlichen Städtechroniken voll von Berichten über große verheerende Feuersbrünste (siehe Bild S. 172). So brannte Regensburg 1152 fast ganz nieder, Lübeck im 13. Jahrhundert einmal bis auf fünf Häuser. Dem Übel zu begegnen, verlangten die städtischen Bauordnungen, daß die Dächer nicht mehr wie bisher mit Stroh und Schindeln, sondern mit Ziegeln gedeckt würden, und die Feuerordnungen (seit dem 15. Jahrhundert eingeführt) bestimmten jedem Bürger genau die Pflichten, die er bei Ausbruch einer Feuersbrunst erfüllen sollte. An gewissen Orten waren Äxte, Leitern, Feuerhaken, Feuergabeln, Wasserzubringer aufgestellt, und alle diese Geräte mußten beim Läuten der Sturmglocken von den hierzu im voraus bestellten Personen nach der Brandstätte gebracht und dort gehandhabt werden.

Aus den engen, dumpfen Straßen seiner Stadt sehnte sich der Bürger hinaus ins Freie. Wie gern ging er nach Feierabend vors Stadttor, auf den Anger, in seinen Garten oder ins freie Feld! Eine schlimme Zeit war ihm der Winter, wenn die Gassen noch dunkler, nässer und schmutziger waren als sonst. Da schaute er voll Sehnsucht der Frühlingssonne entgegen, damit sie ihn „aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus Handwerks- und Gewerbesbanden, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetschender Enge und aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht“ ans Licht bringe.

Und wenn die Frühlingssonne kam, dann sang jung und alt:



Stadtgasse mit Feuersbrunst.

Tra—ri—ro,
Der Sommer der ist do!
Wir wollen hinter die Hecken
Und wollen den Sommer wecken,
Jo — jo — jo
Der Sommer der ist do!

Tra—ri—ro,
Der Sommer der ist do!
Der Sommer,
Der Winter hat's verloren,
Jo — jo — jo,
Der Sommer der ist do!

Tra—ri—ro,
Der Sommer der ist do!
Der Winter leit gefangen,
Den schlagen wir mit Stangen.
Jo — jo — jo,
Der Sommer der ist do!

Der Winter leit gefangen. Wie draußen auf den Dörfern, so stellten auch die Burschen oder die Burschen und Mädchen der Stadt beim Beginn des Frühlings den Wettstreit zwischen Winter und Sommer, den die Natur Tag für Tag zeigt, in einem Spiele dar. In Eisenach lebt dieses Frühlingsspiel heute noch und heißt Sommergewinn. Die Darsteller des Winters erschienen in Pelzrock und Pelzkappe, Ofengabel, Dreschflegel, die des Sommers im leichten weißen Linnengewand mit grünen Hüten, Sense, Sichel und Heugabel. Und nun sangen sie ein Streitlied. Einige Strophen eines bayerischen sollen hier mitgeteilt werden.

Heut ist auch ein fröhlicher Tag,
Daß man den Sommer gewinnen mag!
Alle ihr Herren mein,
Der Sommer ist fein!

So bin ich der Winter, ich gib dir's nit recht,
O lieber Sommer, du bist mein Knecht!
Alle ihr Herren mein,
Der Winter ist fein!

So bin ich der Sommer also fein,
Zu meinen Zeiten, da wächst der Wein!

O Sommer, du sollst mir nichts gewinnen,
Einen frischen Schnee will ich dir bringen.

O Winter, wir haben dein genug,
Nun heb' dich aus dem Land mit Fug!

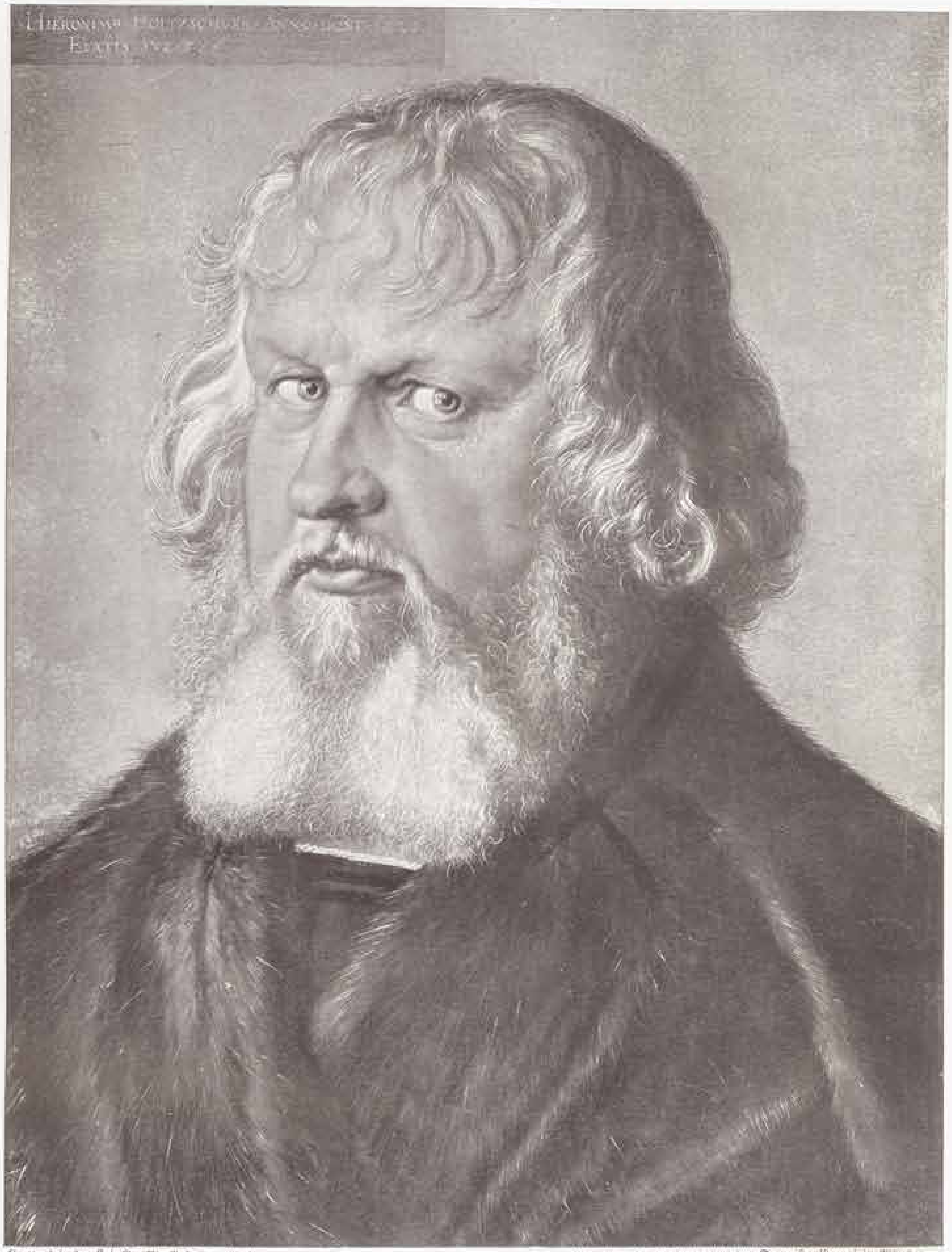
Wol aus dem Land laß ich mich nit jagen,
O Sommer, du mußt mit mir verzagen.

So ging der Kampf weiter, bis sich der Winter für besiegt erklärte. Viele Städte feierten das Kampfspiel zwischen Winter und Sommer erst im Mai, wenn alles grünt und blüht, und wußten ihm einen militärischen Charakter zu geben. Es wurden zwei Reitergeschwader von starken jungen Gesellen und Männern ausgerüstet, „nicht anders, als wollte man zu einer gewaltigen Schlacht ziehen". An der Spitze des einen Geschwaders ritt ein Hauptmann, mit vielen Pelzen und gefütterten Kleidern angetan und mit einem Wurfspieß bewaffnet. Das war der Winter. Den Rittmeister des zweiten Geschwaders nannte man den Blumengrafen oder den Maigrafen (siehe Bild S. 173), weil er mit grünem Gezweige, Laub und Blumen bekleidet war; auch trug er leichte Sommerkleider und ritt „fast nicht wehrhaft" einher. Beide Führer zogen nun mit ihren Geschwadern in die Stadt ein, und da begann das sogenannte Stechen oder Turnier. Der zornige Winter und sein Gefolge warfen mit Asche und nachgebildeten Schneeballen, der Maigraf und die Seinen wehrten sich mit grünen Birken- und Lindenreisern. Nachdem der Kampf eine Zeitlang gedauert hatte, wurde dem Sommer von dem umstehenden Volke der Sieg zugesprochen, der Maigraf ward von einer schönen Jungfrau mit dem Siegeskranze geschmückt, und nun begann draußen vor den

F. Rose in Wernigerode phot.
Das „Brusttuch" in Goslar.

F. Rose in Wernigerode phot.
Das „Gildehaus" in Goslar.

F. Rose in Wernigerode phot.
Marktplatz in Goslar (links „Kaiser-Worth", rechts Rathaus).



Original in der Kgl. Gemälde-Galerie zu Berlin — Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München

Hieronymus Holzschuher.

Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer.

Der Maigraf. Nach einer Originalzeichnung von K. Weigand.

Toren der Stadt eine allgemeine Volksbelustigung mit Tanz und Gelage. In den Hansastädten war die Würde des Maigrafen nur den ratsfähigen Bürgern erreichbar, und daher nahmen am Maifest auch nur die ratsfähigen Familien teil.

Die städtischen Mai- oder Pfingstfeste waren uralt; sie waren von den ersten Stadtbewohnern, die ja in der Hauptsache auch noch Ackerbauer waren, von den Dörfern mit hereingenommen worden und behielten durch alle Jahrhunderte hindurch doch ihre alte Grundgestalt, wenn sie auch, dem Reichtum der Stadtbewohner entsprechend, prachtvoller und üppiger wurden. So kam es, daß die Feste in den Städten und Dörfern der einzelnen Landschaften beinahe gleich waren. Fast überall spielten dabei, wie auch Goethe in Dichtung und Wahrheit von Frankfurt a. M. erzählt, die Hirten und Hirtinnen eine wichtige Rolle. In Westfalen ward der Bursch, der beim Austreiben des Viehes zuletzt ankam, der Pfingstfoß (Pfingstfuchs), das Mädchen Pfingstbraut oder Pfingstjuffer, das zuletzt erscheinende Tier Pfingstkuh oder Pfingstochs (Pfingstosse) genannt. Die Pfingstkuh oder der Pfingstochs wurden unter großem Jubel mit Blumen und Laub geschmückt (daher z. B. in Thüringen die Redensart: geputzt wie ein Pfingstochse), der Pfingstjungfer setzten die Burschen einen bändergeschmückten Maibaum vor die Tür und sangen dazu:

Pfingstbrût,
Fûle Hût!
Wörst du 'n bitten frör upstân,
Wörst di 'n bitten beater gân.

In Augsburg wurden Jungen vom Kopf bis auf die Füße mit Schilfrohr umflochten (daher Wasservogel genannt) und dann von je drei anderen, die Birkenzweige in der Hand trugen, in der Stadt herum geführt. In der Altmark gehörte zum Pfingstspiel immer ein Wettlauf. Das Hauptvergnügen war überall der Tanz, das Pfingsttreiben auf dem

Das Kaufhaus in Freiburg i. B. (Text S. 175)

Anger (siehe Bild S. 170—171 — vergleiche auch Goethes Faust I, Bauern unter der Dorflinde, Tanz und Gesang: der Schäfer putzte sich zum Tanz). Dann saßen die Musikanten in der grünenden Linde, und unter ihr sprangen Burschen und Mädchen, Männer und Frauen den Reihen. Zu jedem Reihen gehörte ein Tanzlied, und so schuf das Volk in seiner Lust und Fröhlichkeit manch herrliches Lied. Wenn der Bursch ein Mädchen zum Reigen aufforderte, sang er:

Springen wir den reigen
nu, vrouwe min!
Vröun uns gegen dem meigen
uns kumet sin schin.

Der winter der der heide
tet senede not
der ist nû zergangen:
sist wunneclich bevangen
von bluomen rot.

Oder:

Jungfrau in dem roten Rock,
kommst her zu mir!
Es sein nit hübscher Leute hie,
denn ich und ihr.

Und während des Tanzes sang er dem Mädchen vertraulich ins Ohr:

Tanz, Mägdlein, tanz,
Un laß dich nit gerenen
Dein' höfliche Sprüng,
Die machen mich gar herziglich
Fröhlich und guter Ding.

Neig dich zu mir,
Tu mich freundlich umfahen
Mit deinen Armlein ring,
Auf daß ich desto williger
Mit dir herumber spring.

Oder alle Tänzer und Tänzerinnen sangen:

Im Mai, im Mai, die Vöglein singen,
Die Lämmlein auf Grünheide springen.

Sie springen und singen vor Herzliebchens Tür:
Komm doch zum Abendtänzchen herfür!

Ein Abendtänzchen es ist nicht lang
Mit einer Schalmeien in Engelland.

Ich hoffe, sie werde bald wiederum kommen,
Der lustige Mai bringt fröhlich den Sommer.

Der fröhliche Sommer bringt frischen Klee,
Von Herzlieb scheiden und das tut weh.

Von Herzlieb scheiden tut nimmermehr gut;
Wer will denn tröstén dem Mädchen den Mut?

Das will ich tun, ein junger Gesell
Und der dem Mädchen recht wohl gefällt.

Gefällt er ihr im Herzen nicht,
So kriegt er das wacker braun' Mädchen nicht.

Wer den Schatz an Volksliedern, die im Mai und an seinen Festen einstmals in Dorf und Stadt erklungen sind, kennen lernen will, der greife zu dem von Ludwig Erk und Franz Magnus Böhme herausgegebenen Deutschen Liederhort; er wird sich freuen über die Fülle und Schönheit und klagen, daß diese Feste und ihre Lieder nun dahin sind.

Den fröhlichen Festen folgten saure Wochen der Arbeit. Beobachten wir die Bürger bei ihrer Tätigkeit!

Die Stadt war der Sitz der Gewerbe; hier wurden die auf dem umgebenden Lande produzierten Rohstoffe in Gebrauchsstoffe umgewandelt; denn das war der wirtschaftliche Charakter der Stadt, daß ihre Bewohner das hervorbrachten, was die Bauern überhaupt nicht oder nicht in genügenden Mengen erzeugen konnten. Fast jede Stadt bildete mit ihrer Umgebung ein festgeschlossenes Wirtschaftsgebiet, und zwar durchschnittlich von der Größe, daß der Bauer aus der entferntesten ländlichen Niederlassung (die Bauern waren gezwungen [gebannt], in der Stadt zu kaufen; daher hieß diese Pflicht nebst dem Gebiet, auf dem sie lag, die Bannmeile) den städtischen Markt in einem Tage erreichen und am Abend wieder daheim sein konnte. So kommt es, daß die Orte, denen bis zu Ende des Mittelalters Stadtrechte verliehen waren (es mögen ihrer etwa 3000 gewesen sein), im Süden und Westen des Reiches durchschnittlich 4—5 Wegstunden, im Norden und Osten 7—8 Wegstunden voneinander entfernt sind. Der Güteraustausch erfolgte auf dem Markte (siehe Bild S. 176 oben), und als Recht galt, daß so weit als möglich öffentlich und aus erster Hand gekauft werden müsse. Weil aller Güteraustausch öffentlich erfolgen sollte, fehlte den mittelalterlichen Städten vollständig das, was unsere heutigen Städte und deren wichtigste Straßen charakterisiert, der Kaufladen mit seinen breiten, lichterfüllten, warenbelagerten Schaufenstern. Auf jedem Markt-

Der Schäfflertanz in München im 16. Jahrhundert.

platze waren viele bedeckte und unbedeckte Stände, Bänke und Buden, und an den Seiten zogen sich Hallen, Lauben und Arkaden hin. Und damit sich der Käufer immer rasch und sicher zurechtfinde, wurden die Waren gleicher Art am gleichen Orte feilgeboten. Daher waren zum Beispiel nebeneinander die Schuster- und Bäckerbuden, die Fleischer- und Kürschnerlauben; ja die Handwerker gleicher Art hatten oft auch ihre Wohnungen und Werkstätten nebeneinander, und daher haben heute noch manche Straßen den Namen Schuster-, Gerber-, Fleischer-, Töpfer-, Seilergasse und dergleichen. Als sich der Verkehr steigerte, wurden gewisse Waren auf kleinere Plätze der Stadt oder bestimmte Straßen verwiesen, so entstanden der Roß-, Vieh-, Korn-, Hopfen-, Heu-, Holz-, Kohlen-, Fisch-, Fleisch-, Salz-, Tuchmarkt, an die heute noch gar manche Namen in den inneren Teilen unserer Städte erinnern. Oder die Waren wurden in öffentlichen Häusern, den sogenannten Kaufhäusern (siehe Bild S. 173) ausgelegt. Manche von diesen empfingen von der Ware, die daselbst ausschließlich oder vorwiegend verkauft wurde, ihren Namen, so das Gewand(Tuch)haus in Leipzig, das Kaiserworth (Gewandhaus der Schneider in Goslar, siehe Bild S. 172 unten), das Brothaus, Kornhaus. In manchen Städten gab es auch ein Waidhaus (Erfurt, wo Gebäude und Name heute noch vorhanden), in dem der wichtigste Färbstoff des Mittelalters, der Waid, verhandelt ward. Vielfach waren auch die Parterreräume des Rathauses als Markthallen eingerichtet (Jena). Die Märkte waren teils Wochen-, teils Jahrmärkte (siehe Bild S. 176 unten). Jene dienten vornehmlich dem Austausch der Güter, die in der Stadt und ihrem Landgebiet produziert worden waren; diese führten den fremden Kaufmann mit seinen fremden, nicht im Wirtschaftsgebiet der Stadt erzeugten Waren herbei, oft mit seltenen Dingen, die Stadt- und Landleute mit Staunen anpreisen hörten und mit schwerem Gelde erkauften. Und mit den fremden Kaufleuten zogen zu den Jahrmarktszeiten in die Stadt allerhand fahrende Leute ein, Sänger, Gaukler und Seiltänzer, die für billiges Geld reiches Vergnügen boten. Solch ein Jahrmarkt dauerte eine oder mehrere Wochen; die fremden Kaufleute liebten es, mit ihren Heimats- und Stammesgenossen zusammen zu wohnen, und so bekamen ihre Herbergen die Namen: Frankfurter Hof, Leipziger Hof, Thüringer Hof und dergleichen. Die Forderung des städtischen Verkehrslebens, daß aller Güteraustausch öffentlich erfolgen müsse, war die Folge eines allgemeinen wirtschaftlichen Grundsatzes jener Zeit, dessen nämlich, daß sich bei Kauf und Verkauf Leistung und Gegenleistung genau entsprächen, daß keiner den anderen übervorteile, daß der Gewinn ein billiges Maß nicht überschreiten dürfe. Die Stadt wollte jedem Bürger ein behagliches, wenn auch bescheidenes Dasein gewährleisten. Aus diesem Grundsatz ergaben sich weitere praktische Folgerungen. Es sollte immer aus erster Hand gekauft werden, aller Zwischenhandel war für die einheimischen Produkte überhaupt verboten und für alle auswärtigen nur dann erlaubt, wenn diese auf dem Markte bereits ausgeboten, aber nicht verkauft worden waren. Aus dieser Tatsache erklärt sich die interessante Erscheinung, daß das Wort Kaufleute noch bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts nicht allein einen bestimmten Berufsstand bezeichnete, sondern alle, die mit Ware auf dem Markte standen. So werden in einer Erklärung des Frankfurter Rates von 1420 über den Zoll als „Kaufleute“ oder „Kaufmannschaft“ bezeichnet: die Altgewänder, die Köche, die Höker, die Seiler, die Haselnüsse feil haben, die Eier- und Käsekarren mit Hühnern, die man auf dem Rücken trägt, die über ein Malter Käse haben, die Flickschuster, die Wechsler, die Bäcker, die unter den Hallen stehen, alle, die Leinwand, Flachs, Hanf oder Garn feilbietend damit auf der Straße stehen; also Kaufleute werden genannt: städtische Kleinhändler, Handwerker und Bauern. Heute sind die Kaufleute der Berufsstand, der den Verkehr zwischen Produzenten und Produzenten oder zwischen Produzenten und Konsumenten ver-

Nach einer Aquarellskizze von H. Heim. (Text S. 177)

mittelt; denn der Zwischenhandel ist ein wichtiges Glied unseres Wirtschaftslebens. Dem Zwischenhandel zu steuern, wurden in der mittelalterlichen Stadt diejenigen hart bestraft, die die für den Markt bestimmten Waren durch Vorkauf (Fürkauf) vor den Toren oder in den Straßen dem Markt entzogen oder durch Einkauf im großen den Preis der Waren zu drücken suchten.

Der Rat setzte ferner gewisse Preistaxen fest; er ordnete an, daß die Maße und Gewichte von fremden Kaufleuten nur in Gegenwart von städtischen Beamten (Makler, Marktmeister, Unterkäufer genannt) gehandhabt werden durften; er hielt eine Normalwage, die Stadtwage. Und dieser Aufgabe und Tätigkeit des Stadtrates, den Verkehr durch Gesetze zu regeln und deren Befolgung durch seine Beamten zu überwachen, entsprach es auch, daß die Amtsräume des Stadtrates, daß das Rathaus am Markt stand (siehe Bilder S. 177). — Blicken wir auf das städtische Verkehrsleben zurück, so erkennen wir deutlich eine Tendenz gegen den Handel und damit ein Streben gegen die Ansammlung großer Reichtümer in einer Hand. „Die städtische Sozialpolitik war in eminentem Sinne Mittelstandspolitik", darauf berechnet, das Wohl aller produktiven

Jahrmarkttreiben. Nach einer Originalzeichnung von K. Weigand. (Text S. 175)

Marktszene im Mittelalter. Nach einem Gemälde von L. Tobler. (Text S. 175)

Stände zu fördern. — Diesem Ziel diente auch die Organisation des Handwerkerstandes, das Zunftwesen. Die Zünfte hatten mancherlei Bedeutung. Die Zunftgenossen verehrten gemeinsam einen Heiligen als Schutzpatron, sie unterstützten sich in Krankheit und Not und gaben ihren Toten ein feierliches Geleite zum Grabe, sie hielten große Feste; aber ihre Hauptbedeutung war doch eine wirtschaftliche.

Jedes Handwerk war durch die Zunftordnung in die drei Grade des Lehrlings, Gesellen und Meisters gegliedert, und nur wer ein Handwerk zünftig erlernt und die Meisterschaft erlangt hatte, durfte es ausüben. So war die Zunft eine Organisation der Berufs- und Charakterbildung; aber sie regelte auch die Produktion und den Absatz der Produkte. Jedes Mitglied der Zunft besaß ein anerkanntes Recht auf Arbeit: die Bürger und die innerhalb der Bannmeile wohnenden Bauern waren verpflichtet, bei ihnen zu kaufen oder arbeiten zu lassen. Die Zunftmeister sollten nur eine gewisse Anzahl von Gesellen und Lehrlingen (meist zwei Gesellen und einen Lehrling) halten dürfen, damit sie wirtschaftlich möglichst gleich stünden; und keiner sollte den anderen durch unredliche Mittel zu übervorteilen oder ihm die Kunden abspenstig zu machen suchen. Die Handwerker der Stadt hatten ferner ein ausschließliches Absatzrecht auf dem Markte. Handwerksprodukte aus anderen Städten wurden zum Jahrmarkt nur dann zugelassen, wenn das betreffende Gewerbe in der Stadt nicht vertreten war. War die Nachfrage genügend, dann veranlaßte der Stadtrat durch Zusicherung mancher Vorteile, wie Steuererlaß oder Beitrag zum Anlagekapital, einen geschickten fremden Meister zur Übersiedlung; denn als zweiter wirtschaftlicher Grundsatz galt: was in der Stadt produziert werden kann, soll auch darin produziert und nicht von außen bezogen werden. So war durch das Zunftwesen und die städtische Mittelstandspolitik überhaupt jedem zünftigen Meister ein gutes Einkommen garantiert; wurden die Handwerker auch nicht reich, so waren sie doch fast alle wohlhabend. So ist es gekommen, daß sie als Stand doch zu Macht und Ansehen gelangten und, worauf wir noch kommen werden, vom 14.—16. Jahrhundert die wichtigsten Träger und Förderer der deutschen Kultur waren.

Das Rathaus in Rothenburg o. T.

Von den Festen, die die Zünfte gemeinsam feierten, gibt der Schäfflertanz (Bild S. 174 bis 175) Kunde. Im Jahre 1517 hatte in München eine furchtbare Pest gewütet und so viele Opfer gefordert, daß alle Bewohner scheu und kleinmütig geworden waren. Niemand wagte sich mehr heraus, Handel und Verkehr lagen danieder. Da suchte die Schäfflerzunft (Schäffler = Böttcher, Faßmacher) einen alten fröhlichen Handwerksbrauch wieder hervor, um die ängstlichen, traurigen Gemüter wieder aufzuheitern. Aus ihrer Herberge zogen sie wie in früheren Jahren durch die Stadt, einen Wagen mit Fäßlein mit sich führend, Pfeifer und Trommler voraus, grün umwundene, mit bunten Bändern geschmückte Faßreifen tragend. Und nach den Klängen der Musik führten sie einen Tanz auf, wobei sie aus den grünen Reifen Gänge und Lauben bildeten, um darunter durchzuschlüpfen. Die übermütigsten Gesellen aber trieben sich als Spaßmacher umher, um durch ihren Scherz und ihre Fröhlichkeit die Zuschauer zu erheitern. Und das gelang ihnen vollkommen. Aus den langverschlossenen Häusern lugten die Leute erst neugierig hervor, dann wagten sie sich auf die Straße und zuletzt bewegte sich jung und alt in wiedererwachter Lebensfreude im lustigen Tanz. Seit jener Zeit schlief der Brauch nicht mehr; alle sieben Jahre ward der Schäfflertanz ausgeführt.

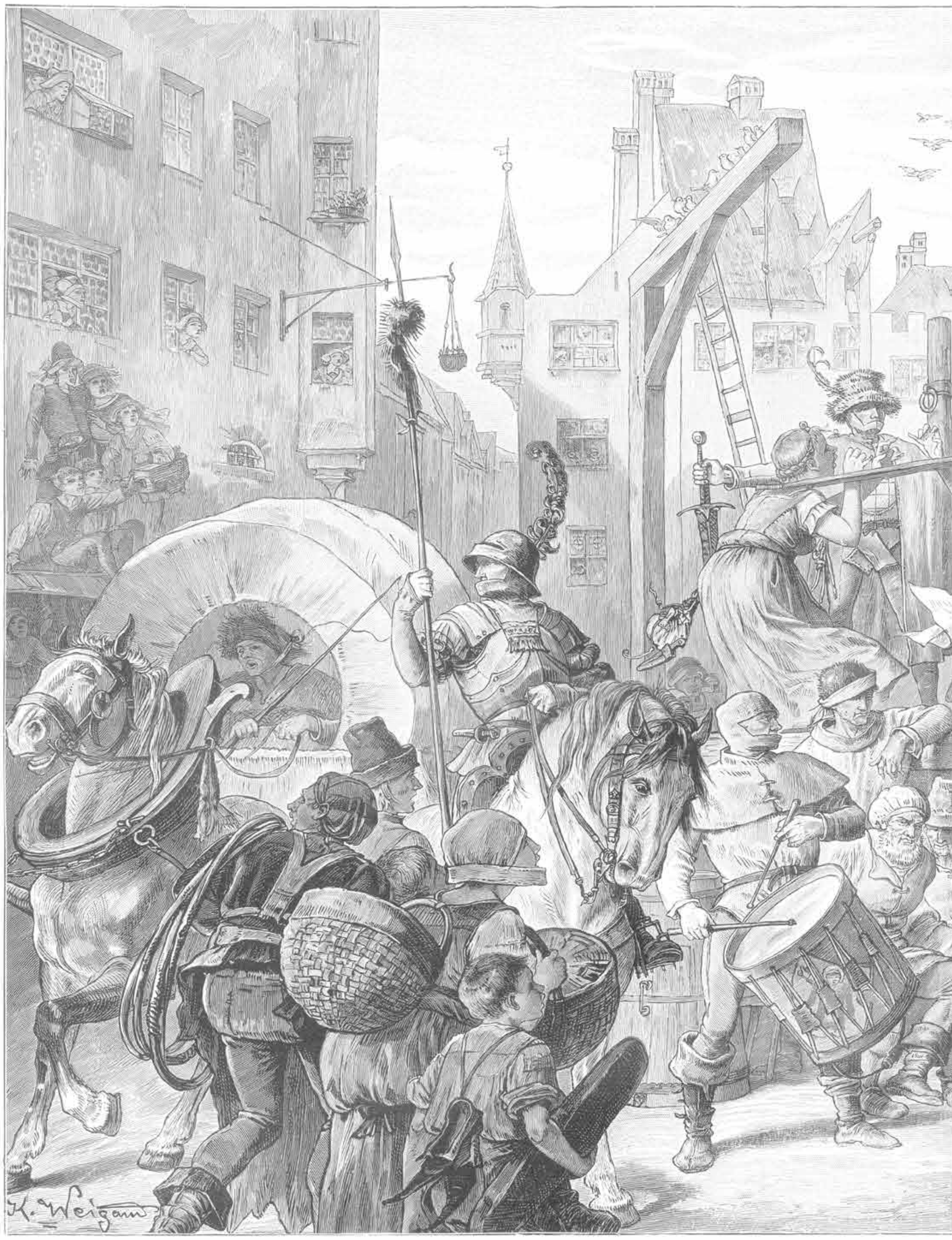
Der Marktplatz war auch, wenigstens im 14. und 15. Jahrhundert, der Ort der städtischen Gerichtsbarkeit. Jede Stadt bildete für sich einen besonderen Gerichtsbezirk und hatte demnach ihr besonderes Stadtgericht. Das Bedürfnis nach einem solchen war aus dem Marktverkehr herausgewachsen, da es nötig war, die bei Kauf und Verkauf entstehenden Streitigkeiten über Maß, Münze und Gewicht rasch zu schlichten. Die Organe des Stadtgerichtes waren die Richter (Stadtrichter) und die Schöffen. Jene leiteten das Gerichtsverfahren (Prozeß) und überwachten den Strafvollzug (Exekution), diese sprachen (schöpften, daher Schöffen) das Urteil. Ursprünglich ward das Urteil wohl von der ganzen Gerichtsgemeinde

Photographie von L. C. Grienwaldt, Bremen. Rolandsäule.

Das Rathaus in Bremen.

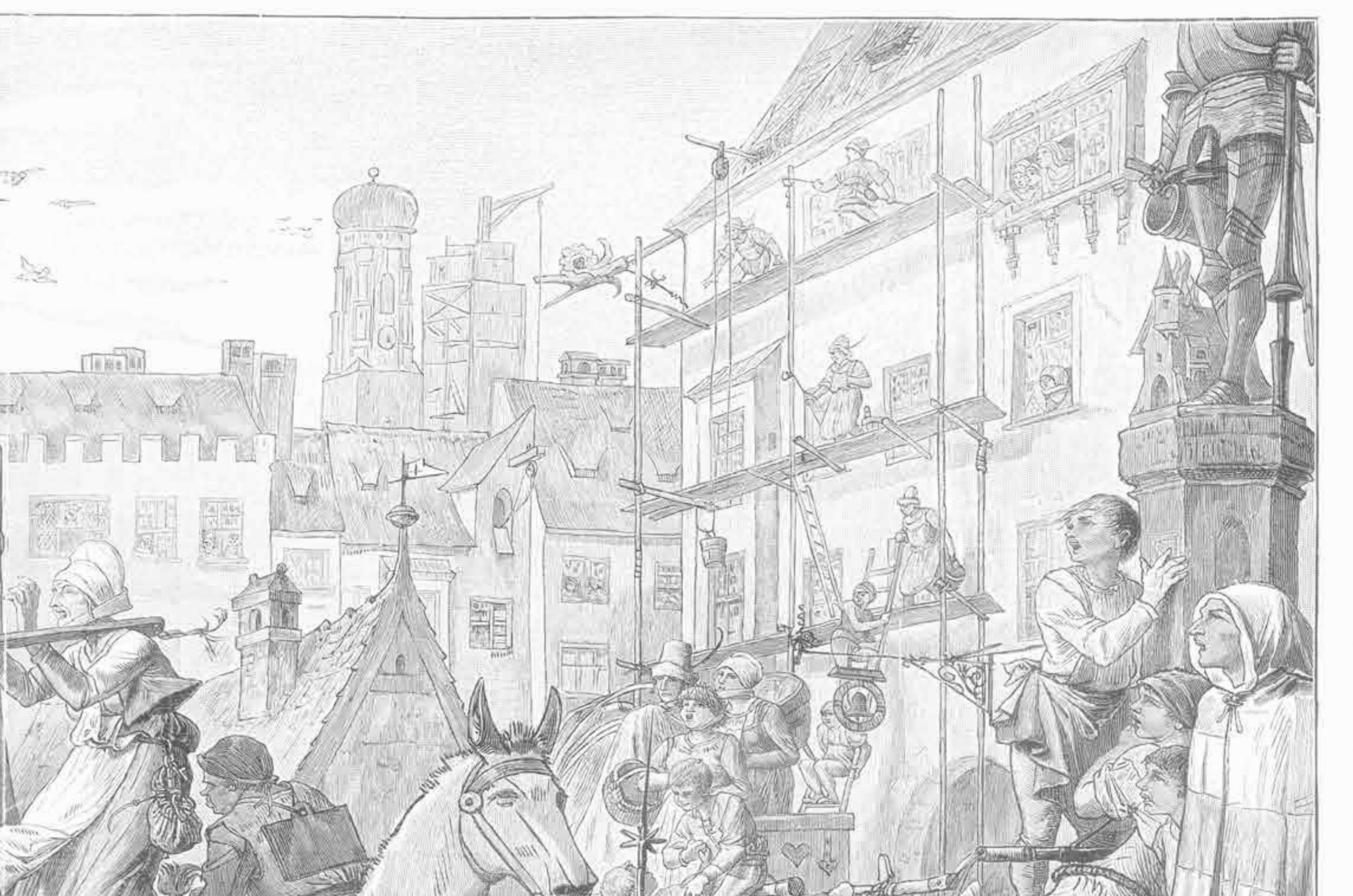
geschöpft, bei Zunahme der Bevölkerung und der Prozesse aber einem Ausschuß, dem Schöffenkollegium, übertragen. Die Mitglieder desselben waren Ratsherren, also gingen sie stets aus der Wahl der Gemeinde hervor. Die Bestellung der Stadtrichter war in den verschiedenen Städten der Macht und demnach den Freiheiten derselben entsprechend verschieden. Manche wählten sie völlig frei, andere machten dem Stadtherrn Vorschläge und nahmen die von diesem bestätigten Personen, in einer dritten Gruppe von Städten wurden die Stadtrichter von dem Stadtherrn einfach ernannt. Als Gerichtsort diente im Anfang der Marktplatz, später ein besonderes Ding- oder Gerichtshaus (Richthaus) oder auch das Rathaus. Als Wahrzeichen der städtischen Gerichtsbarkeit stand auf dem Markte, vor dem Rathause oder auch auf dem Marktbrunnen der Ruland oder Roland mit oder ohne Reitergewand, immer aber in der Rechten das blanke Schwert haltend (siehe Bild S. 177 unten). Dieser Name darf nicht mit dem Paladin Karls des Großen in Verbindung gebracht werden, vielmehr soll Ruland eine Säule bedeuten, die auf der roten Erde, d. i. der Stätte des Blutgerichts, errichtet worden war. Demnach betrachtet man den Ruland als das Sinnbild der von der Stadt ausgeübten Blutgerichtsbarkeit. Vor ihm wurden in der ersten Zeit der städtischen Entwicklung alle peinlichen Gerichte abgehalten und die ausgegrabenen Strafen (siehe Bilder S. 178—181) vollzogen.

Das mittelalterliche Strafrecht machte nicht wie das altdeutsche einen Unterschied zwischen Freien und Unfreien; vor ihm waren alle Stände gleich, mit Ausnahme der Geistlichen, bei denen z. B. Todesstrafe in Absetzung, Verstümmelung, in Fasten oder körperliche Züchtigung umgewandelt ward. Die Straftaten wurden nach der Art der für sie festgesetzten Strafe eingeteilt in Ungerichte oder Halsgerichte, die an Hals oder Hand gingen, und in Frevel, die an Haut und Haar, oder auch nur mit Geldbuße und einer dem Richter zu zahlenden Wette (Friedensgeld) geahndet wurden. Da eine Straftat als ein Bruch des öffentlichen Friedens galt, so folgerte man, daß auch jede Strafe in aller Öffentlichkeit vollzogen, nicht wie heute der Öffentlichkeit entzogen werden müsse, daß als Richtstätten Orte zu wählen seien, wo eine möglichst große Zahl von Menschen dem Strafvollzug zuschauen könne, also der Markt oder ein Hügel (Galgenhügel, Galgenberg) vor dem Stadttor. Die Strafen der Halsgerichte waren Tod oder Verstümmelung; die Art des Vollzugs war nach unseren Begriffen unmenschlich. Die Todesstrafe ward ausgeführt durch Enthaupten, Henken, Ertränken, Rädern, Lebendigbegraben, Verbrennen und Vierteilen; die Verstümmelung durch Schinden, Augenausstechen, Brandmarken, Händeabhauen, Auspeitschen, Zungenausreißen. Enthaupten, Henken und Ertränken galten verhältnismäßig als milde Strafen; sie zu verschärfen, schleifte man den Verurteilten auf einer Kuhhaut zur Richtstätte (siehe Bild S. 180). Beim Rädern band der Henker den Verbrecher an Kopf, Brust, Händen und Füßen fest und schlug mit einem Wagenrad so lang auf ihn, bis er verschied. So erzählt ein Chronist aus Basel: „Am 1. Juni 1435 ward einer geradbrecht um Mord zu Basel, dem wurden auf dem rechten Schenkel des Hinterteil gegeben 6 Streich, 2 mit dem Rad und 4 mit dem Schlegel, und 16 Streich zu den Rücken, und danach schied ich von dannen, daß er lebt.“ Die Strafe des Lebendigbegrabens vollzog man zumeist an Frauen, weil man sich scheute, sie zu henken oder zu enthaupten. Beim Vierteilen schnitt man den Verurteilten bei lebendigem Leibe erst der Länge nach durch Brust und Bauch und dann löste man beide Beine im Hüftgelenk ab. So unmenschlich wie der Vollzug der Todesstrafen war der der Verstümmelung. Schwerere Vergehen bestrafte man mit Abhauen der rechten Hand, wodurch der Mann arbeitsunfähig ward, oder mit Abschneiden der Ohren. Daß man die letztgenannte Strafe jedenfalls sehr häufig vollzogen hat, beweist, daß dafür auf dem Markt ein Ohrenstock vorhanden war. Das Ausstechen der Augen erfolgte oft um recht geringer Dinge willen; so am 11. August 1434 in Konstanz an einem ehemaligen



Auf dem Marienplatz in München zu Ende des 16. Jah

Mönch, weil er mit falschen Würfeln gespielt, und im Februar 1476 in Augsburg an einem Gesellen, weil er mit noch vier anderen nächtlichen Unfug getrieben hatte. Brandmarkung war die Strafe der Fälscher. Die grausamsten Arten der Verstümmelung waren jedoch das Zungenausreißen, die Strafe für Gotteslästerung, und das Schinden.



…hunderts. Nach einer Originalzeichnung von K. Weigand.

Der Schinder schnitt dem Verurteilten an einem Arm und Bein die Haut auf und zog sie dann genau so, wie heute der Fleischer das Fell des Schlachttieres, ab. — Die Strafen an Haut und Haar bestanden in schimpflichem Scheren des Haares (nur eine Hälfte des Kopfes oder Bartes ward geschoren), Ohrenschlitzen, Ausstäupung und Brandmarkung. So ward in Nürnberg am 11. April 1500 ein Barbier „wegen gotteslesterlich schwür" mit Gerten ausgehauen, und am 18. August 1503 ein anderer, „der hat den Rat und den Burgermaister und die gantzen gemain geschmeht und die pluthund geheißen und schantlieder gesungen". Die Brandmarkung war die Strafe der Fälscher. Von dem berühmten Bildschnitzer Veit Stoß erzählt ein Chronist: „1503, Dezember 4, prent man den Veit Stoß durch ped packen und hat nie keinen so lind geprent." Jede Verurteilung zu einer peinlichen Strafe (Verstümmelung) oder zu einer Strafe an Haut und Haar machte den Schuldigen rechtlos und, wenn eine ehrlose Handlung vorlag, zugleich auch ehrlos. Der Rechtlose verlor z. B. sein Erbrecht oder die Rechte eines Gliedes seiner Zunft; der Ehrlose war unfähig zu allen Stellungen, die ein besonderes Vertrauen erforderten, also z. B. zum Ratsherrn oder Vormund.

Dem obengenannten Prinzip der Öffentlichkeit des Strafvollzugs gemäß wurden in der mittelalterlichen Stadt auch Vergehen bestraft, die heute nur selten gesühnt werden, so z. B. Streitsucht und Klatscherei. Der Händelsüchtige ward mit Händen und Füßen in den Stock gespannt (siehe Bild S. 181) und so wehrlos gemacht. Wie mag es ihn gewurmt haben, wenn er von Narren, Knechten und Mägden gehöhnt und verspottet wurde, ohne das Schwert, das ihm um den Hals hing, ziehen zu können? Wer andere verleumdete, ward an den Pranger gestellt, d. h. er wurde mit einem Halseisen für einige Stunden an einen Pfahl oder Baum auf dem Markte oder in einer belebten Straße gestellt und so der Verachtung aller Vorübergehenden preisgegeben; oder er mußte hinterrücks auf einem Esel durch die Stadt reiten (siehe nebenstehendes Bild). Verschärft wurde die Strafe des Prangerstehens durch das Tragen des Lästersteines. Das Mühldorfer Stadtrecht aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bestimmt: „Welleich leicht weib pakente (zanken) mit den worten, die sie vermeiden sollen, wider ein purgerin oder wider ir genoezzin, der sol der fronpot den pagstein um irn hals hengen und soll sie von gazzen ze gazzen traiben." Auch wurden die Frauen, die miteinander auf offener Straße gezankt, auf dem Markte in die sogenannte Fiedel gespannt, damit sie öffentlich verlacht und verspottet würden.

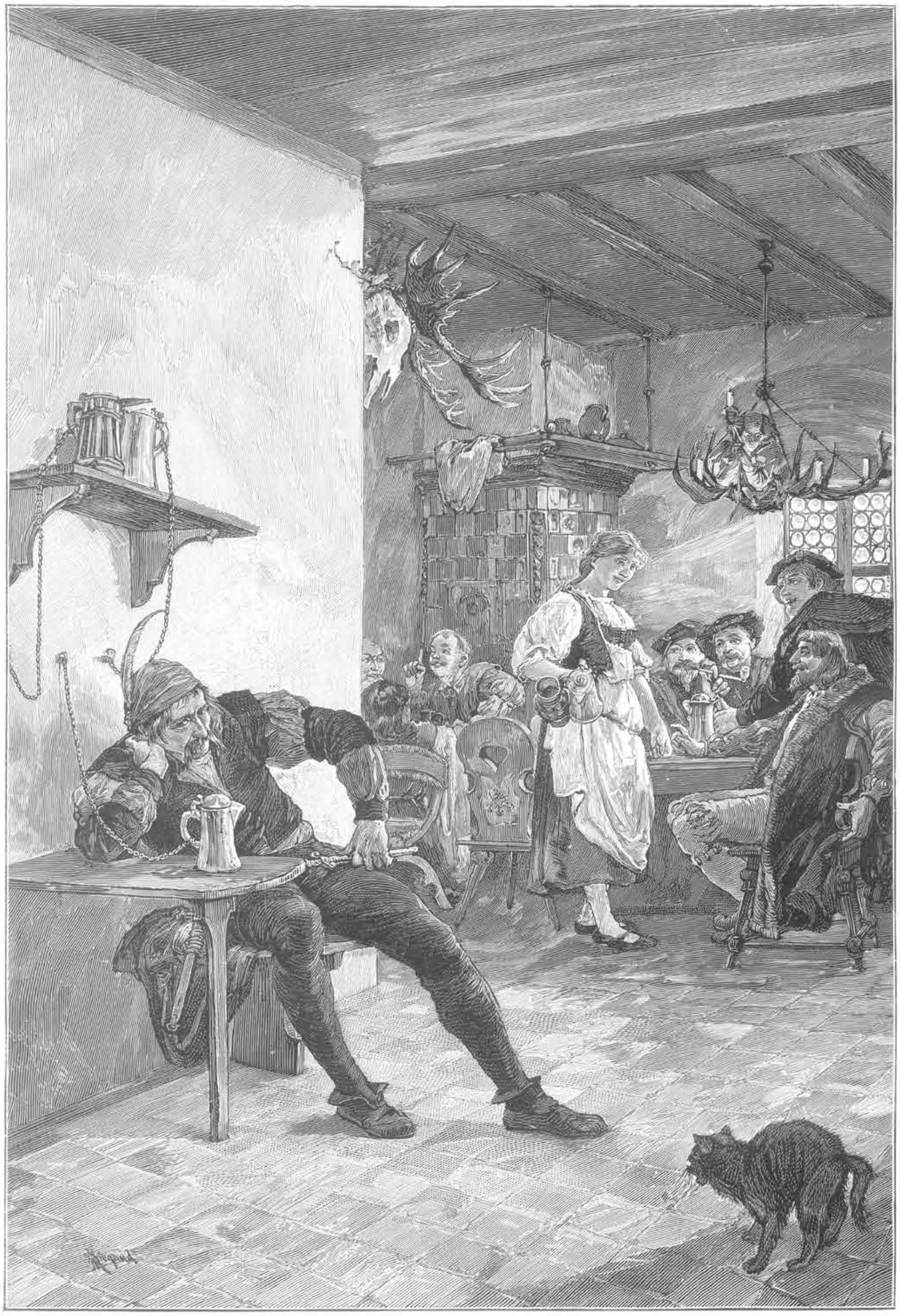
Jede peinliche Strafe oder die an Haut und Haar machte nicht nur den Bestraften, sondern auch den Strafvollzieher ehrlos. Die Scharfrichter waren verachtete Leute, deren Umgang jedermann mied. Daher war z. B. für sie in den öffentlichen Trinkstuben ein besonderer Platz reserviert, und ihre Trinkgefäße waren mit Ketten an der Wand befestigt (siehe Bild S. 182). — Das mittelalterliche Strafrecht war hart und grausam; wer möchte seine Geltung zurückwünschen?

Die Einwohnerzahl der mittelalterlichen großen Städte war, verglichen mit der der heutigen, gering. Nürnberg, Augsburg und Straßburg, die mächtigsten und gepriesensten Städte des Reiches, hatten gegen Ende des 15. Jahrhunderts noch nicht 30000 Einwohner. Im Jahre 1450 zählte Nürnberg 25982, im Jahre 1470 Straßburg 26198 Seelen. Der Grund lag darin, daß erstens der Wohnraum durch die Stadtmauer und zweitens der Nahrungsraum durch den Umfang des Wirtschaftsgebietes und durch die Stadt- und Zunftverfassung fest begrenzt war; wollte doch, wie wir gesehen, die mittelalterliche Stadt jedem ihrer Bürger ein gewisses Maß von Wohlhabenheit garantieren. Bürgerrecht war daher eine wirtschaftliche Sicherstellung; so war z. B. nur der zum selbständigen

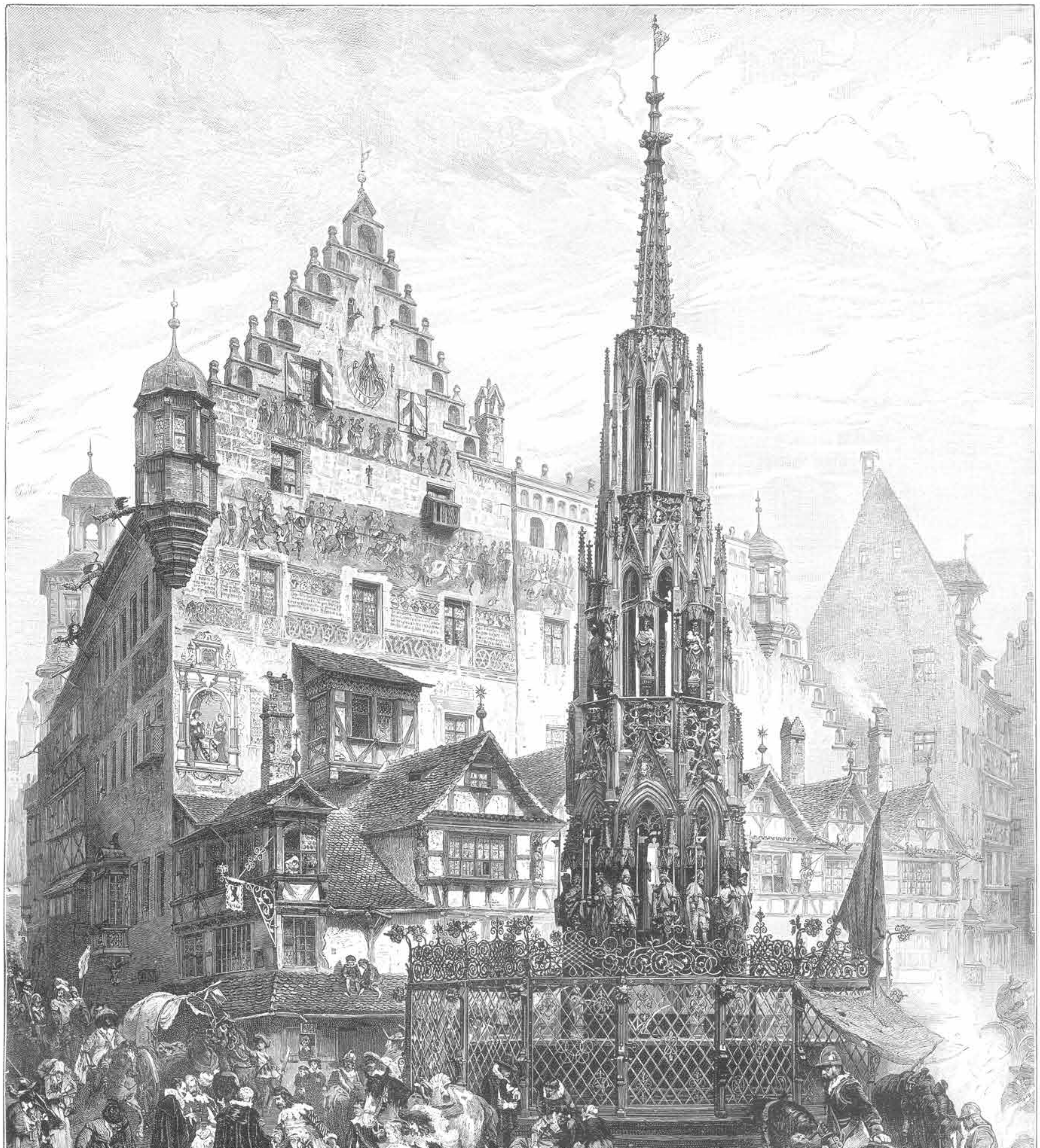
Ein Verbrecher wird auf der Kuhhaut zum Richtplatz geschleift. Nach einer Originalskizze von R. Eddelbüttel. (Text S. 178)

Die Strafe des Händelsüchtigen. Nach einem Gemälde von C. Boppo. (Text S. 179)

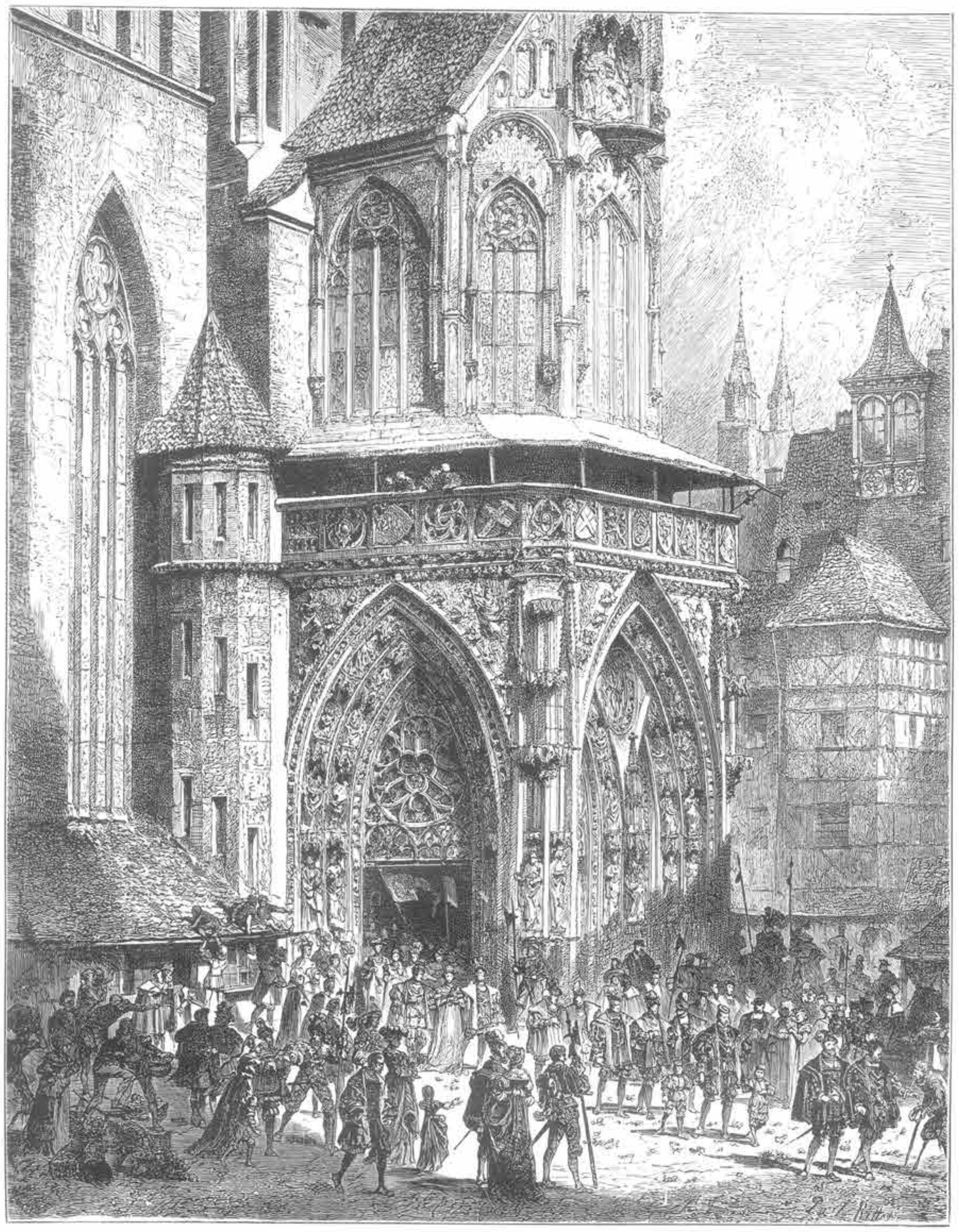
Gewerbebetriebe und zur Benutzung der städtischen öffentlichen Anlagen (Marktstand, Kaufhaus, Stadtwage) berechtigt, der Bürger war. Daher wurde das Bürgerrecht auch nicht jedem Manne, wenn er auch unschuldig und in seinem Berufe tüchtig war, zuerkannt. In älterer Zeit konnte nur derjenige Bürger werden, der städtischen Grundbesitz oder wenigstens ein bestimmtes Renteneinkommen hatte. Leichter wurde die Erwerbung nach Seuchen, schweren Kriegen oder beim Bedarf vieler Arbeitskräfte; da genügte häufig die Zahlung eines Bürgergeldes. War aber die Zahl der zünftigen Meisterstellen voll, dann traten wieder allerhand Erschwerungen ein. Die Hoheitsrechte über die Stadt und ihre Bürger hatte ursprünglich der Grundherr des Bodens, auf dem die Stadt erbaut war, der König, ein Bischof, ein Fürst oder Graf. Aber in dem Streit, der seit den Tagen Heinrichs IV. zwischen der Zentralgewalt und den Partikulargewalten entbrannt war, hatten es die Städte vor allem infolge ihres Reichtums dahin gebracht, daß ihnen durch „Kaiserliche Briefe“ ein Recht nach dem anderen zuerkannt worden war. Der Inhaber aller dieser Rechte war der *Stadtrat*; in ihm offenbarte sich die politische Selbständigkeit der Stadt. Er war das Organ der städtischen Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung. Ursprünglich wurden alle Geschäfte gemeinsam von dem versammelten Rate beraten und entschieden. Als aber mit der Zunahme der Bevölkerung und der Entwicklung des Verkehrs auch die Geschäfte wuchsen, bildete man für gewisse Geschäftszweige besondere Ausschüsse. So gab es Bauherren, Turmherren, Zeughausherren, Ratsrichter (Schöffen), Fleischmarktherren, Schoßherren u. dergl. An der Spitze des Rates standen der oder die Bürgermeister. So hatte Regensburg einen, Frankfurt a. M. zwei, Ulm drei, Erfurt vier, Weißenburg acht Bürgermeister. Alle Ratsstellen waren Ehrenämter, also ohne Besoldung. Nur diejenigen Ratsherren, die einen besonders schwierigen und umfassenden Geschäftszweig verwalteten, empfingen einen Teil der zu entrichtenden Gebühren oder Strafgelder (siehe oben die Wette bei Frevel). Ratsherr zu sein, war für den Bürger der mittelalterlichen Stadt die größte Ehre. Ursprünglich konnten dieses Amt nur die Männer patrizischer Familien, der „Geschlechter“ oder der „Alten“ erlangen, später auch die der Handwerksmeister. Zu den Patriziern zählten in der Regel die alteingesessenen, durch großen Grundbesitz oder durch Kapitalbesitz hervorragenden Familien, wie z. B. in Augsburg die Fugger, in Nürnberg die Imhoff und Tucher. Als aber die Organisation des Handwerkes in den Zünften fester ward und damit die wirtschaftliche Kraft und politische Macht desselben wuchs, verlangten und erzwangen sie im Verlaufe des 14. Jahrhunderts durch lang andauernde Kämpfe Anteil an der Stadtverwaltung. Sie erhoben den Vorwurf, daß der Rat gegen die ärmeren Bürger häufig gewalttätig sei, die städtischen Ämter ausschließlich durch Patrizier, oft auch ohne Rücksicht auf deren Befähigung besetze und eine ungerechte, die Handwerker drückende Besteuerung ausschreibe. Sie wußten ihre Forderungen vielfach durchzusetzen, oft so weit, daß die gesamte städtische Verfassung und Verwaltung auf die Zunftverfassung aufgebaut wurde. So wurde der städtische Kriegsdienst auf die Zünfte verteilt, oder die Erwerbung des Bürgerrechts ward von der Mitgliederschaft in einer Zunft abhängig gemacht, oder jede Zunft bildete einen Wahlkörper für die Wahlen in den Rat. Z. B. sandten in Augsburg 18 Zünfte 29 Mitglieder in den Rat, und diese ergänzten sich dann durch Zuwahl von 15 patrizischen



Sitz des Scharfrichters in einer Trinkstube des Mittelalters. Nach einer Originalzeichnung von M. Wiegand. (Text S. 179)



Der Schöne Brunnen in Nürnberg. Nach einem Gemälde von P. Ritter. (Text S. 185)



Die Frauenkirche in Nürnberg. Nach einer Originalzeichnung von P. Ritter.

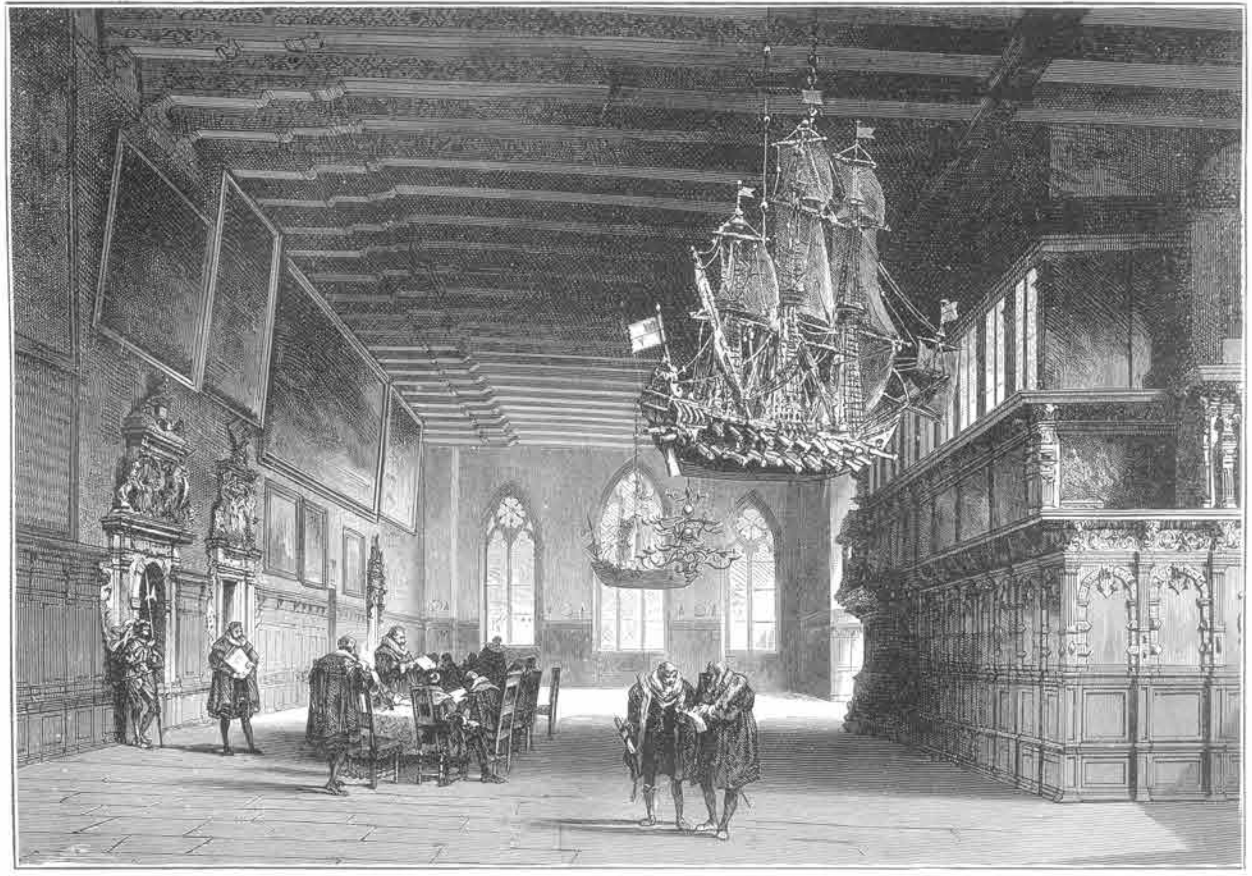
Bürgern; in Magdeburg war der zünftige Rat aus fünf Mitgliedern der vornehmsten Gilden, der Gewandschneider (Tuchhändler), Krämer, Kürschner, Leinwandschneider, Lohgerber und Schuster, und aus fünf Mitgliedern der niederen Zünfte, der Fleischer, Schmiede, Bäcker, Brauer, Goldschmiede, Maler und Schneider zusammengesetzt; und diese wählten dann noch zwei Bürger hinzu. Anderwärts, so in Nürnberg, Frankfurt und den meisten Hansastädten, wußten die Patrizier ihre Herrschaft zu behaupten, indem sie einfach eine Anzahl von Ratsstellen den Zünften zuwiesen. Überall jedoch haben die Zunftkämpfe auch die Handwerksmeister zu vollberechtigten Bürgern gemacht; und erst nach Abschluß dieser Kämpfe lebte in jeder Stadt eine stolze, ihrer Rechte bewußte, durchgängig wohlhabende Bürgerschaft. Und so ist es begreiflich, daß die politische Unabhängigkeit der Stadt, das Selbstbewußtsein und die wirtschaftliche Kraft der Bürger ihren Ausdruck in vielen öffentlichen und privaten Bauten fand, und daß diese Bauten, weil die Blütezeit der Städte mit der Blütezeit der Gotik oder späterhin mit der Herrschaft der Renaissance zusammenfiel, gotischen oder Renaissancestil haben (siehe Bilder S. 177 u. 183—189). Und die Architektur der Gotik und Renaissance fand eine allzeit bereite Gehilfin in einem reich entwickelten Kunsthandwerk, ihr zur Seite stellten sich eine von deutschem Geiste getragene Malerei und die Dichtung des Meistergesangs. Ehemals hatten die Geistlichen, dann die Ritter den Schatz des deutschen Geisteslebens gehütet und gemehrt; doch ihre Kraft war dahin, sie waren gefallen und verfallen, und nun waren die Bürger der Städte ihre Erben und Nachfolger in der Arbeit.

Unter den profanen öffentlichen Bauten sind überall die Rathäuser, da und dort auch die Kaufhäuser und Brunnen bemerkenswert. Die Rathäuser gotischen Stiles finden sich meist im westlichen und nördlichen Deutschland, so in Münster, Braunschweig, Goslar, Hildesheim, Hannover, Lübeck, die der Renaissance in Süddeutschland, weil dahin dieser Stil zuerst eindrang oder viele Rathäuser, wie z. B. in Nürnberg, im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts von Grund aus umgewandelt wurden. Den größten, weil wichtigsten Raum des Rathauses bildete der Saal, die Ratsstube genannt, wo der Rat und auch die Schöffen alle Sitzungen abhielten. Er lag gewöhnlich im oberen Stock und durchzog das ganze Gebäude. Eine mächtige Balkendecke, buntgemalte Fenster, Teppiche und Gemälde an den Wänden gaben dem Saal ein feierlichwürdiges Aussehen (siehe Bild S. 185). Und damit die Ratsherren nie vergäßen, daß sie berufen seien, „der Gemeinde Nutzen und Bestes zu fördern", waren an den Wänden mancherlei Sprüche zu lesen, so in Emmerich:

Die stadt sullen regieren,
Sullen diese punten hantieren:
Eyndrechtig syn mit Gemein urbaer (=Nutzen)
Oer vryheit nit laeten brecken
Om gemein urbaer durck specken,
Die stadt bevelen den vroden
Gemein gelt nae hoeden.

Das Dürerhaus in Nürnberg.

Und weil die Ratsstuben vielfach auch die Gerichtsstuben waren, wo die Richter alle Zivil- und Strafsachen der Bürger ab-



Der Rathaussaal zu Bremen zur Zeit Wullenwebers. Nach einer Originalzeichnung von P. u. L. Ritter.

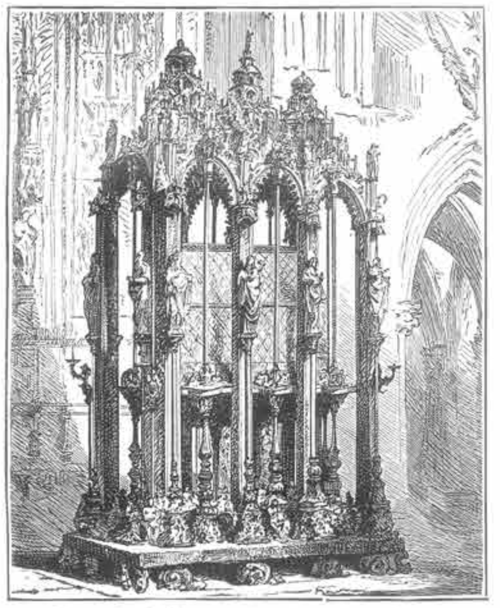
handelten, enthielt mancher Spruch eine Mahnung zur Unparteilichkeit. So stand in Nürnberg über der Ratstür:

„Eins manns red ist eine halbe red,
Man sol die part verhören ped."

Und ähnliche Worte fand der Knabe Goethe im Römer zu Frankfurt in der Höhe der mittleren Wand und teilte sie in Dichtung und Wahrheit mit:

„Eines Mannes Rede ist keine Rede.
Man soll sie billig hören beede."

Der Rathaussaal großer Städte hat auch gar viele wichtige politische Handlungen gesehen. Im Römer zu Frankfurt wurden die deutschen Kaiser gewählt, im Rathaussaal von Augsburg und Nürnberg tagten viele Reichstage, in dem zu Nürnberg wurde am 29. September 1649 ein großes Friedensmahl abgehalten. — Ein modernes Rathaus enthält eine große Menge von Arbeitszimmern für die städtischen Beamten, das Rathaus der mittelalterlichen Stadt hatte nur einige; denn noch war das Verfahren in Gericht und Verwaltung in der Hauptsache mündlich, und daher brauchte man nur wenig Schreiber und Akten. Besondere Räume waren in der Regel nur dem Schoßherrn und dem Schatzherrn zugewiesen, jenem die Kämmerei, wo er die Steuern einnahm, diesem die Tresekammer, wo er den Schatz des Rates, dessen Trinkhörner, Pokale, Silberschalen und Schmuckstücke aufbewahrte. Der angenehmste Raum war wohl vielen Ratsherren der Ratskeller, wo der Rat den für seine Feste erforderlichen Wein aufbewahrte und wo der Ratswirt an die Bürger Wein und Bier verschenkte. In vielen Städten ist der feuchtfröhliche Ratskeller in trockene, langweilige Schreibstuben umgewandelt worden, aber gar viele (so Bremen, Berlin und viele Kleinstädte) haben ihn erhalten, und mit ihm auch die im Erdgeschoß gelegenen alten Verkaufsräume, die sogenannten Ratshallen. Reiche Städte zeigten ihren Wohlstand und ihre Macht auch gern an ihren Brunnen, so Nürnberg an dem „Schönen Brunnen" (siehe Bild S. 183) auf der nordwestlichen Ecke des Marktes. Er besteht aus einer in drei Etagen abgeteilten, 19½ m hohen Steinpyramide rein gotischen Stils, die sich auf einem achteckigen Sockel aus dem ebenfalls achteckigen Brunnenbecken erhebt. Jedes der drei Geschosse ist auch achteckig, doch so gestellt, daß die oberen Ecken je auf der Mitte der unteren Seite stehen. Reichgegliederte Strebepfeiler und offene, mit Spitzgiebeln gekrönte Spitzbogenfenster zeigen das Aufstreben zur Höhe. An den Strebepfeilern des unteren Geschosses stehen die Statuen der sieben Kurfürsten und der sogenannten neun starken Helden aus der heidnischen Zeit: Hektor, Alexander der Große und Julius Cäsar; aus der jüdischen: Josua, David, Judas Makkabäus; aus der christlichen: Chlodwig, Karl der Große und Gottfried von Bouillon. An den Strebepfeilern des mittleren Geschosses erblickt man Moses und die sieben Propheten. Die Schönheit dieses Bauwerkes gewährt bei günstiger Beleuchtung, von der Morgenseite angesehen, einen hohen Genuß. Und die Bewunderung des Beschauers steigt, wenn er daran denkt, daß das Kunstwerk bereits im 14. Jahrhundert, von 1385 bis 1396, entstanden ist. Der Brunnen wird durch ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter geschützt, das im Jahre 1586 von dem Schlosser Paul Köhn hergestellt ward.



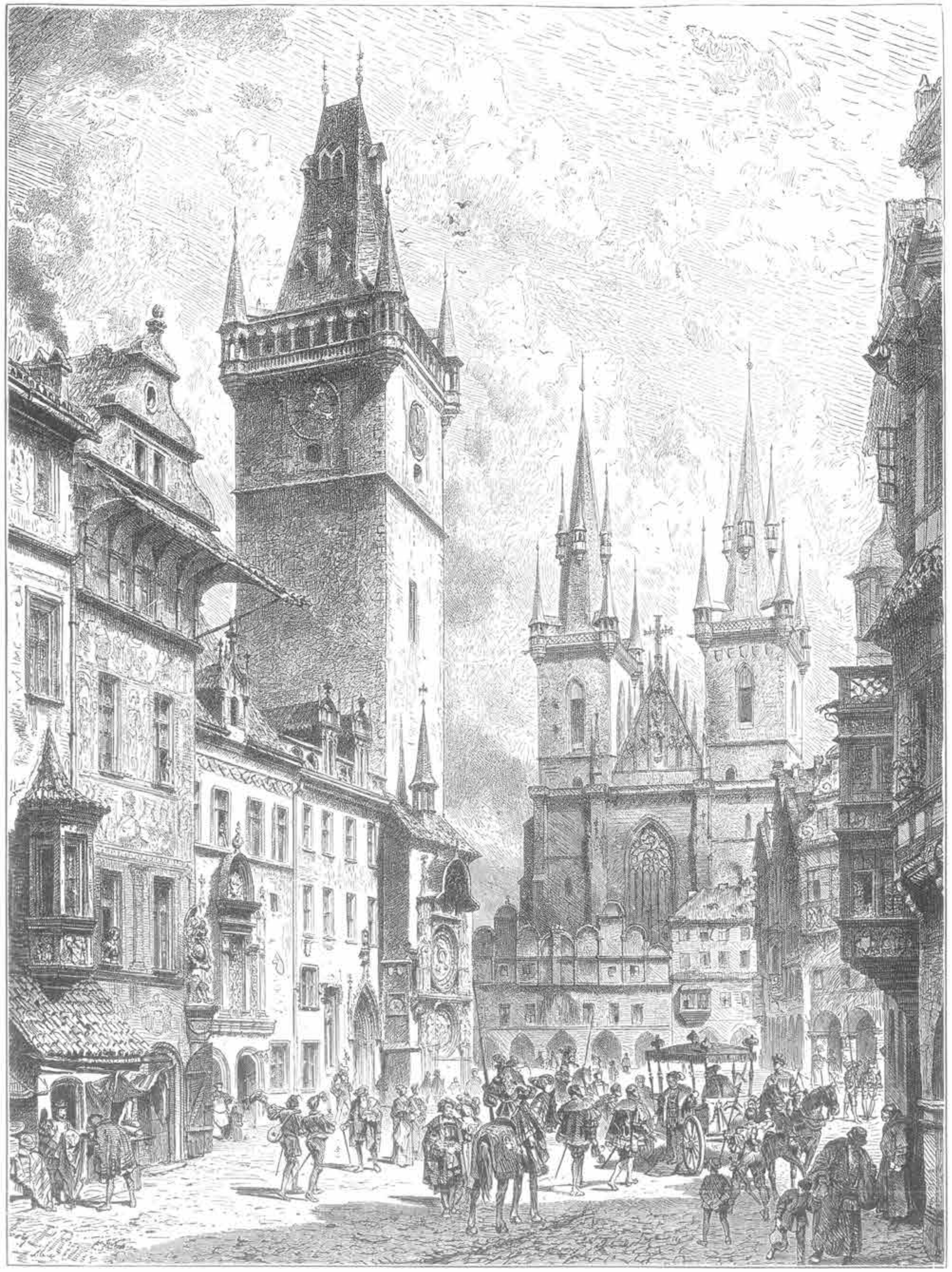
Das Sebaldusgrabmal in Nürnberg.

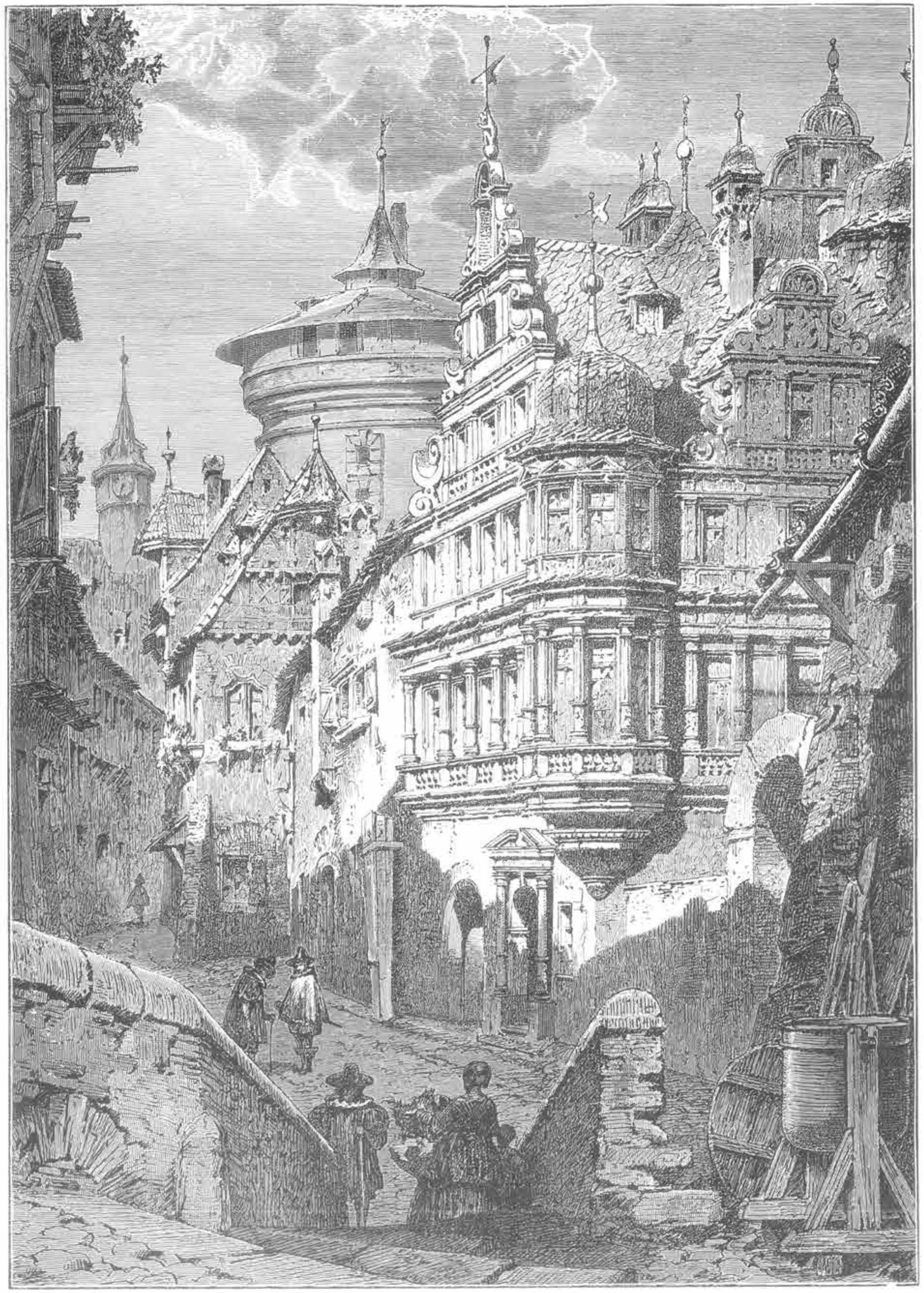
Erker am Sebalduspfarrhof in Nürnberg.

In den öffentlichen Profanbauten fand vor allem die Macht der Städte ihren Ausdruck, die Kirchenbauten und Bürgerhäuser waren Zeugnisse des allgemeinen Wohlstandes. Aus Nürnbergs großer Zeit stammen auch seine beiden schönsten Gotteshäuser, die St. Lorenzkirche und die St. Sebalduskirche. Der herrliche gotische Bau des heiligen Lorenz

Das Gasthaus zur goldenen Gans in Nürnberg. Nach einer Originalzeichnung von L. Ritter.

Das Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Nach einem Gemälde von P. Ritter. (Text S. 188)


Stadtbild aus dem 16. Jahrhundert. Nach einer Originalzeichnung von P. u. L. Ritter.


Patrizierhaus in Nürnberg. Nach einer Originalzeichnung von F. Knab.

ist in 200 Jahren, von 1278 bis 1477 erstanden. In der Lorenzkirche sind drei große Kunstwerke: das Sakramentshäuschen, der große Leuchter und der Englische Gruß (siehe Bild S. 186). Das Sakramentshäuschen ist ein Werk Adam Kraffts. Mit ihm schloß am 25. April 1493 der reiche Kaufherr Hans Imhoff der ältere, Pfleger der Pfarrkirche von St. Lorenz, einen Vertrag, wonach er sich verpflichtete, „ein schön wohlgemacht künstlich und werklich Sakramentshaus von Steinwerk" nach seinem eigenen Entwurfe zu machen. In drei Jahren vollendete der wackere Meister sein großartiges Werk. Er erhielt hierfür außer den vereinbarten 700 Gulden noch einen Ehrensold von 70 Gulden. Das wunderbare, 18,5 m hohe Werk wird von den knieenden Figuren des Meisters und der beiden Gesellen, die ihm hauptsächlich halfen, getragen. Über ihnen befindet sich eine Galerie

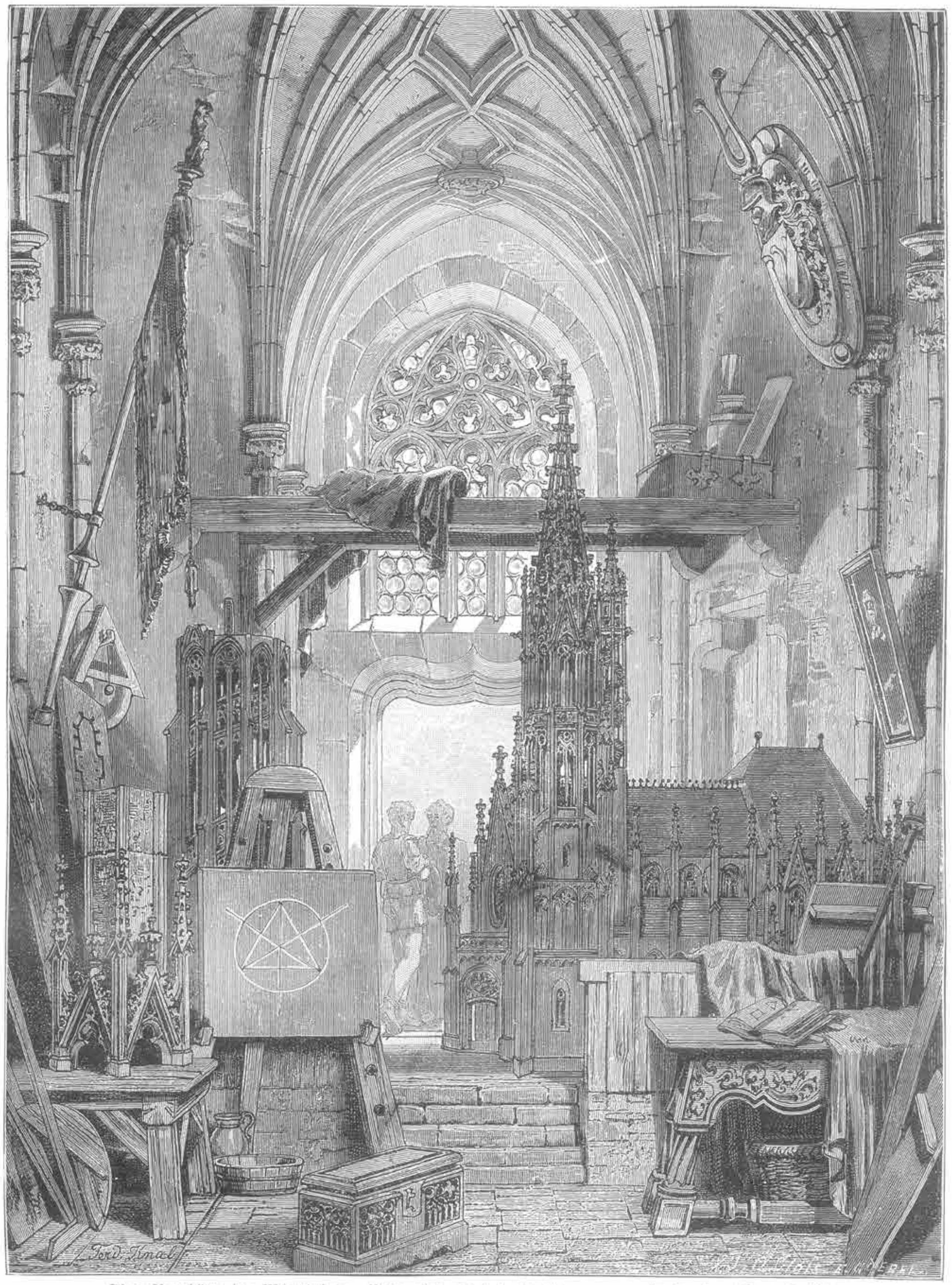
Ein Nürnberger Wohnzimmer. Nach einer Originalzeichnung von P. u. L. Ritter.

Das Tuchersche Haus in Nürnberg. (Text S. 190)

mit prächtiger Brüstung und dem Tabernakel. Dasselbe wird durch eine großartige, wie Filigran wirkende Spitze von durchbrochener Arbeit gekrönt, in welcher, der Bestimmung des Kunstwerkes entsprechend, die ganze Leidensgeschichte des Herrn dargestellt ist. Die Leichtigkeit und Zierlichkeit, mit welcher das Sakramentshaus in großer Kühnheit himmelan strebt und, am Gewölbe angekommen, sich leicht abwärts senkt, als ob es bedaure, das Gewölbe nicht durchsprengen zu können, machen erklärlich, daß das Volk glaubte, Meister Krafft besitze das Geheimnis, die Steine weich und wieder hart zu machen, oder, daß von Technikern behauptet wurde, es sei aus einer von Krafft erfundenen Stuckmasse gefertigt worden. Der große Leuchter der Lorenzkirche, 482 Pfund schwer, wurde von Peter Vischer bei seiner Aufnahme in die Innung der Rotgießer 1489 gegossen und von der Familie Tucher gestiftet. Von derselben Familie wurde 1568 der Englische Gruß gestiftet (siehe Bild S. 186, oben rechts), ein von der Decke zwischen Chor und Schiff herabhängendes Holzschnitzwerk, gefertigt von Veit Stoß. Inmitten des bemalten, von einem großen Rosenkranze umgebenen Schnitzwerkes bemerkt man die heilige Jungfrau und den Engel Gabriel, umgeben von kleinen musizierenden Engeln. Unter dem Kranze schwebt die Schlange mit dem Apfel und darüber liest man das Wort Ave, umgekehrt Eva.

An der Sebalduskirche haben fünf Jahrhunderte gearbeitet; doch erfolgten Ausbau und Vollendung auch erst in der Zeit der Macht und Wohlhabenheit der Stadt, so daß der gotische

Stil vorwiegt. Eins der größten Kunstwerke der Sebalduskirche ist das Grabmal des heiligen Sebaldus (siehe Bild S. 185), gegossen, wie die Inschrift sagt, vom Jahre 1508 bis 1519 von Peter Vischer und seinen fünf Söhnen „und ist allein Got dem Allmechtigen zu Lob und St. Sebald dem himmelsfürsten zu Eren mit hilff frummer leut vom allmussen bezahlt“. Das Kunstwerk ist 4,37 m hoch, 2,6 m lang, 1,17 m breit, wiegt 6000 kg und hat 2402 Goldgulden 6 Pfund und 21 Pfennige gekostet. Es ruht auf zwölf Schnecken mit vier Delphinen an den Ecken; der Sockel ist reich ausgeschmückt mit sinnbildlichen Gestalten, Tugenden, spielenden Kindern, und an den Ecken mit den Figuren des Nimrod, Simson und Perseus. Vier Doppelpfeiler an den Ecken und vier einfache dazwischen tragen die in Spitzbogen sich wölbende Decke, auf der, dreifach abgeteilt, Bogen, Hallen, Pfeiler und Säulen drei kuppelartige Pyramiden bilden. Die mittlere höhere Abteilung schmückt das Christuskind mit der Weltkugel. Vor den Pfeilern stehen auf eigenen Säulen die zwölf Apostel, über ihnen befinden sich die zwölf kleinen Propheten. Umschlossen von den Pfeilern, bedeckt von dem kunstreichen Dach, ruht auf einem Gestell der eichene, mit Gold und Silber verzierte Sarg des heiligen Sebaldus.



Eine Bauhütte im Mittelalter. Nach einer Originalzeichnung von F. Knab. (Text S. 191)

Zu der Zeit, da das Kunsthandwerk blühte, entstanden auch in vielen Städten dank der Wohlhabenheit viele prächtige Bürgerhäuser; denn der reiche Bürger wollte Freude an dem Hause haben, „es sollte ihn erfreuen beim Anrühren, beim Anschauen, außen und innen“. Die vielen Brände im 14. und 15. Jahrhundert hatten ungeheure Verwüstungen angerichtet und den Stadtrat vielfach veranlaßt, zu verordnen, daß die neuen Bauten aus dauerhafterem Material, aus Stein und Ziegel oder wenigstens doch nicht ganz aus Holz errichtet werden sollten. So entstanden als Prachtbauten die städtischen Wohnungen der Fürsten, der großen Landadligen, der umliegenden Klöster, ferner die der großen Kaufherren und anderer Patrizier. Leider sind aus dem 14. und 15. Jahrhundert nicht viele Denkmäler bürgerlicher Baukunst vorhanden;

Das Wappen des Todes.

Der Tod und das Kind.

Der Tod und die Nonne.

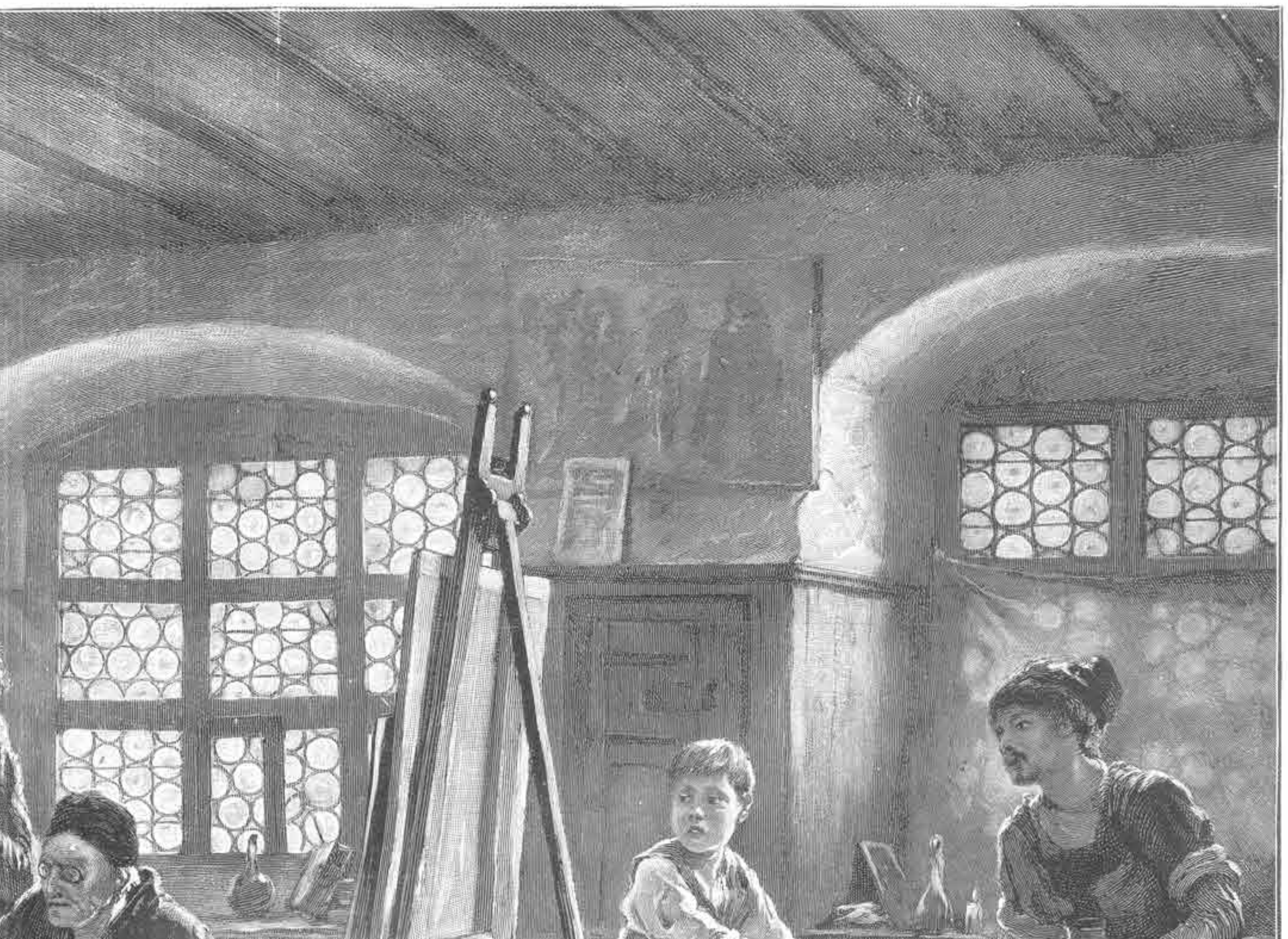
Der Tod und der Geizhals.

Vier Abbildungen aus Holbeins Totentanz. (Text S. 193)

der größte Teil der erhaltenen gehört dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts an, zeigt also nicht den gotischen, sondern den Renaissancestil. Großer Raum war in dem ummauerten Stadtgebiet nicht vorhanden, die Straßenseite war schmal, und so erklärt sich, daß die meisten Gebäude der Straße ihre Giebelseite zuwenden. Die Fassaden zierten die Adeligen und die wappenführenden Bürger gern mit ihrem Wappenschild, und den Ausblick auf die Straße gestatteten frei und luftig hervortretende Erker. Im 16. Jahrhundert ward es auch Sitte, die Straßenseite zu bemalen. So schmückte Hans Holbein der Jüngere das „Haus zum Tanz“ in Basel mit der Darstellung eines Bauerntanzes, so daß sein Zweck auch jedem des Lesens Unkundigen sofort offenbar war. Der malerische Eindruck der Häuser ward erhöht durch die reichgeschnitzten oder mit Eisenwerk beschlagenen Haustüren und die Butzenscheiben der großen Fenster. Noch im 13. Jahrhundert waren die Fenster offen; schloß man die Läden, so war das Zimmer dunkel. Erst im Laufe des 15. Jahrhunderts erlernte man, dann aber rasch und bis zu großer Vollkommenheit, die Kunst der Verglasung. Freilich fiel durch die grünlichen, bald rund, sechseckig oder rautenförmig geschnittenen Scheiben, die durch Bleistreifen zusammengehalten wurden, doch nur ein spärliches Licht. Die neue Kunst war allgemein so beliebt, daß die Berner Glaserordnung von 1501 erzählt, daß sich „schier iedermann hinder großen scheibenvenstern verberge und in gemalten venster allenthalb, besonders in kilchen, raths-, wirts-, trink-, bad- und scherstuben wolt sehen lassen“. In ärmeren Häusern freilich begnügte man sich mit geöltem oder gefirnißtem Papier, Pergament oder Tierblase. In den Prachtbauten waren die Wände der besseren Zimmer bis zur Balkendecke hinauf, die man mit Schnitzwerk oder Malereien verzierte, getäfelt. In den einfacheren Stuben begnügte man sich mit getünchten Wänden und belebte die einförmige Fläche höchstens durch einige mit Schablonen aufgemalte Wandteppiche einfacher Muster; im besten Falle malte der Anstreicher einige Figuren oder Ornamente hinein; der Fußboden war nur selten gedielt, meist war noch der Estrichboden üblich, und dieser mußte zum Schutz gegen die Kälte mit Teppichen belegt werden. Wer aber recht reich war und die Kunst liebte, der gab für den Schmuck seines Zimmers an Künstler und Kunsthandwerker gar manchen Gulden aus, und daher klagt Geiler von Kaisersberg: „Es sein etliche, die lassen ihre Häuser außwendig und inwendig mit wunderbarlichen und seltzenen figuren mahlen und zieren; desgleichen machen sie schier ein halb zeughauß darauß, haben hin unnd wider an den wenden viel langer spieß, hackenbüchsen und schwerter hangen, alles allein zum bracht und hoffart.“ Zum Glück für Kunst und Kunsthandwerk erachteten die reichen Bürger nicht als Sünde, was ihnen als Sünde vorgeworfen ward. Trotz holzgetäfelter Wände und verglaster Fenster scheinen die Zimmer im Winter recht kalt gewesen zu sein, daher überall große Kamine und Öfen, zumal die Technik der Feuerungsanlagen noch in den Anfängen war. Die Zimmer waren mit nur wenigen Möbeln ausgestattet. An den Wänden zogen sich feste Holzbänke hin und bereiteten mit den auf ihnen liegenden Kissen den Bewohnern einen bequemen Sitz. Stühle und Sessel gab es noch seltener. Die Tische waren aus starkem Holz gefügt und daher nur schwer beweglich, so daß sie nicht wie im Rittersaal aufgehoben wurden, sondern einen bestimmten Platz erhielten. Die großen Schränke, die Truhen und Kästen brachte man lieber auf dem geräumigen Hausflur, dem weiten Vorsaal oder in besonderen Kammern unter; die Sitte, die Wohnräume mit größeren oder kleineren, natürlich reichverzierten Schränken auszustatten, kam erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf; diese Schränke und die Bordbretter der Wände liebte die Hausfrau, mit allerhand Hausrat, Kannen, Krügen und Tellern, zu schmücken.

Der junge Dürer kommt zu Wohlgemut in die Lehre.

Die Beleuchtung des Zimmers geschah durch Wandleuchter, die, sich in Zapfen drehend, nach dem Gebrauche wieder dicht an die Wand zurückgelehnt werden konnten, und durch die Lichterkronen (Kronleuchter), die von der Decke herabhingen. Auf ihre Herstellung hat die Kunst der

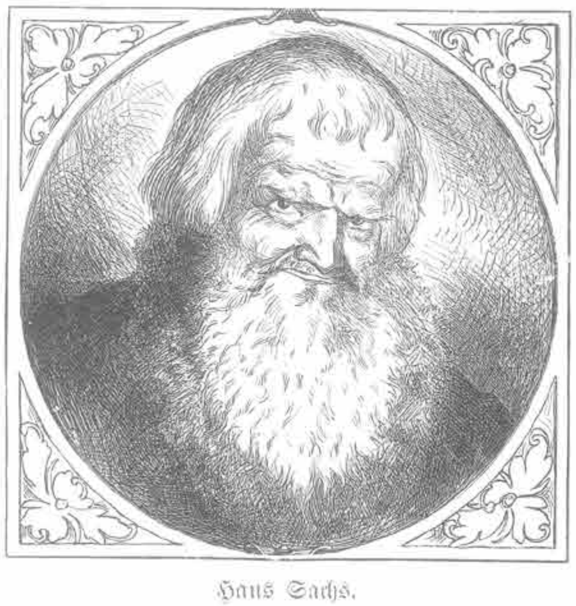


Nach dem Gemälde von F. Bayerlein. (Text S. 192)

Copyright 1895 by Franz Hanfstaengl in München.

Schmiede und Schlosser viel Fleiß verwendet und manches Meisterwerk geschaffen, besonders als man es, wie Albrecht Dürer, liebte, als Leuchter eingefaßte Geweihe von Hirschen, Rehen und Elentieren zu haben. Die Kerzen fertigte man aus Talg, auch die reicheren Bürger benutzten Wachskerzen des hohen Preises wegen nur bei festlichen Gelegenheiten. So reich auch die Häuser der vornehmen und wohlbegüterten Bürger außen und innen ausgestattet waren, nur selten fand man daran, was die neueren Straßen der heutigen Städte kennzeichnet, einen Garten; denn der enge Raum der Stadt war fast vollständig als Wohnungsboden ausgenutzt. Wer sich diese Freude dennoch bieten wollte, mußte sie gar teuer bezahlen; er schaffte sich durch Ankauf und Niederlegung eines kleinen Nachbarhauses oder benachbarter Hintergebäude den nötigen Raum und schmückte ihn mit Blumen, Blattpflanzen und einem Springbrunnen (siehe Bild S. 188). Doch wie oft waren Kosten und Mühen umsonst; denn die hohen Nachbarhäuser und die engen Straßen wehrten Luft und Licht den Weg. Praktischer und erfreulicher war es, vor den Toren oder in der Vorstadt einen Garten zu haben, in dem man sich in der wärmeren Jahreszeit erfreuen konnte. Und daher gehörte es zu den Merkmalen wohlhabender Städte, daß der ankommende Fremde erst an wohlgepflegten Gärten und schmucken Gartenhäuschen vorbeiwandern mußte, ehe er das Stadttor erreichte.

Bei dem gotischen Kirchenbau der Städte erlangte auch während des 14. und 15. Jahrhunderts die genossenschaftliche Organisation der Steinmetzen ihre volle Ausgestaltung, es war die sogenannte **Bauhütte** (siehe Bild S. 189). Ursprünglich bedeutete die Bauhütte das neben der zu erbauenden Kirche befindliche Brettergebäude oder auch das im Schiff der werdenden Kirche benutzte Stück, wo die Steine bearbeitet wurden und wo die Steinmetzen ihre Versammlungen abhielten. Später bedeutete die Bauhütte die Organisation der Steinmetzbrüderschaft selbst. Sie verfolgte drei Zwecke, einen religiös-sittlichen, einen technischen und einen wirtschaftlichen. Die Ordnungen sagen z. B.: „Wie die Meister und Werkleute der allmächtige Gott gnädiglich begabt hat mit ihrer Kunst und Arbeit, Gotteshäuser und andere künstliche Werke löblich zu bauen und dadurch Leibesnahrung ehrlich zu verdienen, so wollen sie auch zur Dankbarkeit nach christlicher Sitte von Herzen bewegt werden, Gott zu dienen und dadurch ihr Seelenheil zu erwerben. Wer Hüttenwerk unterschlägt oder sticht oder mordet, raubet und andere Unehre tut, oder sich mit bösen Frauen im Lande umführet, nicht beichtet und Gottes Wort nicht hält, der soll aus dem Handwerk verworfen und ewiglich verwiesen werden.“ Diese religiös-sittlichen Ziele erreichte die Bauhütte vor allem durch die straffe Zucht, die die Meister gegen Lehrlinge und Gesellen übten. Jeder Meister durfte nur wenige Lehrlinge halten; nach fünfjähriger, gut vollbrachter Lehrzeit ward der Lehrling losgesprochen und durch die Bekanntmachung mit den Geheimnissen, Ordnungen und Erkennungszeichen der Innung (z. B. der Grußformel und des Händedrucks) zum Gesellen befördert. Nun begann für ihn die Zeit des freien Lernens in fremden Hütten; er ergriff den Wanderstab und zog dahin, wo es zu arbeiten und zu lernen gab. Meister ward er durch ein Meisterstück, und nicht gering war, was die Innung verlangte; die Säulen, Kunstgewölbe, Spitzbogen, Strebepfeiler, Statuen und Wasserspeier der gotischen Dome erzählen das noch beredt genug. Auch die Meister wanderten dahin, wo es Arbeit gab, ja bis nach Ungarn, Polen und Spanien. Doch überall waren sie und ihre Gesellen und Lehrlinge einer großen, länderumfassenden Bauhütte zugehörig, die ihren Gliedern in jeder Not, sei es Krankheit, Tod



Hans Sachs.

„Kummer mit Gericht und andern Dingen“ Rat und Hilfe gab und wofür die für solche Zwecke errichteten Kassen von jedem Hüttengenossen jährlich einen halben Gulden einhoben. Alle Einzelhütten unterstanden den vier Haupthütten des römischen Reiches, denen zu Wien, Straßburg, Zürich und Köln. Auf Betrieb des berühmten Meisters Dotzinger zu Straßburg war in Straßburg „ein ganzes gemeinsames Handwerk des Steinwerks und der Steinmetzen in deutschen Landen“ gestiftet worden; ein Kapitel von Meistern aus allen deutschen Landen hatte am 25. April 1459 in Regensburg getagt, die Grenzen der vier Haupthütten festgesetzt und eine allgemeine Steinmetzordnung beraten, die dann 1498 von Kaiser Maximilian I. bestätigt ward.

„Schule-Singen“ einer Meistersängerzunft. Nach einer Originalzeichnung von J. Herterich.

Wie das Kunsthandwerk in den zünftigen Formen des Handwerks erlernt und ausgeübt wurde, so auch zunächst die Kunst selbst. Zwei der bedeutendsten Maler aus der Reformationszeit, Lukas Cranach in Wittenberg (1472 bis 1553) — siehe Einschaltbild — und Michel Wohlgemut in Nürnberg (1434 bis 1519) hatten Malerwerkstätten mit zahlreichen Lehrlingen und Gesellen. Wer Maler werden wollte, trat bei einem Meister in die Lehre; er lernte zunächst die nötigen Hilfsarbeiten: Bereitung und Anreiben der Farben, Zurichten und Glätten der Holztafeln, Reinigen von Pinsel und Palette; und erst dann, wenn er das alles genugsam getan, begann das Erlernen des Malens selbst. Unser Bild S. 190 u. 191 zeigt uns den denkwürdigen Augenblick, da Albrecht Dürers Vater, ein tüchtiger Meister der Goldschmiedekunst, seinen fünfzehnjährigen Sohn Albrecht (geb. 21. Mai 1471) dem Meister Wohlgemut übergab. Dürer hat in den von ihm selbst niedergeschriebenen Lehren über sein Leben bemerkt, daß er bei Wohlgemut „wohl lernete“, aber auch geklagt, daß er von den Gesellen viel zu leiden gehabt. Auch ihm war das Los des Genius zu teil, daß er von Neid und Mißgunst der kleinen Geister gequält und gelästert wurde. Dürer gewann als Geselle und Meister auf Wanderungen und durch Reisen (1505 nach Venedig, 1520—1521 nach Holland) reiche Anregungen; aber der große Künstler ward er durch sich selbst, weil er, wie die „Meisterbilder für das deutsche Haus“ sagen, deutsch war in jedem Strich und dem Geist seiner Werke, weil er nicht ein Kunstwerk schaffen wollte, das als solches erfreue, sondern weil er durch das Kunstwerk mitteilen wollte, was das Auge und das Herz seiner eigenen vollen Menschenseele erregte. Um nur einiges zu erwähnen. Seine Freude an den stolzen Patriziergestalten schauen wir in den Bildnissen des Hieronymus Holzschuher (siehe Einschaltbild) und Hans Imhof, sein Gottvertrauen in dem Bild „Ritter, Tod und Teufel“, seine Freude an stiller Gelehrtenarbeit an „Hieronymus im Gehäus“, seinen Spott über die Angst seiner Nürnberger Mitbürger vor den Türken an „Der großen Feldschlange“. Wir verweisen hier auch noch auf sein prächtiges Selbstbildnis (siehe Einschaltbild). Und weil Albrecht Dürer allem folgte, was seine Zeit bewegte, und immer auf Seite der Wahrheit stand, darum ward er ein Anhänger und Freund Luthers und Melanchthons, darum schuf er noch gegen Ende seines Lebens (er starb am 6. April 1528) im Jahre 1526 die Bilder der vier Apostel Johannes, Petrus, Paulus und Markus und setzte darunter die mahnende Inschrift: „Alle weltlichen Regenten in diesen gefahrvollen Zeiten wollen billig acht haben, daß sie nicht für das geistliche Wort menschliche Verführung annehmen; denn Gott will nichts zu seinem Worte getan noch davon genommen haben.“ — Nürnberg gab uns den einen,

Original im städtischen Museum zu Basel. — Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Hans Holbein d. J., Selbstbildnis.

Der Waldbruder mit dem Esel.
Der argen Welt thut niemand recht.

Vor Jaren wont in einem Wald
Ein Waldbruder von Jaren alt
Der sich der Wurtzeln neeren thet
Derselb ein jungen Sohne het
Inn dem Alter bey zweintzig Jarn
Der war einfeltig vnerfarn
Der fragt den Alten: Sag doch mir
Sind in dem Wald gewachsen wir
Wann er nie Menschen het gesehen
Der Alt thet zu dem Jungen jehen:
Mein Sohn, da du noch warest klein
Hab ich mich geflöhet hie rein
Auß der arglistig bösen Welt
Daß sie vns nit schmech, spot vnd schelt
Weil jr gar niemand recht kann than
Sie schlag jm doch ein plechlein an
Still schwieg der Son doch tag vnd nacht
Des Vatters Red stäts nachgedacht
Was doch die Welt nur möcht gesein
Zuletzt da wolt er je darein
Legt an den Vatter grosse bitt
Der es doch lang zeit wider rieth
Zuletzt er vberredet ward
Vnd macht sich mit jm auff die fart
Vnd fürten jren Esel mit
Ledig jr keiner darauff ritt
In Wald bekam jn ein Kriegßman
Der sprach: Wie last jr ledig gan
Den faulen Esel hie allein
Jr dunckt mich fast nicht witzig sein
Das ewer keiner auf jm reitt
Als sie nun von jm kamen weit
Der Vatter sprach: Mein Son sich zu
Wie vns die Welt empfangen thu
Der Son sprach: Laß mich darauf reitn
Das gschah, da kam zu jn von weitn
Ein altes Weib neben die Aecker
Die sprach: Seht zu dem Jungen lecker
Der reitt, vnd der alt schwache Man
Muß hindten nach zu fussen gan
Son, sprach der Alt, glaubst du nun mir
Was von der Welt ich saget dir
Er sprach: laß vns versuchen baß
Der Jung bald von dem Esel saß
Vnd saß der Alt bald auff für ihn
Reit also fuß für fuß dahin.
In dem begegnet jhn ein Pawer
Der redt sie an mit worten sawer:
Seht an den alten groben Lappen
Lest den Jungen im kot her sappen
Dem nöter wär zu reitn dann jm
Der Alte sprach: Mein Son vernim
Das man der Welt nit recht mag thun
Der Son sprach: Vatter laß mich nun
Auffsitzen, daß wir reiten bed
Schaw ob die Welt darzu auch red
Auffsaß er vnd ritten dahin
Da kam ein Bettelman zu jhn
Thet an einr wegscheid auff sie harrn
Vnd sprach: secht an die grossen Narrn
Wölln den Esel gar ertrücken
Der Vatter sprach: In allen stücken
Thut vns die die Welt mit Hönwort schmitzen
Der Son sprach: Laß vns beid absitzen
So wölln wir den Esel tragen
Was nur die Welt darzu will sagen
Absaßen sie, den Esel trugen
Vnd mit jm übers Veld hin zugen
Daß von jn beiden ran der Schweiß
Ein Edelman kam zu der Reiß
Thet sie all beid mit worten straffen
Wann her, wann her, jr Schlautaffen
Das jr das hinter kert herfür
Der Vatter sprach: Mein Son hie spür
Das an der Welt ist gar verlorn
Da sprach der Son in grossem zorn
Den Esel wöllen wir erschlagen
Denn hat die Welt nit mehr zu klagen
Den Esel schlugen sie zu hauffen
Da kam ein Jäger zugelauffen
Der schrie: O jr grossen Phantasten
Des Esels gneusset jr am baßten
Lebend, tod ist er euch kein nütz
Zuhand der Junge ward vrdrütz
Der Welt, die jn mit spot vnd straff
So gar an allen orten traf
Sprach: Hat die Welt auff einen Tag
Vber vns bald so vil der klag
Solt wir dann all Tag darinn bleiben
Was wunders wurd sie mit vns treiben
Vnd keret mit dem Alten dar
Inn Wald, darauß er kommen war.
H. S. S.

Fliegendes Blatt mit einem Schwankgedicht von Hans Sachs. Verkleinerte Nachbildung.

Augsburg den anderen großen Maler der Reformationszeit: Hans Holbein den Jüngeren (siehe Einschaltbild). Er ward 1497 als Sohn des tüchtigen Malers Hans Holbein des Älteren geboren und von demselben ausgebildet. Seit 1515 lebte er in Basel, damals die Hauptstätte des Buchhandels, die ihm nicht nur zahlreiche Aufträge auf Holzschnittzeichnungen (siehe unsere Bilder „Der Totentanz“, S. 189), sondern auch wichtige Beziehungen zu den Gelehrten und Schriftstellern und damit zu dem Humanismus gab. So lernte er den großen Humanisten Erasmus von Rotterdam kennen, illustrierte dessen große Satire „Das Lob der Narrheit“ und schuf 1523 das berühmte Bild des Erasmus (siehe Einschaltbild), in dem er mit vollendeter Einfachheit das „Symbol des feingeistigen Arbeiters überhaupt“ darstellte. Im Jahre 1526 folgte Holbein dem Rate des Erasmus, nach England zu gehen, nur auf kurze Zeit kehrte er nach Deutschland zurück, denn der Vandalismus des Bildersturms vertrieb ja die Maler und vernichtete die Kunst. Im Spätherbst des Jahres 1543 erlag er in London der Pest.

Aus einer Malerwerkstatt Nürnbergs ging Albrecht Dürer hervor, aus der Zunft der Nürnberger Meistersinger Hans Sachs (siehe Bild S. 192). Mit dem Verfall des Rittertums war auch die Kunstlyrik und das Kunstepos erstorben. Das Volk der Bürger und Bauern schuf sich im 14. und 15. Jahrhundert manch schönes Lied, vom Ritter Tannhäuser im Venusberg, vom wilden Jäger und dem Holzweiblein oder von der schönen Bernauerin. In den Städten aber, besonders in denen Süddeutschlands, in Mainz, Augsburg, Nürnberg, Memmingen und Ulm, schlossen sich die Gesangslustigen und Gesangskundigen zu einer Sängerzunft zusammen und übten am Sonntag zu ihrer Lust und Erholung den Meistergesang. Da versammelten sich im Saale des Rathauses oder im Schiff der Kirche die Meister der Sängerzunft, um Schule zu singen (siehe Bild S. 192). Umgeben von Schulfreunden und Schülern, Bürgern und Bürgerinnen, sangen die Meister der Reihe nach, was sie die Woche gedichtet, und verlangten nach dem Urteil der Zunftgenossen. Obenan saß der Vorstand der Gesellschaft, das sogenannte Gemerk: der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüsselmeister (Verwalter), der Merkmeister und der Kronmeister. Neben dem Merkmeister standen die Merker, d. h. die Kritiker, Richter, die jeden Fehler sorgfältig aufmerkten und am Schlusse

Aufführung eines Fastnachtsschwanks von Hans Sachs im Heilsbrunner Hof zu Nürnberg. Nach einer Originalzeichnung von K. Weigand.

des Schule-Singens das Urteil über die Sänger sprachen. Der beste Sänger ward dann vom Kronmeister mit einem Kranze gekrönt (dieser verblieb aber der Zunft) und mit einer güldenen oder silbernen Halskette geschmückt. Gekrönt zu werden, das war nicht nur für den Sieger selbst, sondern auch für seine Gattin und Kinder, Verwandten, Freunde und Handwerksgenossen die höchste Ehre und Freude. In solchen Schulen erlernte auch Hans Sachs den Meistergesang, und er selbst erzählt:

„Fünf ganze Jahr ich wandern tet
Zu dise und vil andre Stet.
Spil, Trunkenheit und Bulerei
Und andre Torheit mancherlei
Ich mich in meiner Wanderschaft
Entschlug und war allein behaft
Mit herzenlicher Lieb und Gunst
Zu Meistergsang, der löblichen Kunst,
Für all Kurzweil tet mich aufwecken.
Ich hat von Lienhart Nunnenbecken
Erstlich der Kunst einen Anfang:
Wo ich im Land hört Meistergsang,
Da lernet ich in schneller Eil
Der Bar und Tön ein großen Teil.
Und als ich meines Alters war
Fast eben im zweinzigsten Jar,
Tet ich mich erstlich understan
Mit Gottes Hülf zu dichten an."

Hans Sachs lebte vom 5. November 1494 bis 19. Januar 1576; er dichtete von 1513 bis 1569 und hatte bereits 1567 nach seiner eigenen Rechnung 4275 Meistergesänge, 208 Schauspiele, 1558 Schwänke, Fabeln, Historien, Figuren, Komparationen, Allegorien, Visionen, Träume, Klagreden, Kampfgespräche, Zeitungen, Psalmen und geistliche Gesänge, 7 prosaische Dialoge, im ganzen 6048 Werke und Werkchen verfaßt. Seine dichterische Kraft zeigte sich am besten in seinen Schwänken und Fastnachtsspielen, und gar viele von ihnen erfreuten nicht nur seine Zeitgenossen, sondern ihr Spott und Scherz erweckt auch noch in uns Lust und Fröhlichkeit. Und über den Wert der Schwänke urteilt Karl Gödecke, daß sie von keinem Dichter der Welt übertroffen seien. Die Vorgänger von Hans Sachs in der Dichtung von Fastnachtsspielen und Schwänken waren die Nürnberger Meistersinger Hans Folz und Hans Rosenblüt; sie übten nur kunstmäßig, was seit dem 12. und 13. Jahrhundert im Volke Gebrauch war. In der Passionszeit wurde die Geschichte des Leidens und Todes Jesu nach dem Bericht der Evangelien vorgelesen, und zwar schon bald mit verteilten Rollen. Bald kam ein Kostüm der vortragenden Personen hinzu und mit dem Kostüm die Handlung. Die Sprache war ursprünglich die lateinische; an einzelnen Stellen wurden aber schon früh deutsche Gesangstücke, so die Klage Mariens, eingeschoben, der Text erfuhr Zusammenziehungen und Erweiterungen. Das ist der Anfang unsers Dramas, er war religiös und tragisch. Doch fand der heitere Sinn mancher Darsteller bald gar manche Stelle, die auch ins Komische gezogen werden konnte, z. B. die Figur des gewinnsüchtigen Judas, die törichten Jungfrauen, die beim Krämer Spezereien zur Salbung des Leichnams kauften, der Krämer selbst, den man in Gestalt eines landfahrenden Krämers, Aufschneiders und Marktschreiers darstellte. So löste sich allmählich eine neue Gattung der Dichtung ab, der Schwank, oder, weil meist in der fröhlichen Zeit der Fastnacht gespielt, das Fastnachtsspiel. Die ernsten Spiele, auch Mysterienspiele (siehe nebenstehendes Bild) genannt, behandelten nach und nach auch andere Stoffe, so die Geburt Jesu und die Weisen aus dem Morgenland, das Leben der besonders gern verehrten Heiligen. Dann gab man auch die lateinische Sprache auf und redete in deutschen Reimen, allen verständlich. Und daher wurden die Mysterienspiele und Fastnachtsschwänke in Dorf und Stadt eine allbeliebte Volksunterhaltung, die in langer Winterszeit mit Sehnsucht erhofft und dann mit ganzer Freude genossen ward. Ihrem religiösen Ursprung gemäß wurden sie anfangs in den Kirchen unter der Leitung der Geistlichen, später aber im Freien von den Laien abgehalten.

Ein Mysterienspiel. Nach einer Originalzeichnung von J. Herterich.

Aus den Tagen der Hansa.

Die politische Kraft des deutschen Bürgertums zeigte sich im Innern in dem Dasein des Stadtrates, nach außen in den Städtebündnissen, und zwar am gewaltigsten in der Hansa. Wie wir oben sahen, war es ein allgemeiner Grundsatz der Stadtwirtschaftspolitik, daß jeder Güteraustausch möglichst unmittelbar stattfinde, auch hinsichtlich der Güter, die in der Stadt überhaupt nicht oder doch nicht in genügenden Mengen erzeugt werden konnten. Hieraus folgte, daß der fremde Kaufmann mit seinen Waren selbst in die fremde Stadt kommen und daß ihm von dieser ein Stapelrecht und Schutz seiner Person und seiner Waren gewährleistet werden mußte. Der fremde Kaufmann stellte Anforderungen an die Stadt. Andererseits verlangte diese von ihm, daß er sich den Gesetzen ihres Marktverkehrs, z. B. in Bezug auf Münze, Maß, Gewicht, Verkauf u. dergl. völlig unterwerfe. Aus solchen gegenseitigen Forderungen entstand bald mancherlei Streit. Und wer das Recht hatte oder behielt, das entschied gar oft die Macht. Daher kamen die fremden Kaufleute, weil der Stadt gegenüber gleich interessiert, frühzeitig auf den Gedanken, sich zur Wahrung ihrer Interessen zu vereinigen. Solche Vereinigungen privater Kaufleute hießen Hansen. Diese gewannen an Bedeutung, als der Rat der Heimatstadt der Kaufleute einsah, daß es auch der Stadt Nutzen bringe, wenn sie den Nutzen ihrer handeltreibenden Bürger in der Fremde wahrnahm. Nun traten neben die Hansen von Kaufleuten verschiedener Städte solche von Kaufleuten gleicher Städte. So empfingen die Kölner von König Heinrich II. von England, wahrscheinlich im Jahre 1157, ein Privilegium, wonach sie behandelt werden sollten „wie des Königs Leute und Freunde“, wonach ihnen Schutz ihrer Person und ihrer Waren, insbesondere auch ihres Hauses in London (später Gildhalle, dann Stalhof genannt) und endlich die Begünstigung zugesichert wurde, auf dem Markte von London den Rheinwein zu demselben Preise verkaufen zu dürfen, wie der in Frankreich, im Erblande der Plantagenets gewachsene, verkauft wurde. Und 1196 wußte der Rat von Köln die Notlage von König Richard Löwenherz zur Erreichung weiterer Privilegien auszunutzen. Richard kam aus österreichischer Gefangenschaft und war verpflichtet, ein hohes Lösegeld zu zahlen. Köln war ihm bei der Aufbringung desselben so behilflich, daß er zum Danke dafür „seinen lieben Bürgern“ am 6. Februar 1196 einen Freibrief ausstellte, in welchem er ihnen die jährliche Rente von ihrer Gildhalle in London und alle anderen Königsgefälle, die in ganz England von ihrer Person und ihren Waren zu zahlen waren, erließ. Wo deutsche Kaufleute hinkamen, da bildeten sie freiwillig durch eigene Kraft oder unter Beihilfe und Schutz ihrer Heimatstädte Hansen. Und aus diesen Hansen ward um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine deutsche Hansa. Dazu führten mehrere wirtschaftsgeschichtliche Ereignisse, die sich in Deutschland und seinen nördlichen Nachbarländern vollzogen. Die Kreuzzüge hatten alle west- und nordeuropäischen Völker mit den Gütern Italiens, Griechenlands und des Orients bekannt und das Bedürfnis nach vielen derselben bei ihnen rege gemacht. Die reichen Leute Deutschlands, Flanderns, Brabants und Englands wollten auch daheim die würzigen Südfrüchte genießen, ihre Frauen und Töchter mit köstlicher Seide und buntem Zierat erfreuen. Auf zwei großen kontinentalen Handelsstraßen kamen die südländischen und orientalischen Waren heran: Venedig, Nürnberg, Erfurt, Magdeburg, Lübeck war die eine, Genua, Mailand, Augsburg, Köln die andere. In derselben Zeit, in der sich in Mittel-, Süd- und Westdeutschland, und da besonders in Flandern und Brabant, eine blühende städtische Kultur entwickelte und der städtische Gewerbfleiß immer mehr und bessere Industrieprodukte schuf, ward durch deutsche Kolonisten, geführt von einzelnen hervorragenden Fürsten wie Heinrich dem Löwen, oder von den Rittern des deutschen Ordens, an den Küsten der Ostsee, an Oder und Weichsel ein weites Ackerbaugebiet gewonnen und dieses nebst dem Hinterland in Polen und Rußland dem deutschen Kaufmann als Handelsgebiet eröffnet. In den flandrisch-brabantischen Städten Brügge, Ypern, Gent, Mecheln, Löwen, Brüssel u. a. blühte die Industrie und beschäftigte eine so zahlreiche Bevölkerung, daß der heimische Getreidebau den Bedarf bei weitem nicht zu decken vermochte und bedeutende Zufuhr von außen nötig war. Ein „Büchlein von Englischer Staatsklugheit“ aus dem Jahre 1436 sagt

Im Hafen einer Hansastadt (Motiv aus Danzig). Nach einer Originalzeichnung von G. Schönleber.

von Flanderns Industrie:

„Denn sicherlich, dies kleine Ländchen Flandern,
Ist doch ein Stapelplatz nur für die andern,
Da, was an Korn und Saat das Land erzeugt,
Noch nicht zum Brot für einen Monat reicht.“

Flandern und Brabant brauchten das Getreide Ostelbiens, Ostelbien die Handwerkerprodukte von Flandern und Brabant. Und endlich! Die skandinavischen Reiche, besonders Schweden und Norwegen, entbehrten zu Ausgang des Mittelalters nicht nur jeder Industrie und jedes Gewerbfleißes, sie waren auch von der Natur so kärglich ausgestattet, und die Bodenkultur hatte noch so wenig Fortschritte gemacht, daß sie von den Ländern nördlich der Ostsee mit Getreide, Mehl und Salz versorgt werden mußten, wenn nicht Hungersnot eintreten sollte. So war durch politische Ereignisse und durch die verschiedenartige wirtschaftliche Entwicklung der Länder an den Ufern der Nord- und Ostsee ein Güteraustausch nach drei Richtungen hin erforderlich: 1. von Rhein, Maas und Schelde nach England, und 2. von Rhein, Maas und Schelde nach der Ostsee, 3. von dem südlichen nach dem nördlichen Ufer der Ostsee. Er ward bewirkt durch die Städte der norddeutschen Tiefebene von der Schelde bis zur Trave. Und wie die Handelsbeziehungen fester und die gegenseitigen Absatzgebiete übersichtlicher wurden, wuchs auch bei den Kaufleuten mehr und mehr die Einsicht in die Gemeinsamkeit ihrer Interessen und führte zu mancherlei Vereinigungen. Es gab eine „Hansa“, „Leute des Kaisers von Alemanien“, eine „Der gemeine deutsche Kaufmann“, eine „Verein deutscher Kaufleute, die nach Gotland fahren“, eine Hansa der Städte „Köln, Dortmund, Soest, Münster und den Genossen“. Noch fehlte der entscheidende Schritt: dem Kaufmann leichtere Arbeit, sicheren und besseren Gewinn und stärkeren Schutz durch festen Zusammenhalt und gegenseitige Unterstützung im Namen und in Vollmacht einer nationalen Gesamtheit zu geben, aus den Hansen eine deutsche Hansa zu bilden. Der Gedanke einer deutschen Hansa mußte geboren werden dann, als die oben gekennzeichnete wirtschaftliche Abhängigkeit der Nord- und Ostseeländer voneinander allgemein erkenntlich war, und da, wo diese Abhängigkeit im täglichen Verkehr wahrgenommen wurde. Es war um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Lübeck und Hamburg. Es galt, die Rechte und Freiheiten, welche einzelnen Hansen von den Ausländern zugebilligt worden waren, allen zu erwerben, sie womöglich noch zu erweitern und so ein Handelsmonopol der hanseatischen Städte zu begründen. Um Ostern 1252 erschienen in Brügge „im Namen aller Kaufleute des Römischen Reichs, welche Gotland besuchen“, und im folgenden Jahre für die westlichen Binnenstädte „Köln, Dortmund, Soest, Münster und deren Genossen“ Hermann Hoyer von Lübeck und Jordan von Hamburg und erwirkten eine Reihe von Freiheiten des Verkehrs, auf Grund deren sich der reiche Kaufhof von Brügge ausbildete. Mit Zustimmung des lübischen Bürgers Hermann Hoyer, des mit urkundlichen Vollmachtbriefen „gewisser Städte“ versehenen „speziellen Sendboten der Kaufleute des Römischen Reiches“, ward über die Zölle „zum Nutzen derselben und auch der Fremden“ eine Zollrolle aufgestellt. In London ward nun die Kölner Gildhalle 1260 dem gemeinen deutschen Kaufmann eröffnet; 1262 erhielten die hanseatischen Kaufleute die Vergünstigung, das von ihnen eingeführte Korn, falls nicht König oder Magistrat

Jürgen Wullenweber, der Bürgermeister von Lübeck, verteidigt sich zum letztenmal gegen seine Ankläger. (Text S. 200)
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

durch ungewöhnliche Umstände sich gezwungen sähen, einen schleunigen Verkauf zu gebieten, fortan 40 Tage lang in den Gasthöfen und auf dem Kornboden der Stadt aufzuspeichern, ehe sie es zu verkaufen brauchten. So konnte der Kaufmann durch Abwarten günstiger Zeit reicheren Gewinn einstreichen. Aber doch unterlag der Handel noch mancher Beschränkung: die fremden Kaufleute durften ihre Waren nur an gewissen Stapelplätzen verkaufen und auch nur da englische Produkte verfrachten; beides mußte innerhalb festgesetzter Fristen geschehen; auch durften Waren nach deren Einführung nicht wieder mitgenommen werden. Daher war es für die hanseatischen Kaufleute ein gewaltiger Vorteil, als es ihnen 1303 gelang, den König Eduard I. zu bestimmen, daß er durch die carta mercatoria die Beschränkungen der Aufenthaltsfrist und der Nichtwiederausfuhr fremder Waren aufhob. Diesen Vorteil errangen die Hanseaten durch kluge Ausnutzung des Streites zwischen Königtum und Parlament; in anderen Ländern wußten sie auf anderen Wegen zum gleichen Ziele zu gelangen. So zwangen sie die Könige Norwegens, nachdem ihnen Erich I. (1280 bis 1299) entgegengetreten war und ihre Güter mit Beschlag belegt hatte, durch eine Sperre, infolge deren Norwegen von einer Hungersnot heimgesucht ward, zu einer Reihe von Verordnungen, durch welche die den Hanseaten verliehenen Privilegien und die von ihnen zu zahlenden Zölle genau festgesetzt wurden. Und nun nahm der Handel nach Norwegen einen gewaltigen Aufschwung. Im Kontor zu Bergen, dem Hauptsitz des norwegischen Handels, tauschten die Handelsleute Mehl, Bier und Malz gegen Fische und Pelzwerk ein. Wo auch die Hansa sich und ihren Gliedern Privilegien erwarb, immer strebte sie mit aller Kraft danach, den direkten Warenaustausch von Nord- und Osteuropa mit den Völkern des Westens zu verhindern und sich Zwischenhandel und Frachtgeschäft als Monopol zu sichern.

In Riga, Reval, Königsberg, Marienburg, Danzig, Stargard, Stettin wurden die Rohprodukte des Ostens verfrachtet, in Lübeck und Hamburg gestapelt, in London, Brügge, Gent und Antwerpen verkauft. Um 1455 kamen allein an einem Tage 150 kornbeladene Kähne aus Polen in Danzig an; Ostern 1460 liefen im Danziger Hafen 319 Schiffe ein und 245 aus. Und davon hatten die Kaufherren reichen Gewinn. Ein Beispiel! 1427: 1 Last Roggen ersten Kaufes in Danzig 10 Mark 12 Sc., in Lübeck zu verkaufen 20 Mark. Je größer der Warenaustausch, desto ertragreicher das Frachtgeschäft, desto mehr Schiffe. Daher war auch der Schiffbau ein angesehenes und einträgliches Gewerbe. So werden uns um 1400 in Stralsund zehn Schiffsbauer, darunter zwei Ratsherren genannt, die Werftplätze von der Stadt gemietet hatten. Handel, Reederei und Schiffbau waren die drei großen Erwerbszweige der Hansastädte, die Quellen ihres Reichtums und die Ernährerin ihrer zahlreichen Bevölkerung. Allen voran aber mußte Lübeck stehen, weil in der Mitte des Handelsverkehrs gelegen.

Reichtum und Macht der Hansa beruhte auf ihren Privilegien in den anderen Ländern und auf dem handelsrechtlichen Grundsatz, daß in den baltischen Gewässern kein Kaufherr geduldet zu werden brauche. Wenn es England, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden gelang, die verliehenen Rechte zurückzunehmen und den Handel in eigene Hand zu bekommen, dann mußte die Macht der Hansa zusammenbrechen. Es war nur natürlich, daß die Holländer danach trachteten, selbständige Fahrten in die Ostsee zu unternehmen, ihren Kornbedarf

Ein Ehrentag Hamburgs: Kapitän Karpfanger siegt über fünf französisch

an Ort und Stelle einzukaufen und auf eigenen Schiffen in die Heimat zu führen. Sie taten es zuerst auf Schleichwegen, dann, begünstigt durch die vielen Kämpfe, die Lübeck und die wendischen Städte gegen die nordischen Reiche im Laufe des 15. Jahrhunderts führten, immer offener. Die Hansa verbot den holländischen Handel in der Ostsee, so auf dem Hansatag 1425: „Man soll keinen niederländischen Schiffer auf Livland befrachten", 1426: „keinem außerhansischen Kaufmann, vornehmlich keinem Holländer soll erlaubt sein, in Livland die russische

Sprache zu lernen.“ Die Verbote waren zuletzt doch umsonst; denn Dänemark, weil mit Lübeck im Kampfe, öffnete den Holländern den Sund und damit eine von der Hansa unabhängige Durchfahrt nach dem Baltischen Meere. Da schien der Hansa infolge eines Thronstreites neues Glück zu blühen. König Christian II. von Dänemark suchte sein Land von der hanseatischen Handelsherrschaft unabhängig zu machen, aber er mußte, im Streit mit seinem Oheim Friedrich von Schleswig-Holstein, 1522 sein Reich verlassen und fand naturgemäß eine Zuflucht in Holland. Jetzt wähnte Lübeck die Zeit gekommen, wo es mit Hilfe seines alten Verbündeten, des nunmehrigen Königs Friedrich, die Holländer, die Freunde des flüchtigen Christian, aus der Ostsee gänzlich vertreiben könnte. König Friedrich, noch nicht sicher auf dem Thron und hanseatischer Hilfe bedürftig, verbot den Holländern die Fahrt durch den Sund und nach Dänemark und stattete die wendischen Städte mit wichtigen Handelsprivilegien aus. Aber kaum war er feierlich gekrönt, so verfolgte auch er die überlieferte Politik der dänischen Herrscher, ihr Land von der Hansaherrschaft freizumachen.

Gegen die Verpflichtung, daß König Christian II. keinen Beistand mehr erhielte, gab er den Holländern die Fahrt durch den Sund wieder frei. Lübeck bebte vor Zorn und klagte König Friedrich des schnöden Undankes an; doch was halfen Zorn und Klage! Die Entscheidungsstunde, ob die Hansa oder Holland den Handel auf der Ostsee beherrschen solle, war gekommen. Am 10. April 1533 war König Friedrich von Dänemark plötzlich gestorben. Der dänische Reichsrat, dem die Regierung bis zur Erledigung der Thronfolge übertragen war, schloß mit den Niederlanden am 9. September zu Gent ein Bündnis ab. Aber der Reichsrat in Dänemark war verhaßt, noch viele Bürger hingen dem vertriebenen, seit 1532 in Sonderburg gefangen gehaltenen König Christian II. an. Dänemark war durch innere Kämpfe zerrissen, und darauf gründete der lübische Bürgermeister Jürgen Wullenweber einen kühnen Plan. Er wollte einen Krieg der Hansa gegen Dänemark entzünden, nicht aber, wie er öffentlich aussprach, um König Christian II. zu befreien und auf den Thron seiner Väter zurückzuführen, sondern vielmehr, wie er seinen Freunden vertraute, Lübeck in den Besitz des Sundes, des „dänischen Hellespontus“, zu setzen, von dort aus die baltische Welt zu beherrschen und den Holländern die Pforten des Sundes für immer zu schließen. Dies Unternehmen war so kühn und gewaltig, daß es trotz der Ungunst der Umstände gelingen konnte, wenn die Hansa und Lübecks Bürger einmütig und dauernd Wullenweber folgten. Aber die Hansastädte, auf Lübecks Macht längst eifersüchtig, gewährten fast keine Hilfe; nur Rostock, Wismar und Stralsund traten bei. Zudem war die Bürgerschaft Lübecks gespalten; denn sie hatte eben einen heißen politischen und religiösen Kampf hinter sich. Leiter, Wortführer und Oberhaupt der kirchlichen und politischen Widerstandspartei war, mindestens seit dem April 1530, Jürgen Wullenweber, keiner der „großen Hansen“, ein junger Mann, wahrscheinlich geboren um 1492 in Hamburg. Am 21. Februar 1533 ward Jürgen Wullenweber in den Rat gewählt und bereits am 8. März auf den Bürgermeisterstuhl erhoben. Er erlangte die Macht in dem Moment, als für Lübeck die große Entscheidungsstunde anbrach; und er wollte die Macht zum Heile der Stadt gebrauchen und diese von neuem zur Herrin des Nordens erheben. Im Mai 1534 begann der dänische Krieg, am 13. Juli öffnete Kopenhagen den Siegern die Tore, und viele Landschaften Dänemarks huldigten Christian II. Wullenwebers kühner Plan schien der Vollendung nahe, denn auf dem lübischen Admiralschiff ward der Sundzoll erhoben. Aber es schien nur so; die Gegner der Macht Lübecks, Herzog Christian von Holstein, der im August 1534 die förmliche Wahl zum dänischen König angenommen, Gustav Wasa von Schweden und Herzog Albrecht von Preußen, schlossen sich fest zusammen und fanden Unterstützung bei Wullenwebers persönlichen Feinden in Lübeck, bei den patrizischen Junkern, denen er das Regiment über die Stadt genommen. Die Verbündeten siegten.

Kaper (1678). Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt. (Text S. 201)

Da fielen die meisten Provinzen Dänemarks von Lübeck ab und huldigten dem holsteinischen Herzoge als König Christian III.; auf dem Hansatag erklärten die Abgeordneten von Danzig, Bremen und Köln ihre Abneigung gegen Wullenweber und seine Pläne; ein kaiserlicher Befehl vom Kammergericht bedrohte die Stadt mit der Acht, wenn sie nicht binnen einer bestimmten Frist die von Wullenweber aus dem Rat verdrängten Glieder in ihre Ämter wieder einsetze.

Untergang des „Wappens von Hamburg“. Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

Da traten Wullenwebers Freunde freiwillig aus dem Rate aus, seine Gegner kehrten in die Stadt und zu den Ämtern zurück; er selbst, der unterdessen abwesend gewesen war, legte bei der Heimkehr sein Bürgermeisteramt freiwillig nieder und verließ die Stadt, die sich von seinen hohen Zielen durch die Leidenschaft der Parteien abwendig machen ließ. Doch schon nach wenigen Wochen fiel er in die Hände seines Todfeindes, des Erzbischofs von Bremen, ward zwei Jahre in schwerer Gefangenschaft gehalten und nach mehrfacher Folterung endlich am 24. September 1537 am Tollenstein, einer Malstätte in der Nähe von Wolfenbüttel, vor ein letztes Gericht gestellt (siehe Bild S. 197). Auf die Anklage der Räte König Christians III. und der Abgeordneten von Lübeck gab er bündigen Bescheid: „Er sei nach seiner Abdankung ein zu geringer Mann gewesen, um zwischen fremden Mächten Zwiespalt anzurichten; gegen den Herzog habe er früher, wie aller Welt bewußt, genugsam gehandelt, und hätte er dadurch den Tod verdient, so wolle er gern sterben, doch einem jeden ins Gewissen gestellt haben, in wessen Namen und Gewalt er die Fehde begonnen. Er sei kein Dieb, weil er seiner Tage keinen lübischen Pfennig gestohlen, keinem Verräter, keinem Wiedertäufer sei er jemals treu und hold gewesen; darauf wolle er sterben.“ Der Scharfrichter, Meister Hans, zum Urteil aufgefordert, fand für Recht, „ihn hinauszuführen und in vier Teile zu hauen und auf vier Räder zu legen und ihn zu richten zwischen Himmel und Erden, daß er das nicht mehr tue und ein anderer daran gedenke“. So starb der große Mann, der deutscher Bürgerkraft die Herrschaft auf den deutschen Meeren neu gewinnen und für alle Zukunft fest begründen wollte. Wullenwebers Tod war ein Zeugnis von dem Verfall der politischen Kraft des Bürgertums, das Scheitern seines Planes ein Zeugnis davon, daß die Verteilung der Machtfaktoren auf dem Meere eine andere ward. Unter der Führung tatkräftiger Fürsten befreiten sich England, Dänemark, Schweden und Norwegen von der Bevormundung der Hansa; gegen Ende des 16. und im 17. und 18. Jahrhundert wurden Spanien, Portugal und Italien die Hauptabsatzgebiete für das Getreide des Ostens, die natürlichen Vermittler die mitten inne wohnenden Holländer. Wohl versuchten die hanseatischen Städte den Holländern in den Süden zu folgen, doch mit wenig Glück. Ihnen fehlte der Rückhalt einer starken Staatsgewalt. Die Nöte des Dreißigjährigen Krieges, das Vordringen der Kaiserlichen an die Ostsee, die Belagerung Stralsunds und die Besetzung der alten Hansastädte durch wallensteinisches Kriegsvolk gaben dem Handel der Hansa den letzten Stoß. Im Jahre 1629 minderte sich die Schiffszahl im Hafen Stralsunds von 300 auf 100, der Hafen von Wismar war verödet, in dem von Greifswald lagen nur fünf oder sechs kleine

Martin Behaim erklärt seinen ersten Erdglobus. Nach einem Gemälde von Chr. Max Baer. (Text S. 202)

Schiffe. Nur Hamburg und Bremen konnten dank ihrer günstigen Lage die alte Hansenarbeit fortsetzen, freilich nur mit geringem Gewinn und unter Aufbietung der größten Opfer; denn überall lauerten Feinde. So wurde am 11. September 1678 die heimfahrende Grönlandflotte, als sie eben in die Elbe einsegeln wollte, von fünf gut armierten französischen Schiffen angegriffen, weil zwischen Hamburg und Frankreich Zwist ausgebrochen war; doch nur ein einziges hamburgisches Kriegsschiff, „Kaiser Leopold I.", geführt von Kapitän Karpfanger, konnte die Grönlandflotte schützen. Karpfanger warf sich dem überlegenen Feinde entgegen und manövrierte so vortrefflich, daß nach zwölfstündigem heißen Kampfe zwei feindliche Schiffe in den Grund sanken, während die anderen drei unter dem Schutze der Nacht entkamen (siehe Bild S. 198 und 199). Die dankbare Stadt ehrte den Sieger mit dem Admiralstab. Er sollte ihn nicht lange tragen. Im Jahre 1683 geleitete er die Hamburger Kauffahrer mit der Fregatte „Das Wappen von Hamburg" nach Kadiz und Malaga. Im Hafen von Kadiz brach am 30. Oktober auf der Fregatte Feuer aus. Die Mannschaft arbeitete unter Anweisung des Kapitäns mit allen Kräften, doch vergebens. Endlich gingen, wie Gustav Freytags Erzählung lautet, der Leutnant und die anderen Offiziere zum Kapitän und berichteten, daß das gute Schiff unmöglich gerettet werden könne, es sei die höchste Zeit, sich zu retten, wolle man nicht im Schiffe verbrennen oder mit demselben auffliegen; denn zwischen dem Feuer und dem Pulver sei nur noch ein Brett, einen Finger dick, übrig. Karpfanger aber, der das Schiff noch immer zu erhalten hoffte und seine Ehre höher als das Leben schätzte, befahl, daß man mit den Löschversuchen fortfahre, und erwiderte, er wolle mit dem Schiffe leben oder untergehen. Bald darauf kam das Pulver vorn im Schiff in Brand; da es aber naß war, so zischte es nur auf, brannte am Fockmast durch das Dach, und das Feuer flog den Mast und die Wanten hinauf in die Segel. Jetzt ergriff das Schiffsvolk die Flucht; was nicht in den Booten Platz fand, sprang über Bord, nur Karpfanger blieb an Bord, getreu seinem Diensteid. Den Tod erwartend, stand er, von Flammen umzüngelt, auf der Kommandobrücke (siehe Bild S. 200). Die Granaten der Kanonen lösten sich durch die Hitze von selbst, dann folgte ein dumpfer Schlag, das „Wappen von Hamburg" flog in die Luft, mit ihm sein treuer Kapitän. So starb ein Held; sein Tod zeigte, daß im deutschen Volke trotz seiner Ohnmacht doch noch Heldenkraft lebe; und eine Ahnung verkündete, daß in den alten Hansastädten aus der Nord- und Ostsee Handel und Schiffahrt wieder mächtig würden, wenn eine starke, einheitliche Staatsgewalt ihnen mit einer mächtigen Kriegsflotte Schutz und Schirm bieten werde. Und wir preisen uns glücklich, daß wir die Erfüllung der Ahnung schauen, und hoffen mit unserem Kaiser, daß die alte hanseatische Macht in nicht ferner Zeit vom deutschen Volke zurückgewonnen sei.

Von den großen Entdeckungen.

Vom Ende des 15. bis zum Aufgang des 16. Jahrhunderts schaute die Welt eine Reihe großer Ereignisse, welche den Völkern der Erde ihr Schicksal bestimmt haben und vor allem für die Deutschen von tiefgreifendem Einfluß gewesen sind: die Entdeckung neuer Seewege, durch die die Welt größer wurde, die Erfindung des Bücherdrucks, welche den Aufschwung des Geisteslebens so mächtig förderte, und die Reformation der Kirche, diese gewaltige Auferstehungstat, aus der ein neues Staats- und Gesellschaftsleben erblühte.

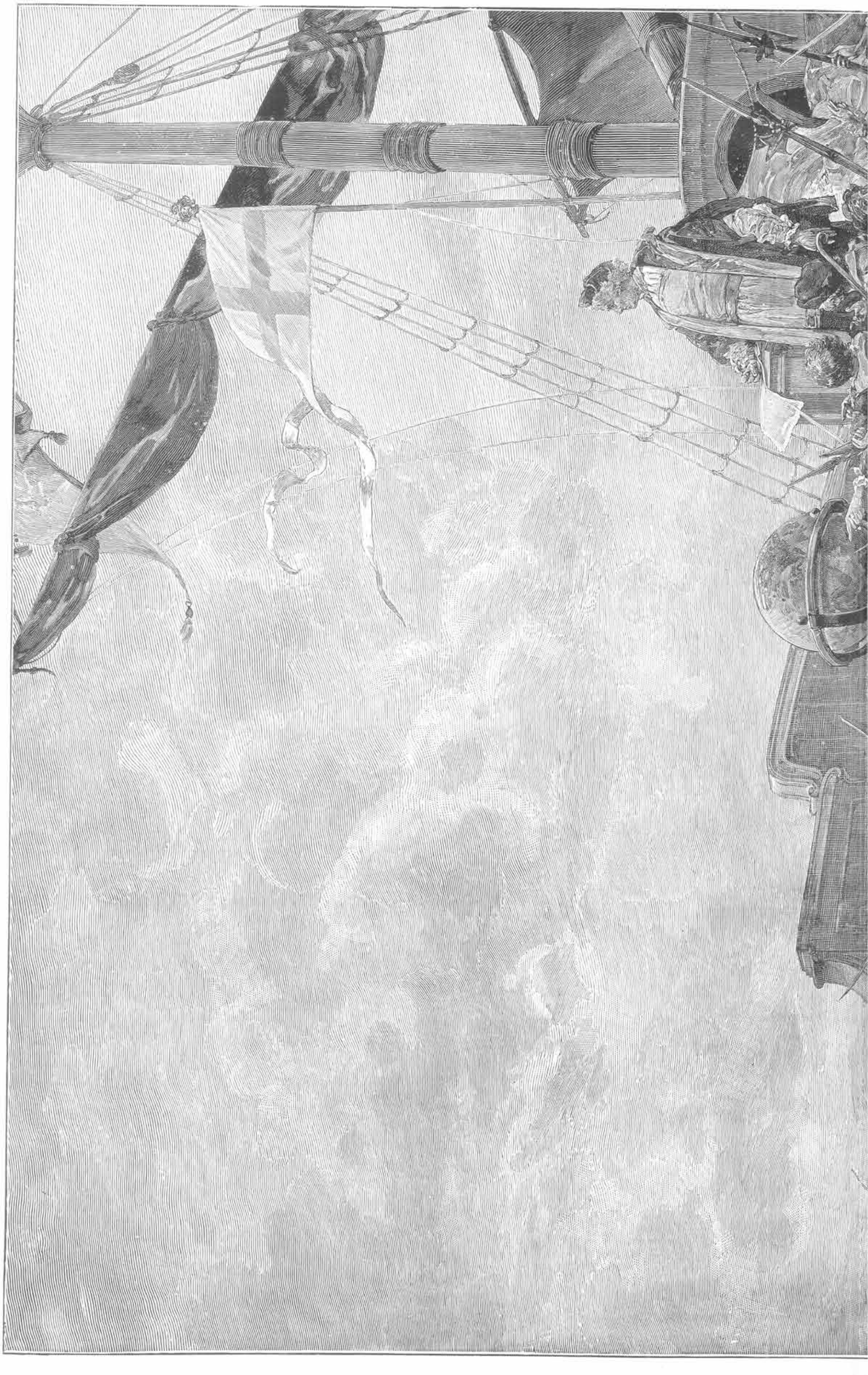
Der reiche Handelsverkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande wurde durch das gewaltsame Vordringen der osmanischen Türken allmählich vernichtet. Je mehr aber die alten Kulturstätten, die so lange die Brücke zwischen Ost und West gebildet hatten, dahinsanken, desto stärker erwachte das Bedürfnis, eine neue Verbindungsstraße, wenn möglich einen Seeweg, nach dem gepriesenen Indien zu entdecken. Und dieses Ziel wurde ein mächtiger Ansporn zu den kühnsten Seefahrten in weite, unbekannte Meere. Dazu kam, daß märchenhafte Erzählungen von reichen Wunderländern und geheimnisvollen Inseln die Phantasie lebhaft erregten und bei der damaligen Menschheit eine Abenteuerlust erzeugten, wie zur Zeit der Kreuzzüge, freilich mit dem Unterschiede, daß jetzt vornehmlich die Gier nach Gold und irdischer Glückseligkeit Triebfeder des Handelns wurde.

Den Portugiesen und Spaniern gebührt der Ruhm, die erstrebten Ziele verwirklicht zu haben. Prinz Heinrich von Portugal, genannt der Seefahrer, verfolgte den Gedanken, ob man nicht Afrika um-

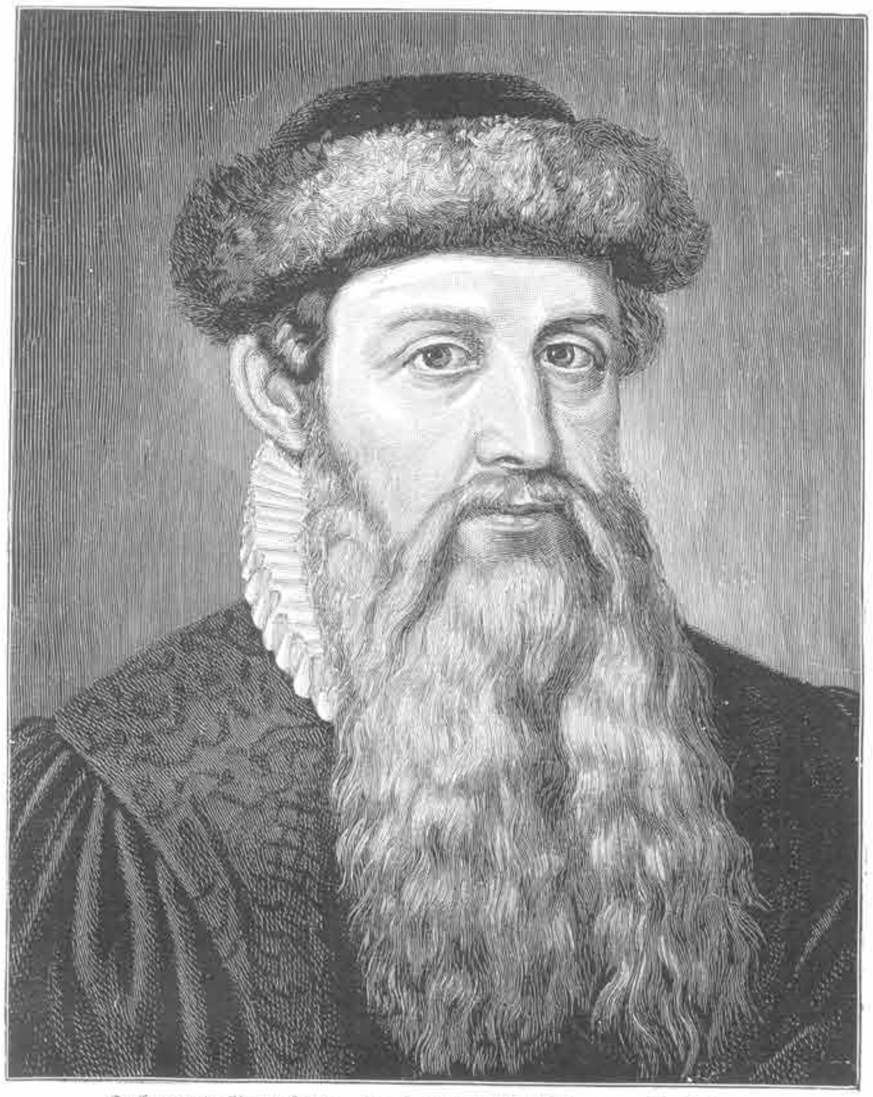
schiffen könnte, um so nach Asien zu gelangen. Den deshalb von ihm ausgesandten Schiffen glückte es, in den Jahren 1419—1460 die Inseln an der nördlichen Westküste Afrikas zu entdecken, ja bis nach Neuguinea vorzudringen. Durch Diogo Cão wurde im Jahre 1484 der Kongo gefunden; Bartholomäus Dias erreichte zwei Jahre darauf nach überaus stürmischer Fahrt die Südspitze Afrikas, die sein König voll freudigen Vertrauens Kap der guten Hoffnung nannte, und endlich gelang es Vasco da Gama, im Jahre 1497/98 den Erdteil zu umschiffen und zum erstenmal auf dem Seewege nach Indien zu kommen.

An der Entdeckungsfahrt des Diogo Cão nahm auch der Nürnberger Patrizierssohn Martin Behaim teil. Auf Handelsreisen nach Antwerpen und Venedig hatte ihn beim Anblick der buntbewimpelten Schiffe das Gefühl der Großartigkeit ergriffen, das in weiten Seefahrten liegt, und den Entschluß in ihm reifen lassen, hinauszusteuern in die unbekannte Welt. In Lissabon fand er den Mittelpunkt all der hochfliegenden Pläne, die den Schleier von dem „Meere der Finsternis“ zu heben versuchten, und er zeigte sich bald als ein würdiger Vertreter derselben. Wohl angeregt durch den berühmten Meister Johannes Müller (Regiomontanus), der in Nürnberg die Mathematik zu hoher Blüte brachte, verbesserte er ein wichtiges Instrument, das den Schiffern zum Messen der Höhenwinkel von Sonne, Mond und Sternen diente, und kurz darauf konnte er sein Werk auf den Fluten der afrikanischen Meere selbst erproben. — Im Jahre 1491 kehrte er für kurze Zeit nach Nürnberg zurück, und dann wurde wohl das Haus des würdigen Ratsherrn Michael Behaim öfters der Schauplatz eines fesselnden Bildes. Der alte Vater und ein Kreis von Gästen, darunter anmutige Damen, lauschten den Worten des weit gereisten Anverwandten, der ihnen seinen berühmten „Erdapfel“ oder ersten Erdglobus erklärte (siehe Bild S. 201). Nach diesem Besuch ließ sich Behaim dauernd in Lissabon nieder und starb dort im Jahre 1506.

Zu den Teilnehmern an den Guineafahrten der Portugiesen gehörte auch der seekundige Genuese Christoph



Kolumbus' Entdeckungsfahrt: Die Meuterei an Bord.



Johannes Gutenberg. Nach einem Gemälde von E. Hader.
Photographieverlag von Sophus Williams in Berlin.

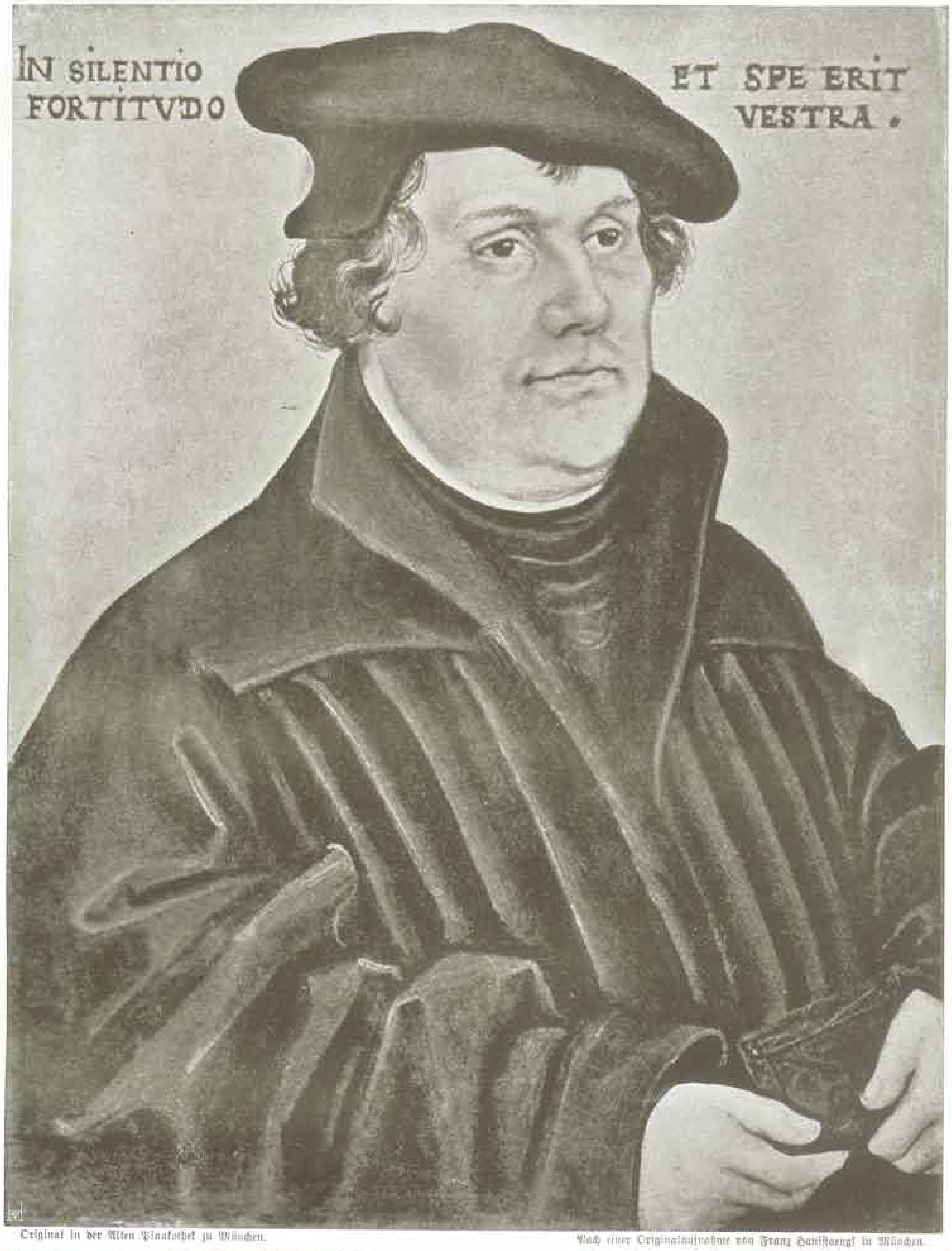
Kolumbus. Sein hochstrebender Sinn stand ebenfalls auf Ostasien; aber er glaubte, das Land seiner Sehnsucht auf einer Fahrt durch das große westliche Meer rascher und sicherer zu erreichen, als in der bisher versuchten südlichen Richtung. War er doch durch eingehende Studien von der Kugelgestalt der Erde überzeugt. Mancherlei Anzeichen, wie angeschwemmte Pflanzen und Früchte, die auf ein fernes Land hindeuteten, machten ihm seine Annahme zur zweifellosen Gewißheit, und darum suchte er mit Begeisterung und Zähigkeit für seinen Plan Unterstützung. Nach mancher Fehlbitte erlangte er sie endlich bei der Königin Isabella von Kastilien. Diese stellte ihm drei kleine Schiffe mit etwa hundert Mann Besatzung zur Verfügung; sie ernannte ihn zum Admiral aller Meere, die er durchsegeln, und zum Vizekönig aller Länder, die er entdecken würde, ja sie versprach ihm auch den zehnten Teil aller Einkünfte, die aus den entdeckten Ländern zu erwarten waren. Am 3. August 1492 segelte das kleine Geschwader aus dem Hafen von Palos ab, zunächst nach den Kanarischen Inseln, dann weiter gen Westen. 34 Tage lang sah man nun nichts als Himmel und Wasser. Je mehr die Entfernung von der Heimat wuchs, desto größer wurde die Aufregung des Schiffsvolkes; ja diese steigerte sich der Sage nach sogar zur Meuterei. Aber Kolumbus blieb unerschütterlich; mit eisernem Willen wußte er den Trotz der Widerspenstigen zu brechen und durch Verheißungen ihren Eifer neu zu entfachen. (Siehe Bild S. 202—203.) Endlich, in der Frühe des 12. Oktober, erscholl von dem vorausfahrenden Schiff ein Kanonenschuß und der Ruf: „Land, Land!“ Und alsbald stürzte unter lautem Jubelruf einer dem anderen in die Arme.

Nach Sonnenaufgang zeigte sich den spähenden Blicken ein schönes Eiland mit grünen Bäumen. Es war die Insel Guanahani, die später von Kolumbus zu Ehren des Erlösers San Salvator genannt wurde. Bald sprangen alle in die Boote, und unter rauschender Musik ruderte man der Insel zu. Als erster sprang Kolumbus ans Land, reich geschmückt, in der Uniform eines Admirals, und nahm es für seine Königin in Besitz. Damit war das große Werk vollbracht, und eine neue, unbekannte Welt der Menschheit erschlossen.

Aus der Zeit des ersten Bücherdrucks.

Auf keine Erfindung können wir Deutsche so stolz sein, wie auf die des Bücherdrucks. Welch ein Leben regte sich fortan in allen Klassen des Volkes! Die Geistesschätze der Nation blieben nicht mehr in die enge Klosterzelle gebannt, wo der fleißige Mönch mühsam Buchstaben malte, auch nicht mehr in die einsame Studierstube, wo der Gelehrte hinter seinen teuern Pergamenten grübelte; sondern was einzelne große Geister dachten, konnte in kurzer Zeit Gemeingut aller werden. Mit fliegenden Blättern und sauber gebundenen Büchern zog künftig der Drucker von Stadt zu Stadt; auf offener Straße schlug er seinen Stand auf, und für wenig Geld konnte der gelehrte Magister und der fahrende Schüler, wie auch der Mann aus dem Volke kaufen, was der fortschreitende Geist der Zeit an neuen Gedanken geschaffen. (Siehe untenstehendes Bild.) Wer wollte da nicht dankbar der Begründer der edlen Kunst gedenken? — Als Erfinder des Buchdrucks wird allgemein Johannes Gutenberg genannt. (Siehe nebenstehendes Bild.) Er entstammte der Familie der Gensfleisch, einem der ältesten und angesehensten Geschlechter von Mainz. Seine Mutter hieß Elsa „zum Gutenberg“, weshalb er auch als „Johannes Gensfleisch, der junge, genannt zum Gutenberg“ bezeichnet wird. Über seine Geburt läßt sich nichts Genaueres feststellen, wie er überhaupt der Nachwelt beinahe als ein verschleiertes Bild erscheint. In der Stadthausstraße zu Mainz steht ein Haus, das gewöhnlich das „Druckhaus zum Jungen“ genannt wird. Dort wurde im Jahre 1856 in einem verfallenen Keller ein Stück Eichenholz mit einem Schraubenloch und der eingeschnittenen Bezeichnung „J. G. 1441“ gefunden. Man hielt es für den Querbalken einer Gutenbergschen Druckerpresse und hätte somit einen Zeugen aus dem Leben unseres Erfinders gewonnen. Im übrigen aber hat erst die Forschung aus alten Urkunden über ihn und sein Werk notdürftig Licht verbreitet. Es wäre ein Irrtum, wollte man meinen, daß Gutenberg die Kunst der mechanischen Schriftvervielfältigung überhaupt erfunden habe; denn gedruckt wurde schon lange vor ihm, freilich nur mit Holzplatten und ohne Anwendung der Presse; man schnitt z. B. Bilder mit Text in einzelne Holztafeln ein und nahm dann von diesen zahl-

Deutscher Buchhandel im 16. Jahrhundert. Nach einer Originalzeichnung von A. v. Heyden.



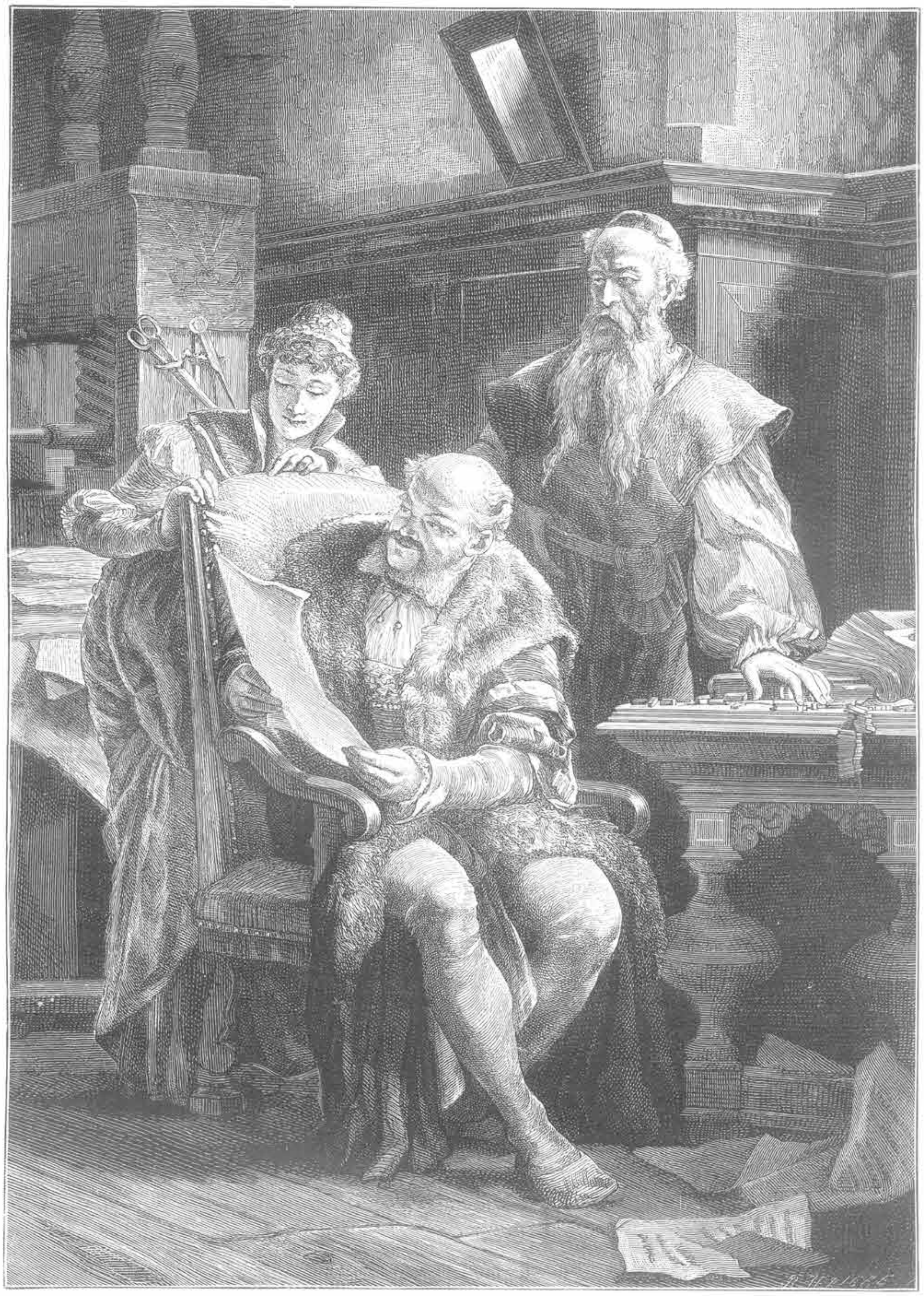
Original in der Alten Pinakothek zu München.

Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Dr. Martin Luther.

Nach einem Gemälde von Lukas Cranach.

reiche Abzüge; ja man stellte wohl auch Bücher her, indem man die leeren Rückseiten der bedruckten Blätter zusammenklebte. Das unsterbliche Verdienst Gutenbergs ist es aber, daß er bewegliche und zusammensetzbare, aus Metall gegossene Lettern erfand und so erst dem Druck eine ungeahnte Entwicklung vorzeichnete. Außerdem benutzte Gutenberg zum erstenmal eine Druckerpresse, die allerdings anfangs recht einfach gebaut war, aber doch weit schnelleren und schöneren Druck ermöglichte.



Gutenberg zeigt seinem Freunde Fust die ersten Druckbogen. Nach einer Originalzeichnung von L. Reiffenstein.

Von großer Bedeutung für den Fortgang seines Werkes wurde seine Verbindung mit dem reichen Mainzer Bürger Johann Fust, angeblich einem Goldschmied, die nach einem längeren Aufenthalt in Straßburg im Jahre 1450 zu stande kam. Mit Wohlbehagen prüfte Fust die ersten Druckbogen, die der ernste Gutenberg ihm und der Tochter vorlegte (siehe nebenstehendes Bild), und mit kluger Berechnung erkannte er wohl, daß die Erfindung reichen Gewinn versprach; darum streckte er laut Vertrag ihrem Schöpfer gegen sechs Prozent Zinsen die Summe von 800 Gulden vor und versprach, außerdem jährlich noch 300 Gulden für Löhne, Miete, Pergament, Papier und Druckfarbe zu zahlen; Gutenberg überließ ihm dafür als Pfand das herzustellende „Gezeuge", Schriftwerk, Geräte u. dergl. Zuerst druckte er allem Anschein nach kleinere Werke, weil sie größeren Absatz versprachen, z. B. die lateinische Grammatik des Donat und Ablaßbriefe. Bald aber begann er mit dem Druck der lateinischen Bibel, wozu freilich Fust zwei Jahre nach dem ersten Vertrage abermals 800 Gulden vorschießen mußte. Sie gestaltete sich aber auch zu einem Meisterwerk und zeigte, wie vollendet damals schon die Buchdruckerkunst war. Mitarbeiter bei diesem Unternehmen wurde im Jahre 1451 Peter Schöffer, der spätere Schwiegersohn Fusts. Er verbesserte z. B. die Buchstaben und veranlaßte eine bessere Legierung des Schriftmaterials. Nach fünf Jahren zerfiel Gutenberg mit Fust; dieser verlangte das aufgewendete Kapital mit Zinseszinsen zurück, und da Gutenberg nicht zahlen konnte, mußte er ihm all sein kostbares Material überlassen. Während nun Fust und Schöffer auf eigene Faust druckten, ging Gutenberg mit ungebeugtem Mut daran, unter Beihilfe anderer Gönner eine neue Druckerei zu errichten. Freilich blieb auch jetzt der goldene Lohn aus; aber in seinen letzten Lebensjahren hatte er wenigstens die Genugtuung, den Triumph seiner Kunst mit eigenen Augen zu sehen. Im Jahre 1468 starb er; sein Werk aber umspannte bald den ganzen Erdkreis.

Luther und die Reformation.

Jahrhundertelang hatte die Kirche alles geistige Leben der Nation in ihr finsteres Joch gespannt. Nur ihre Satzungen galten als Normen des religiösen und sittlichen Lebens, und jede freie Regung des Herzens oder Gewissens, die ihnen zuwiderlief, war eine Todsünde; alle Wissenschaft, jede Forschung wurde als greuliche Ketzerei verdammt, wenn sie nicht zur kirchlichen Lehre stimmte. Und gar fest schien dieses Lehrgebäude gegründet. Päpste und Konzilien, gelehrte Theologen und Philosophen hatten es mit Scharfsinn ausgebaut, ja, die sogenannten Scholastiker des Mittelalters suchten es sogar mit Aristotelischen und Platonischen Lehren zu befestigen. Freilich war oft recht kläglich zu schauen, wie diese Denker sich drehten und wandten, wie sie spitzfindig klügelten und an den Worten klaubten, um ihr besseres Wissen in unverfängliche Form zu kleiden oder der Kirchenlehre anzupassen, aus Furcht, dem Ketzergericht zu verfallen. Kein Wunder, daß ihre Geistesarbeit vor allem ein totes Stöbern in alten Büchern und ein Zusammentragen von Zitaten war, eine Tätigkeit, deren Spuren sich den gelehrten Mönchen unseres Bildes S. 206 so charakteristisch aufgeprägt haben.

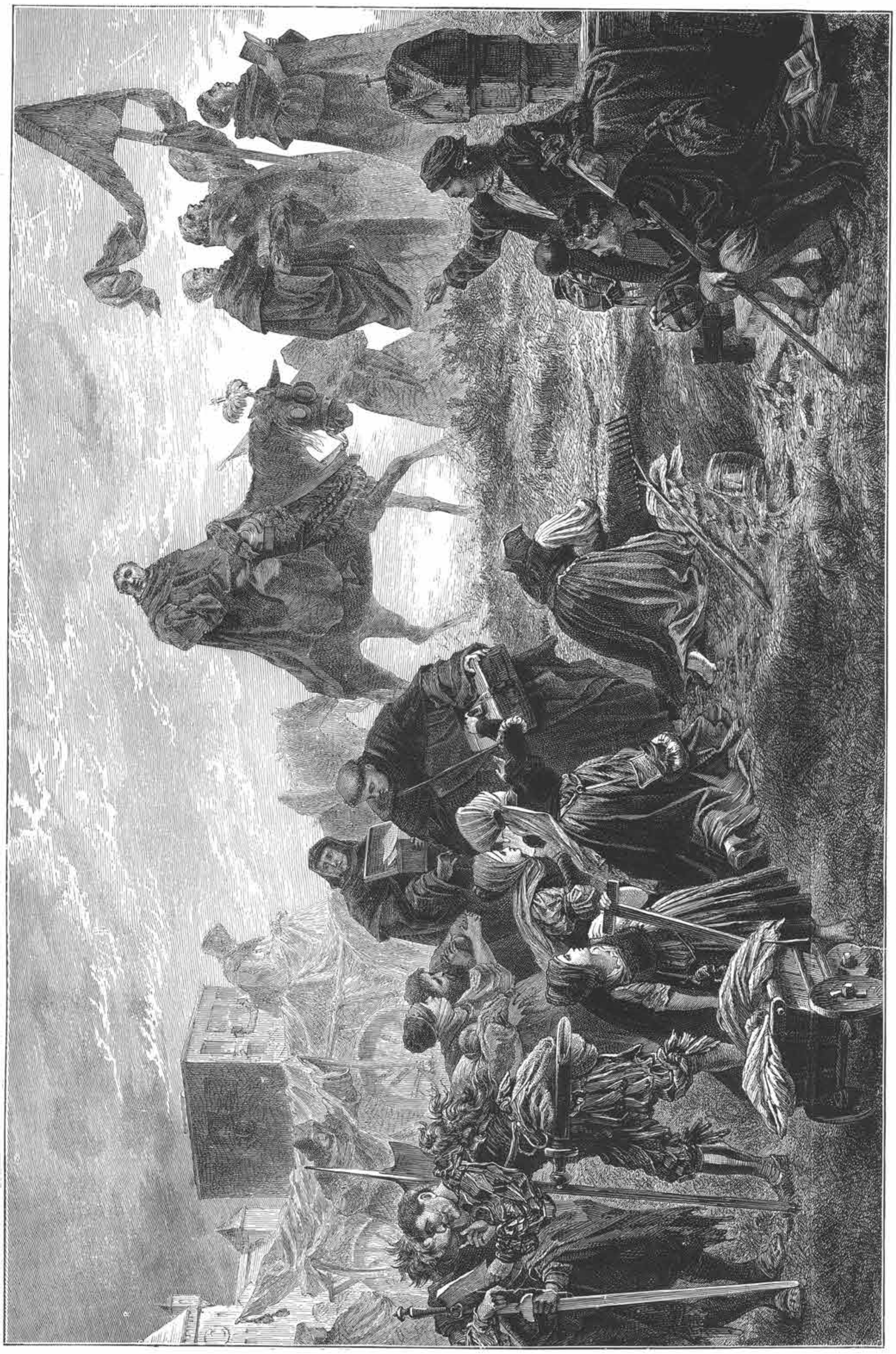
Aber der stolze Bau der Kirche begann dennoch zu wanken, trotz allen gelehrten Rüstzeugs. Schon die Stürme, die einst durch einen Wiclef, einen Hus heraufbeschworen waren, hatten an seinen Grundfesten gerüttelt, und jetzt, hundert Jahre später, brach es durch einen

Auf der Schwelle der Reformationszeit: Luther und die Bibel.
Nach einem Gemälde von W. Lindenschmit.

Auf der Schwelle der Reformationszeit: Scholastische Studien.
Nach einem Gemälde von W. Lindenschmit.

Luther (siehe Einschaltbild) wie ein Gewittersturm herein und stürzte das morsche Werk. Über den Trümmern aber wehte ein neuer Geist, der Geist der Freiheit, und auf dem festeren und reineren Grunde der heiligen Schrift wuchs ein neues Haus empor.

Luther und die Bibel. Welch ein Unterschied zwischen seinem tiefen und leuchtenden Blick und dem Auge jener Scholastiker! (Siehe Bilder S. 206.) Was wäre aber auch er, was sein Werk ohne die Bibel geworden! Im Jahre 1505 war der einst so hurtige und fröhliche zweiundzwanzigjährige Gesell ins Augustinerkloster zu Erfurt eingetreten. Was er dort suchte, war das Heil und die Gerechtigkeit vor Gott. „Wie kann ich fromm werden, wie kann ich einen gnädigen Gott kriegen?“ hatte sein Herz in friedlosem Ton immer vernehmbarer gefragt, und nach den Lehren der Kirche konnte die Antwort nicht zweifelhaft sein. „Du mußt ein Mönch werden, du mußt den Versuchungen der Welt entfliehen, um in der Stille der Klosterzelle als ein neuer Mensch zu leben.“ Das war der immer wiederkehrende Schlußsatz seiner Überlegungen gewesen. Und er wurde „ein Mönch ohne Klage; er tat es im Lesen, Disputieren, Fasten und Beten allen weit zuvor, er quälte sich mit Kasteien, Wachen und Frieren, er zermarterte und zerplagte seinen Leib“. (A. E. Berger, Martin Luther.) Hoffte er doch, auf diese Weise die Gotteskindschaft zu erringen; denn so lehrte es ja die Kirche. Aber der Frieden wollte nicht kommen, sondern immer tiefer bohrte sich der Stachel des Schuldgefühls. Überall sah er Sünde, überall das Bild des rächenden Gottes. In solcher Mühsal studierte er eifrig die Scholastiker; denn er wollte klar werden über sein Verhältnis zu Gott; aber sie ließen ihn im Dunkel. „Gottes Gnade ist für den Gerechten wohl ein Wahrscheinliches, aber in Wirklichkeit ein völlig Ungewisses,“ gaben sie zur Antwort. Und war er denn gerecht? — Da drängte ihn ein unbestimmtes Gefühl zur Bibel hin, die ihm schon früher einmal, als er noch Student der Rechte war, unverhofft Erquickung bereitet hatte. Doch auch sie brachte ihm vorerst nicht das erlösende Licht, weil er sie gewissermaßen noch mit verbundenen Augen las. Er sah in ihr vor allem das furchtbare Wort: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott!“ oder fand nur das, was „das Papsttum hineingelesen hatte“. Endlich nahm ihm sein gelehrter Ordensvikar, der milde Johann v. Staupitz, die Binde von den Augen.



Tetzels Ablaßzug. Nach einem Original von K. Häberlin. (Text S. 208)

„Gott ist gütig und barmherzig; denn er hat seinen eingeborenen Sohn für uns dahingegeben, der nicht gekommen ist um der Gerechten, sondern um der Sünder willen; nicht wir können durch Opfer und verdienstliche Werke Vergebung unserer Sünden erringen, sondern diese Vergebung ist durch Christum uns erworben worden. Und darum hat auch die Buße des Menschen für seine Sünden nicht zu beginnen mit der Furcht vor der Strafe, sondern mit der Liebe zu Gott, dessen Gnade die Sünder gerecht macht in Christo.“ So etwa redete er freundlich zu Luther. Da fühlte dieser plötzlich den Frieden, den er so lange ersehnt, und entdeckte nun in der heiligen Schrift einen Trost-

Luther schlägt seine Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg an. (Text S. 210)
Nach einer Originalzeichnung von G. Spangenberg.

Vor der Schloßkirche zu Wittenberg. Nach einer Originalzeichnung von G. Franz. (Text S. 210)

quell nach dem anderen. Alle ließen zusammen in dem Bekenntnis des Paulus: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." — Bald darauf, als er auf Veranlassung von Staupitz aus dem Erfurter Kloster in den Wittenberger Konvent versetzt worden war, mit der Verpflichtung, an der von Kurfürst Friedrich dem Weisen (siehe Einschaltbild) neu gegründeten Universität zu lehren, hielt er Vorlesungen aus der heiligen Schrift und befleißigte sich, seinen Zuhörern „den Kern der Nuß, das Mark des Weizens und das Mark der Knochen" darzubieten. Selbst Professoren saßen zu seinen Füßen und staunten über des jungen Lehrers Schriftkenntnis. „Der Mönch wird alle Doktoren irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformieren; denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schriften und stehet auf Jesu Christi Wort." So rief der Rektor der Universität prophezeiend aus. Was Wunder, daß Luther im Jahre 1512 zum Doktor der heiligen Schrift ernannt wurde; was Wunder, daß er auch öffentlich Gottes Wort predigen mußte! — Und später, als die Vorsehung den jungen Doktor aus der stillen Klosterzelle herausrief zum Kampfe gegen Irrtum und Menschensatzung, da wurde ihm die Bibel die Rüstkammer, aus der er seine Waffen holte, und zugleich die Fundgrube, die ihm immer neue Bausteine zu seinem Reformationswerke lieferte.

Dieses begann nach allgemeiner Annahme im Jahre 1517. Zu jener Zeit hatte um Wittenberg herum der Dominikanermönch Johann Tetzel, ein unwissender Mensch von bedenklicher Vergangenheit, feierlich angekündigt, daß er käme, um für Geld Ablaß zu verkaufen. Dieser war von Papst Leo X. ausgeschrieben worden, damit Mittel zur Vollendung der Peterskirche in Rom zusammenkämen. Für schnödes Geld wollte er den Gläubigen, die nicht hinreichend gute Werke verrichtet hatten, aus dem Schatz der „überflüssigen guten Werke" des Herrn Jesus, der Jungfrau Maria und der Heiligen das Fehlende zuwenden. Also Gnade um Geld, das war der Kern des Ablasses. Für Deutschland wurde der lebenslustige Erzbischof Albrecht von Mainz der Oberkommissar des schmählichen Handels; dafür sollte er die Hälfte der eingetriebenen Gelder erhalten. Sein Hauptwerkzeug wiederum war Tetzel. Wo dieser mit seiner Ablaßware hinkam, da zogen ihm Priester und Mönche, Lehrer und Schüler, Männer und Weiber entgegen. Hoch zu Roß ritt Tetzel einer großen eisernen Truhe voraus, die seine klingenden Schätze barg, und seine Begleiter verkauften schon unterwegs die Ablaßzettel (siehe Bild S. 207). Meist wurde er unter Gesang und Glockengeläute, mit Fahnen und brennenden Kerzen feierlich in die Kirche geleitet, und hier begann nun das Hauptgeschäft. Neben der Truhe pflanzte er ein rotes Kreuz und eine seidene Fahne auf, die das päpstliche Wappen trug, und marktschreierisch pries er seine Ware an. Ein Meineid kostete neun, ein Mord acht, ein Ehebruch sechs Dukaten. Wie schändlich er verfuhr, sagt uns am besten ein Brief Luthers. Da heißt es: „Indes kommt für mich, wie der Tetzel hätte gepredigt greuliche, schreckliche Artikel, als: das rote Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen, in den Kirchen aufgerichtet, wäre ebenso kräftig als das Kreuz Christi. Item, wenn St. Peter jetzt hier wäre, hätte er nicht größere Gnade noch Gewalt, denn er hätte. Item, er hätte mit Ablaß mehr Seelen erlöst, als St. Peter mit seinen Predigten. Item, wenn einer Geld in den Kasten legte für eine Seele im Fegefeuer, sobald der Pfennig auf den Boden falle und klinge, so führe die Seele heraus gen Himmel. Item, die Ablaßgnade wäre eben die Gnade, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt wird. Item, es wäre nicht not, Reue noch Leid oder Buße für die Sünde zu haben, wenn einer den Ablaß oder die Ablaßbriefe

Luthers Volkspredigt zu Möhra. Nach einer Originalzeichnung von E. Peterssen. (Text S. 214)

Luther in Augsburg vor Cajetan 1518. Nach einem Gemälde von W. Lindenschmit. (Text S. 211)

kaufet, und verkaufet auch künftige Sünde." — Auch in nächster Nähe Wittenbergs, in Jüterbogk, hielt Tetzel seinen Kram, und viele Wittenberger liefen hin und kauften sich Ablaß. So konnte denn Luther an seinen eigenen Beichtkindern die schädliche Wirkung beobachten. Er predigte darum gegen den Ablaß, er vermahnte und bat, ja er schrieb auch an den Erzbischof von Mainz, er möchte dem „Tetzel Einhalt tun und solch ungeschickt Ding zu predigen wehren", doch vergebens. Er erhielt keine Antwort, und der Ablaßschacher dauerte weiter.

Da fuhr etwas wie heiliger Zorn durch Luthers Seele, und in der Mittagsstunde des 31. Oktober 1517 schlug er an die Schloßkirchentür 95 Streitsätze wider den Ablaß (siehe Bild S. 208), „aus Liebe der Wahrheit und aus dem Streben, dieselbe ans Licht zu stellen".

„Da unser Meister und Herr Jesus Christus spricht: Tut Buße, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete und unaufhörliche Buße sein solle. — Der Papst will noch kann nicht einige andre Pein erlassen, als die, die er seines Gefallens oder laut der Kanonum, d. i. päpstlicher Satzungen, auferlegt hat. — Deshalb irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Pein los werde und selig. — Die werden samt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. — Sagen, daß das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, so viel vermöge, wie das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung." So und ähnlich lauteten die vornehmsten Sätze.

Welch große Tat Luther damit vollbracht hatte, ahnte er selbst noch nicht. Eine gewaltige Bewegung bemächtigte sich der Geister, als man am andern Tage, dem Fest Allerheiligen, die kühnen Worte las (siehe Bild S. 208). Und diese Bewegung verbreitete sich rasch über Wittenberg hinaus. „Ehe vierzehn Tage vergingen," erzählt ein Zeitgenosse, „waren die Sätze das ganze Deutschland und in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer. Es glaubt kein Mensch, was für ein Gerede davon wurde." Die Ängstlichen baten Luther, fortan stille zu schweigen, darunter auch sein Kurfürst Friedrich der Weise, dem jeder Kampf zuwider war. Andere jubelten auf und priesen laut Luthers kühnes „Dreingreifen"; denn sie ahnten, daß sie durch solche Lehre das erlangen würden, was sie in der Kirche mit ihren Satzungen bisher vergeblich gesucht hatten: den Frieden mit Gott und ihrem Gewissen. Die dritten endlich, so z. B. Tetzel, schäumten auf vor Wut und Haß wider den vermessenen Mönch, der es wagte, anderer Meinung zu sein als des Papstes Majestät, und forderten auf, den vermaledeiten Ketzer zu verbrennen, wie einst dem Hus geschehen. Luther blieb dem Ruhm gegenüber demütig, aber auch furchtlos gegen die Feinde.

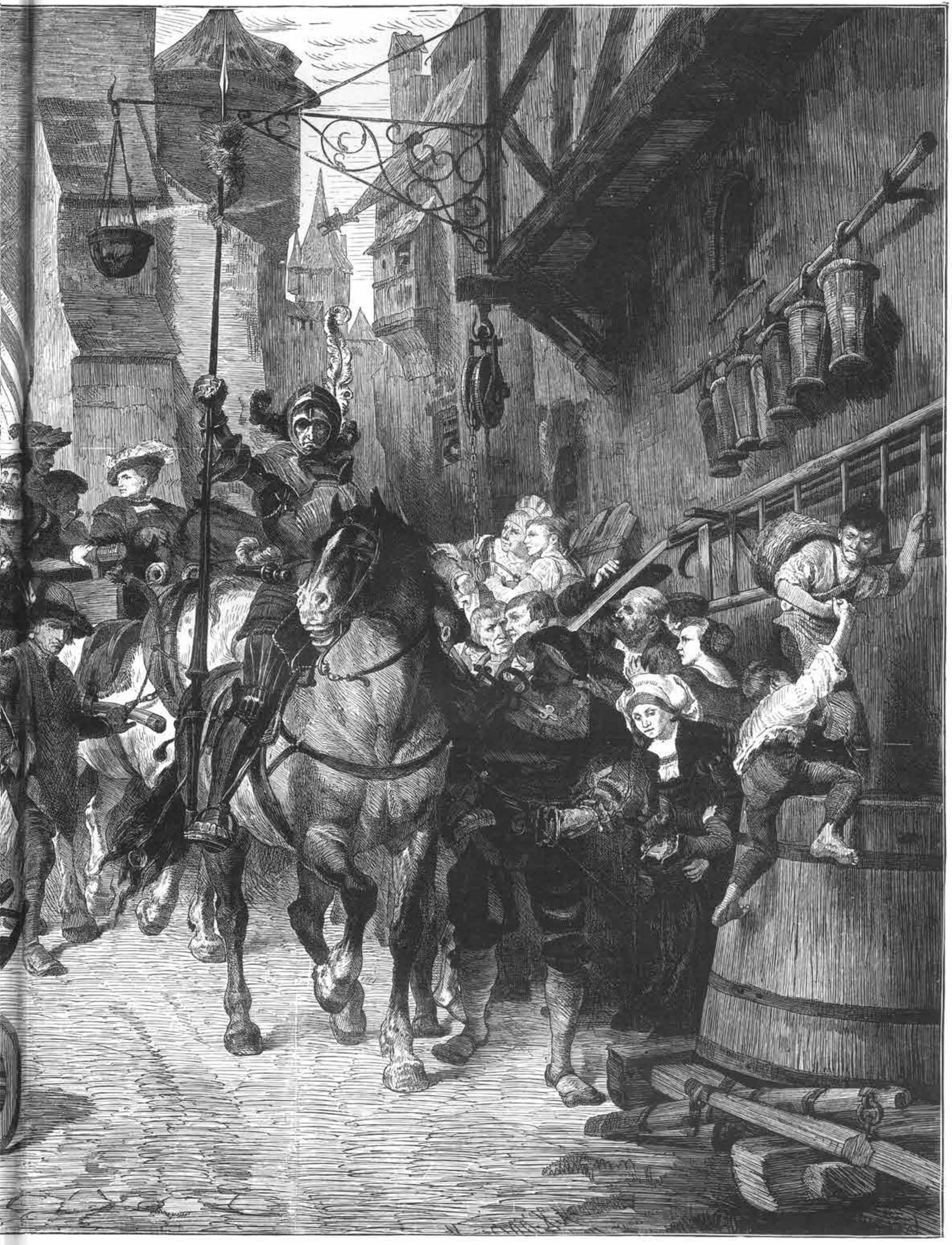
Luthers Einzug in Worms. Nach eine

Zur Begründung seiner Sätze schrieb er den „Sermon von Ablaß und Gnade" und „Resolutionen" oder Schlußsätze. Beides sandte er mit einem ehrfurchtsvollen Schreiben an den Papst, in der kindlichen Zuversicht, daß dieser der auf Gottes Wort gegründeten Wahrheit die Ehre geben würde. Törichte Hoffnung! Als Antwort erhielt Luther den strengen Befehl, binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen und sich

wegen seiner „Ketzerei“ zu verantworten. Schwerlich wäre er dort dem Tode entgangen, hätte er gehorcht. Das befürchtete auch der Kurfürst und erwirkte darum einen zweiten Befehl, der Luther vor den seinem Reisegefährten. Er warf sich vor dem Kardinal ehrerbietig zur Erde und bat ihn demütig um Belehrung, wenn er etwas Unbedachtes vorgebracht habe. Cajetan empfing ihn gnädig und höflich, verlangte aber ein Dreifaches von ihm: den Widerruf seiner Irrtümer, das Versprechen, sich auch in Zukunft derselben zu enthalten, und die Versicherung, den Frieden der Kirche weiterhin nicht mehr zu stören. Luther bat darauf, ihm seine Irrtümer aus der Schrift nachzuweisen; doch der Kardinal berief sich immer nur auf die Verordnungen der Päpste. Er sah wohl ein, daß er den gelehrten Mönch, „diese deutsche Bestie mit tiefsinnigen Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopfe“, wie er sich auszudrücken beliebte, mit Waffen des Geistes nicht überwinden könnte. Schließlich drohte er mit dem Bannfluch und erhob sich unter den Worten: „Komm mir nicht mehr unter die Augen, es sei denn, daß du widerrufest!“

Luther wußte genug, und seine Freunde fürchteten für seine Sicherheit. Darum taten sie ihn am 20. Oktober bei Nacht heimlich durch ein „klein Pförtlein“ der Stadtmauer und drängten zu schneller Flucht. „Dr. Staupitz“, erzählt er selbst, „verschaffte mir ein Pferd, und der Rat gab mir einen alten Ausreuter mit, der die Wege wußte. Da ritt ich ohne Hosen, Stiefeln, Sporn und Schwert und kam bis gen Nürnberg. Den ersten Tag ritt ich acht Meilen, und wie ich des Abends in die Herberge kam, war ich so müde, stieg im Stalle ab, konnte nicht stehen und fiel stracks in die Streu.“ Ende Oktober erreichte Luther Wittenberg, ein müder Flüchtling, über dem das Verhängnis des Bannes schwebte, und doch ein Sieger.

Drei Jahre später sehen wir ihn abermals auf bedeutsamer Reise außerhalb Wittenbergs. Aber wie ganz anders sind in der kurzen Zwischenzeit die Verhältnisse geworden! Luther hatte die große Verderbtheit der Kirche, die ihn zum erstenmal auf seiner Reise nach Rom im Jahre 1511 mit tiefem Entsetzen erfüllt hatte, immer deutlicher erkannt und sie darum durch scharfe Angriffe, zum Beispiel in den beiden Schriften „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ in ihrem innersten Lebensmark getroffen, das



m Gemälde von R. Weigand. (Text S. 212)

päpstlichen Gesandten Cajetan nach Augsburg beschied. Luther ging, trotzdem ihn seine Freunde ernstlich warnten. Am 7. Oktober kam er in Augsburg an, und am 12. erschien er zum erstenmal vor Cajetan, der von allerlei Italienern umgeben war (siehe Bild S. 209). Luther selbst war begleitet von dem Karmeliterprior, in dessen Kloster er Herberge gefunden hatte, und zwei Mönchen, seinem Freund Link und

heißt, ihre Gültigkeit als herrschende Macht untergraben, ihre Heilslehre an der heiligen Schrift geprüft und verworfen; er konnte nicht mehr ihr Jünger heißen. Auch äußerlich war er von ihr getrennt; aus ihrer Mitte ausgestoßen, hatte er im Jahre 1520 die päpstliche Bannbulle öffentlich verbrannt. Und doch stand er nicht allein, sondern die Augen und Herzen von Tausenden hingen an ihm, dem Reformator, dem

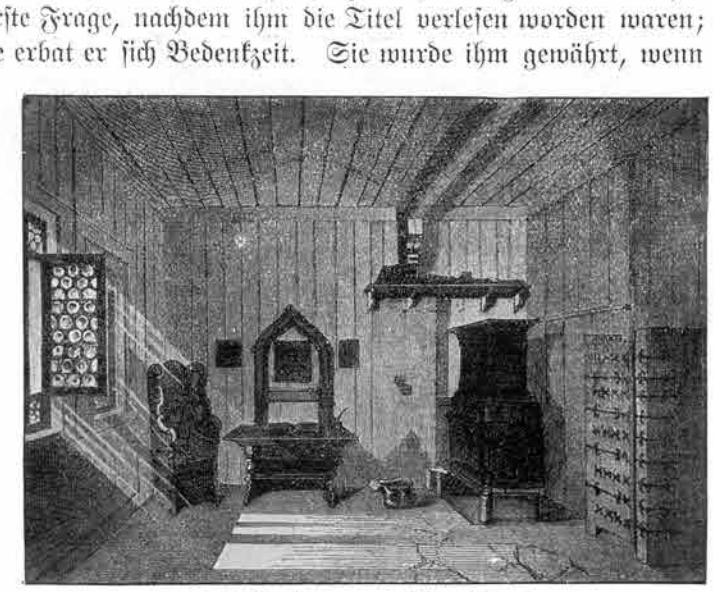
Luthers Ankunft auf der Wartburg. Nach einem Gemälde von P. Thumann. (Text S. 214)

deutschen Manne, dessen Gestalt „immer mächtiger und unbegreiflicher, immer verehrungswürdiger und vertrauenheischender“ emporwuchs. Wird es ihm gelingen, sein kühnes Werk zu Ende zu führen?

Am 6. März 1521 erließ der junge Kaiser Karl V. (siehe Einschaltbild), von dem das deutsche Volk in jenem Zustand allgemeiner Spannung viel erhoffte, einen Befehl „an den ehrsamen, lieben, andächtigen Dr. Martin Luther“, daß er binnen 21 Tagen in Worms vor Kaiser und Reich erscheinen sollte. Zugleich wurde ihm, dem Gebannten, kaiserliches Geleit zugesichert. Luther trat am 2. April mit einigen Freunden die Reise an, obgleich ganz Wittenberg ihn zurückhalten wollte. Die Fahrt glich oft einem Triumphzuge; Volk und Gelehrte, Städte und Dörfer wetteiferten, ihn zu ehren. Doch warnte man ihn auch und verwies auf den Tod des Hus. Dann antwortete er wohl: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen!“ Am Vormittag des 16. April zog Luther in Worms ein, nachdem ein Trompetenstoß des Domtürmers seine Ankunft verkündigt hatte. Reiter Franz v. Sickingens gaben ihm das Geleit, und voran ritt der kaiserliche Herold Kaspar Sturm. (Siehe Bild S. 210—211.) Eine tausendköpfige Menschenmenge flutete Luther entgegen und umwogte den Wagen. Männer und Frauen, Kinder und Greise, Priester und Laien, alle begehrten den berühmten Gottesmann zu schauen, und in seiner Herberge ließ der Strom der Besucher nicht nach bis in die Nacht hinein. Als er endlich allein war, schüttete er sein übervolles Herz im Gebet aus.

Luther als Junker Georg.
Nach einem Holzschnitt von Lukas Cranach.

Schon am andern Tage Nachmittags 4 Uhr wurde Luther vom Herold abgeholt, um vor Kaiser und Reich zu erscheinen. Das Volk staute sich in den Straßen, und erst um 6 Uhr erreichte man auf Umwegen den Sitzungssaal. Frohen Mutes, gestärkt durch heißes Gebet, und gehoben durch die Begeisterung der Menge, betrat Luther den Saal; aber beklommen und etwas unbeholfen, ein weltscheuer Mönch, äußerlich ein Bild zum Erbarmen, stand er jetzt vor der glänzenden Versammlung. Der Offizial des Erzbischofs von Trier fragte ihn, ob er die vor ihm liegenden Schriften als die seinigen anerkenne, und ob er ihren Inhalt auch weiterhin aufrecht zu erhalten gedenke. Luther bejahte die erste Frage, nachdem ihm die Titel verlesen worden waren; für die zweite erbat er sich Bedenkzeit. Sie wurde ihm gewährt, wenn auch ungern. Am nächsten Tage um dieselbe Stunde gab er dem erlauchten Reichstag seine Antwort, doch nicht mehr zaghaft, sondern ruhig und fest, stolz und klar, in wohlgesetzter lateinischer Rede, dann



Das Lutherzimmer auf der Wartburg.

Original in der Kgl. Gemälde-Galerie zu Berlin. Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Friedrich III. der Weise, Kurfürst von Sachsen.

Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer.

noch einmal in deutscher Sprache. Wohl zollten ihm viele der Stände Beifall; aber Kaiser und Kirche wollten ja nicht mit ihm disputieren, sondern verlangten eine kurze Antwort, „ohne Hörner und Zähne“, ob er die ihm bezeichneten Irrtümer widerrufen wolle. Da wuchs ihm die Kraft, und mit fester Stimme bekannte er: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papste noch den Konzilien allein, dieweil am Tage liegt, daß sie öfters geirrt und sich widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften, und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort; widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist!“ Eine stürmische Bewegung ging durch die Versammlung, so ungeheuerlich fand man die Antwort, und der Kaiser sprang empört auf. Aber Luther blieb „wie ein harter Fels“, und ein Gebet drängte sich auf seine Lippen, stolz und demutvoll zugleich: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir, Amen!“ — Viele Herzen hatte Luther durch sein kühnes Bekenntnis gewonnen, auch unter den Fürsten und Herren. Seine Freunde jubelten, und er selbst rief triumphierend, als er wieder in seiner Herberge angekommen war: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!“

Das Lutherhaus in Eisenach

Wohl war er für den Augenblick „hindurch“. Doch was sollte es nun werden? Der Kaiser war fest entschlossen, Gut und Leib, Leben und Seele einzusetzen wider die Ketzerei. Wohl hielt er Luther das versprochene Geleit und bewilligte ihm seinen Abschied; doch unterm 26. (8.) Mai sprach er durch das sogenannte „Wormser Edikt“ die Reichsacht über ihn aus: „Niemand soll Luther hausen, höfen, ätzen, tränken noch enthalten, noch ihm mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich keinerlei Hilfe, Anhang, Beistand noch Fürschub beweisen, sondern ihn, wo sie sein mächtig würden, gefänglich annehmen und wohl verwahrt an kaiserliche Majestät schicken. Seine Mitverwandten, Anhänger, Enthalter, Fürschieber, Gönner und Nachfolger soll jedermann niederwerfen und fahen und ihre Güter zu handen nehmen und zu eigenem Nutz behalten. Seine Bücher soll niemand kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben, drucken oder abschreiben und drucken lassen, sondern von allen Menschen abthun und vertilgen.“ — Luther war unterdessen am 26. April von Worms abgereist, nach Eisenach zu. Von dort aus begab er sich mit zwei Begleitern in das Dörfchen Möhra. Hier hatte einst sein Vater Hans Luther mit seiner Ehefrau Margarete gewohnt, ehe er im Jahre 1483 als armer Bergmann nach Eisleben und dann nach Mansfeld zog; hier lebten noch

Luther, die Bibel verdolmetschend. Nach einem Gemälde von G. Spangenberg. (Text S. 214)

Luthers Trauung. Nach einem Gemälde von P. Thumann.

die elterlichen Verwandten. Luther kehrte bei seinem Oheim Heinz ein und soll während dieses Aufenthalts auf freiem Felde eine Volkspredigt gehalten haben. (Siehe Bild S. 208.)

Am 4. Mai brach Luther wieder von Möhra auf und reiste durch den Thüringer Wald in der Richtung nach Gotha. Als er aber nicht weit von dem Schlosse Altenstein in einen Hohlweg kam, brachen plötzlich etliche verkappte Ritter aus dem Walde hervor. Sie rissen Luther aus dem Wagen und warfen ihm einen Reitermantel über, setzten ihn dann auf ein Pferd und sprengten mit ihm davon. Es waren der Schloßhauptmann Hans v. Berlepsch und einige andere Ritter, die vom sächsischen Kurfürsten den Auftrag erhalten hatten, Luther auf die Wartburg in Sicherheit zu bringen; denn der edle Fürst ahnte wohl, was kommen würde. Um Mitternacht trafen sie auf der Wartburg ein und führten den scheinbar Gefangenen in ein einsames Gemach. (Siehe Bild S. 212.) Fortan wurde Luther als ein „Junker Georg" behandelt. Er erhielt ritterliche Kleidung, auch Sporen und Schwert und ließ sich Bart und Haupthaar wachsen (siehe Bild S. 212); mit Rittern und Knappen mußte er sogar auf die Jagd reiten. Die Welt aber hielt ihn für tot, unter Frohlocken die einen, unter Wehklagen die anderen.

Welche Gedanken mögen Luther bewegt haben, wenn er von den Zinnen der Burg hinabschaute auf Eisenach, „seine liebe Stadt", wo er einst als armer Kurrendeschüler vor den Türen gesungen hatte, und wo ihm dann im Hause der Frau Ursula Cotta ein trautes Heim bereitet wurde; welche Gedanken auch, wenn er an Wittenberg und sein Reformationswerk dachte! Um dieses auch in der unfreiwilligen Mußezeit zu fördern, ging er daran, die heilige Schrift aus dem Lateinischen in sein liebes Deutsch zu übertragen; denn sein sehnlicher Wunsch war schon längst, „es wäre dieses Buch in aller Zungen, Hände, Augen, Ohren und Herzen". Noch auf der Wartburg wurde die Übersetzung des neuen Testamentes vollendet, und schon am 21. September 1522 erschien sie unter dem Titel: „Das neue Testament. — Deutsch. — Wittenberg." Nach und nach folgten auch die einzelnen Bücher des alten Testamentes, wobei Luther von mehreren Freunden, besonders von Melanchthon (siehe Einschaltbild) treulich unterstützt wurde (siehe Bild S. 213), bis im Jahre 1534 das große Werk ganz vollbracht war.

Es ist eine schwere Arbeit gewesen, aus der fremden Sprache, neben dem Lateinischen auch aus Griechisch und Hebräisch, immer den geeigneten deutschen Ausdruck so zu finden, daß selbst das Volk ihn verstehe. Luther erzählt selbst: „Es ist uns oft wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Lieber, wie es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird nicht gewahr, welche Wakken und Klötze da gelegen haben." Aber Segen war der Mühe Preis. Wer nur deutsch lesen konnte, „Schuhmacher, Weiber, alles Laiengesindel las mit der größten Gier", berichtet ein katholischer Zeitgenosse Luthers. Welch ein Gewinn mag der Reformation daraus erwachsen sein, ganz abgesehen von dem Dienst, der auch der deutschen Sprache damit erwiesen wurde!

Während Luther auf der Wartburg noch in sein Übersetzungswerk vertieft war, gewannen in Wittenberg bedenkliche Verwirrungen die Oberhand. Der Universitätsprofessor Carlstadt und einige Schwarmgeister, die aus Zwickau vertrieben worden waren, versuchten in stürmischer Weise den alten Gottesdienst umzuändern. Sie schafften die Messe ab, teilten das Abendmahl nur in beiderlei Gestalt aus, eiferten gegen das Zölibat der Priester und wandten sich schließlich mit offener Gewalt wider den Bilder- und Reliquiendienst. Die Freunde Luthers konnten dieser Bewegung nicht Einhalt tun und baten ihn darum dringend, nach Wittenberg zurückzukehren. Er stimmte zwar sachlich in vielen Punkten mit Carlstadt überein, war aber gegenüber den alten Gebräuchen der Kirche zur Schonung geneigt und sah deshalb gar wohl die Gefahr, die einer ruhigen Fortentwicklung der Reformation drohte. Darum verließ er seinen Zufluchtsort, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, ja entgegen dem ausdrücklichen Wunsche des Kurfürsten, der um sein Leben bangte. Luther war überzeugt, daß Gott ihn jetzt auf den Plan nach Wittenberg rufe. Anfang März kam er dort an. Rasch verwandelte sich der Junker Jörg in den Bruder Martin, und durch eine Reihe ernster und wuchtiger Predigten wurden die erregten

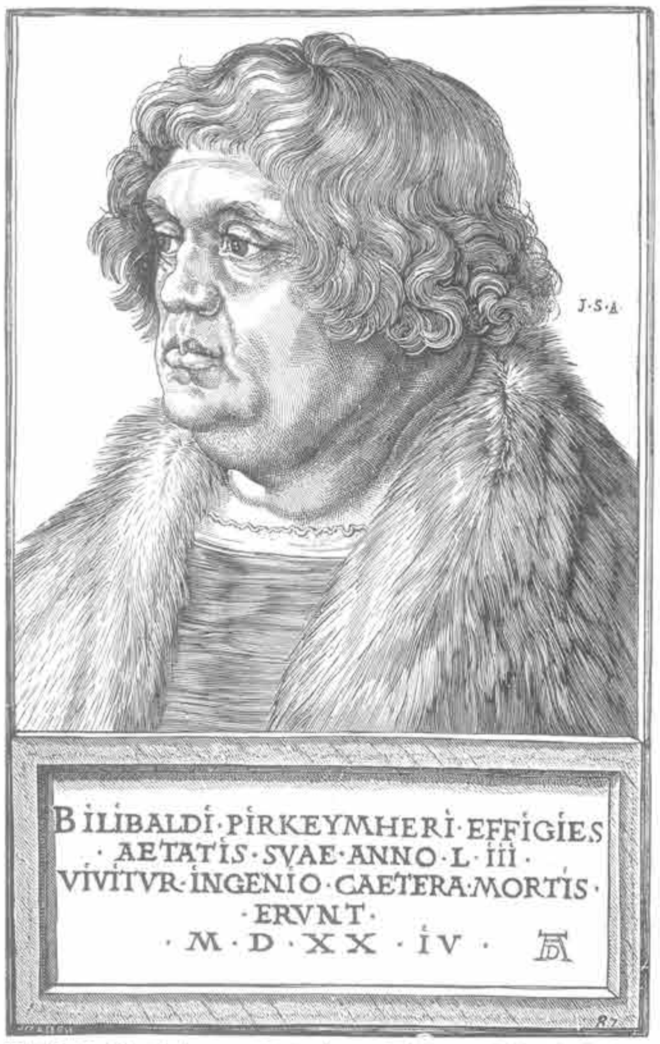
Wittenberger bald zur Besinnung gebracht, „der Wolf aus der Hürde getrieben“. Fortan lag es ihm aber selbst am Herzen, Gottesdienst und Gemeindeleben in evangelischem Sinne umzugestalten und allmählich feste Regeln und Ordnungen zu schaffen.

Für die Entwicklung des kirchlichen Gemeindelebens wurde seine Stellung zur Priesterehe von größter Bedeutung. Er erklärte das Zölibat für eine Lehre des Teufels und riet seinen Freunden wiederholt, in den Stand der Ehe zu treten. Er selbst zögerte anfangs noch; aber im Frühjahr 1525 schrieb er: „Dem Teufel zum Trotz und meinem alten Vater zur Freud', will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe.“ Er dachte dabei an **Katharina von Bora**, eine frühere Nonne des Klosters Nimtzsch, und schon am 13. Juni desselben Jahres machte er sein Wort wahr. Der Stadtpfarrer **Bugenhagen** vollzog die heilige Handlung, und Trauzeugen waren der Professor Dr. Jonas, der Jurist Abel und der Maler und Ratsherr Lukas Cranach. (Siehe Bild S. 214.) Vierzehn Tage darauf lud er seine Freunde und vor allem seinen „lieben Vater und Mutter zum Hochzeitsmahle, damit sie ihm helfen, den Segen darüber sprechen“. Der Kurfürst wies dem jungen Paar das Augustinerkloster als Wohnung an. Dort bereitete Frau Käthe, Luthers „herzliebe Hausfrau“, ihrem Gatten ein behagliches Heim, darin er noch 21 Jahre lang gearbeitet und gebetet, gekämpft und gelitten hat, aber auch mit ihr und vielen Freunden reichlich Freude schmecken durfte. Bald scherzten auch liebliche Kinder in den einstigen Klosterräumen, treu gehütet von der Muhme Lene, einer Schwester von Käthens Vater, im ganzen sechs, wovon zwei wieder starben. Traulich war's des Abends im kalten Winter, wenn Luther nach des Tages Last mit seiner Käthe, Freund Melanchthon und den Kindern am warmen Kamin saß und auf der Laute spielte, während Mutter und Kinder dazu sangen. (Siehe untenstehendes Bild.) Das war seine „Hauskantorei“, die ihm oft das betrübte Herz erfrischte, für die er auch manch schönes Liedlein dichtete, das seine Bekenner heute noch erfreut, z. B. das liebliche Weihnachtslied „Vom Himmel hoch“.

Und gar lieblich war es anzusehen, wie der gewaltige Mann mit seinen Kindlein verkehrte. Das zeigt z. B. jener wunderbare Brief, den er an sein Hänschen schrieb! Da heißt es: „Gnade und Friede in Christo! Mein herzliebes Söhnchen! Ich sehe gar gerne, daß du wohl lernest und fleißig betest. Tue also, mein Söhnchen, und fahre fort! Wenn ich heim komme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spillinge und Pflaumen auf, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne, kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären. Da sprach er: ‚Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind.‘ Da sprach ich: ‚Lieber Mann, ich habe auch ein Söhnchen, heißt Hänschen Luther; dürfte der nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindlein spielen?‘ Da sprach der Mann: ‚Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pauken, Pfeifen, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen.‘ Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da lagen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine, silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Manne: ‚Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme

Dr. Martin Luthers „Kantorei im Hause“. Nach einem Gemälde von G. Spangenberg.

Lene, die muß er mitbringen.‘ Da sprach der Mann: ‚Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also!‘ Darum, liebes Söhnchen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen.“



Willibald Pirckheimer. Nach einem Stich von Albrecht Dürer.

Luthers Helfer und Mitstreiter.

Als Luther sein großes Werk begann, war in mehr als einer Hinsicht „die Zeit erfüllet“. Von Italien aus verpflanzte sich seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts langsam eine neue Geistesrichtung nach Deutschland und suchte den herrschenden Scholastizismus, dessen starre Regeln der freien Bewegung des Menschengeistes so hinderlich waren, zu verdrängen. Es war der sogenannte **Humanismus**, d. h. eine Weltanschauung, die sich von der unbedingten kirchlichen Autorität mehr und mehr abwandte und ihre Quelle bei den Schriftstellern des klassischen Altertums suchte. Die freiere Auffassung, die man dort fand, führte allmählich die Erkenntnis herbei, daß nicht in blinder Unterwerfung unter Lehren und Satzungen einer Gemeinschaft das Höchste liegt, sondern daß auch der geistigen Selbständigkeit und freien Entfaltung der einzelnen Persönlichkeit hoher Wert zukommt. Und so erzeugte denn der Humanismus in fast allen Wissenschaften einen neuen Aufschwung, am meisten aber in Bezug auf pädagogische und religiöse Dinge: Seine Vertreter deckten z. B. schonungslos religiöse Mißstände auf, wiesen auf die Bibel als die alleinige Richtschnur des Glaubens hin und bahnten durch Sprachstudien den Weg zum Urtext des alten Testamentes. Dadurch bereiteten sie der Reformation den Weg und wurden so unbewußt ihre Helfer, und als sie dann wirklich kam, da traten ihr zwar einige vorsichtig abwartend gegenüber, aber andere begrüßten sie freudig und wurden bald Luthers begeisterte Mitstreiter.

Zu der ersten Gruppe gehört **Willibald Pirckheimer** und **Desiderius Erasmus** (siehe Einschaltbild), zur zweiten **Philipp Melanchthon** und **Ulrich v. Hutten**. (Siehe die Bilder dieser und der nächsten Seite.) **Pirckheimer**, geboren 1470 in Eichstätt, bildete zu jener Zeit in Nürnberg den Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen. „Mit staatsmännischer Begabung und Erfahrenheit verband er das weitgehendste Interesse an allen wissenschaftlichen Fragen, welche die Zeit bewegten, und er wußte sich in diese Studien so zu vertiefen, daß es keine Schmeichelei ist, wenn er überall als Meister in denselben bewundert und in Einzelheiten um Rat gefragt wurde; den philologischen Studien stand er so wenig fern als den theologischen, den geographischen und geschichtlichen Arbeiten wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Mit allen bedeutenden Humanisten stand Pirckheimer in einem lebhaften Briefwechsel, der für die Regsamkeit und Vielseitigkeit seines Geistes ein ehrendes Zeugnis ablegt. Auch sein Interesse für die Kunst verdient hervorgehoben zu werden; er liebte die Musik und war der vertrauteste Freund Albrecht Dürers.“ (Gebhardt a. a. O.) Der Reformation war er anfangs freundlich gesinnt; hatte er doch in seinen religiösen Schriften ebenso wie Luther ein beständiges Zurückgehen auf die heilige Schrift gefordert. Da sie aber die humanistische Richtung nur wenig förderte, zog er sich später enttäuscht von ihr zurück.

Erasmus wurde am 28. Oktober 1467 in Rotterdam geboren, verbrachte aber den größten Teil seines Lebens in Basel. Er galt eine Zeitlang als der erste Humanist Deutschlands, den alle anderen unbegrenzt verehrten. Als ein außerordentlich feiner Sprachkenner bot er der damaligen gelehrten Welt die philologische Grundlage für wissenschaftliche Behandlung weiter Gebiete der Theologie, indem er z. B. den griechischen Text des neuen Testamentes und eine Reihe von Kirchenvätern herausgab. Auf religiösem Gebiete bekämpfte er vor allem die Herrschaft des Buchstabengeistes, sowohl die spitzfindigen Torheiten der Scholastiker, als auch die Äußerlichkeiten, in die sich der christliche Glaube mit der Zeit verflüchtigt hatte, und verlangte dafür schlichte, wahre Frömmigkeit und Vertiefung in die heilige Schrift. So war es natürlich, daß er der Reformation zunächst nicht ungünstig gegenüberstand. Das änderte sich aber, als die Bewegung stürmischer wurde; denn bei seiner angeborenen Ängstlichkeit war ihm nichts mehr zuwider, als etwas auf gewaltsame Weise durchzusetzen, was seiner Meinung nach auf friedlichem Wege möglich war.

Der schon mehrfach erwähnte **Philipp Melanchthon**, geboren am 16. Februar 1497 in Bretten, war seit 1518 Professor in Wittenberg. Im Juni 1519 begleitete er Luther nach Leipzig, wo dieser nach damaliger Sitte mit Dr. Eck aus Ingolstadt eine öffentliche Disputation über religiöse Fragen abhielt. In einem großen Saale der Pleißenburg stritten die Gegner vor einer vornehmen Zuhörerschaft über die Oberhoheit des Papstes, die Luther verneinte, über das Fegefeuer, den Ablaß, die Buße und damit zusammenhängende Lehren, Luther stets mit der Kraft und Wärme der Überzeugung, die auf einer gründlichen

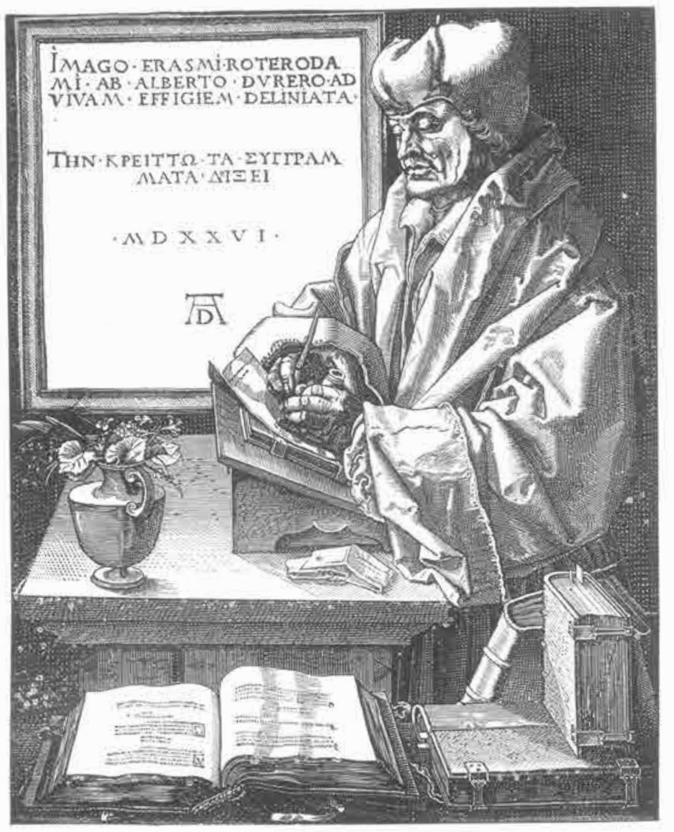
Philipp Melanchthon.
Nach einem Stich von Albrecht Dürer.

Franz von Sickingen. Nach einem gleichzeitigen Stich.

Original in der Alten Pinakothek zu München. Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Philipp Melanchthon.

Nach einem Gemälde von Lukas Cranach.



Erasmus von Rotterdam.
Nach einem Stich von Albrecht Dürer.

Ulrich von Hutten.
Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt.

Schriftkenntnis beruhte, Eck oft in vorlautem Ton mit unbewiesenen Anschuldigungen. — Diese Disputation hatte für die Reformation einen großen Erfolg: Melanchthon, der ihr mit größter Aufmerksamkeit gefolgt war, entschied sich für Luther und die von ihm verfochtene evangelische Wahrheit, ja er wurde sein bedeutendster Gehilfe und treuester Freund. Selten ist eine Freundschaft reiner und erhabener gewesen. „Sterben will ich lieber, als mich von Luther wegreißen lassen. Ja über mein Leben geht mir sein Wohl, so daß mir nichts Schlimmeres begegnen könnte, als von Luther getrennt zu werden," schrieb Melanchthon einmal an seinen Großoheim Reuchlin, auch einen berühmten Humanisten, und solcher Wertschätzung entsprach seine Mitarbeit an Luthers Werk.

Es ist kaum zu sagen, wie sehr er es gefördert hat, bald durch seine ganz ungewöhnliche Gelehrsamkeit, z. B. in den alten Sprachen, bald durch seine Sanftmut und Milde, die ihn in jenen Geisteskämpfen gewissermaßen zum Friedensengel machten. Luther sagte einmal: „Ich bin dazu geboren, daß ich muß mit den Feinden zu Felde liegen; darum sind meine Bücher so stürmisch und kriegerisch. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn machen und zurüsten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich." Besser konnte der teure Mann nicht charakterisiert werden. Nur einiges seiner segensvollen Tätigkeit sei erwähnt. Im Jahre 1530 verfaßte er das berühmte Augsburger Bekenntnis, das in versöhnlichster Form die wichtigsten Glaubenslehren der neuen Kirche auf biblischer Grundlage aufbaut, und errang damit einen ungeheuren Erfolg, so daß selbst die Feinde bekannten: „Was vorgelesen worden, ist reine Wahrheit, wer könnte es leugnen?" oder: „Die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben." Die Übersetzung der Bibel ist dank seiner Sprachkenntnisse nächst Luther vor allem sein Verdienst. An der Ausbildung des Schulwesens, das durch die Reformation so gewaltig gefördert wurde, nahm er hervorragend Anteil, so daß man ihn geradezu „den Lehrer Deutschlands" genannt hat. Bald half er, in protestantisch gewordenen Städten neue Schulen zu gründen oder ältere umzugestalten, bald schrieb er lateinische und griechische Lehrbücher für sie. Dabei nahm er überall auf die örtlichen Verhältnisse und Vorbedingungen Rücksicht. Hier wurde wohl ein aufgehobenes Kloster in eine Schule umgewandelt, dort benutzte man die Mittel eingezogener Kirchengüter, um neue Schulen zu eröffnen. — An beide Gepflogenheiten der Reformation erinnern uns auch die Bilder auf S. 220. In das ehrwürdige Kloster„ bäude

im Württemberger Land ist mit der Jugend neues Leben eingezogen, und der Landesherr bekundet sein reges Interesse daran; die Fürstenschule zu St. Afra in Meißen ist von den Erträgnissen aufgehobener Klöster und Stifte des sächsischen Herzogtums errichtet worden. Eben erhält ihr erster Rektor, Vulpius, von Herzog Moritz die Stiftungsurkunde. — Als am 18. Februar 1546 Luther in Eisleben, wo er einst am 10. November 1483 das Licht der Welt erblickt hatte, zur ewigen Ruhe eingegangen war, erhielt Melanchthon geradezu die Führerschaft der Reformation. Wohl zeigte er sich dabei den streitbaren Elementen des Luthertums gegenüber zuweilen zu nachgiebig, aber im ganzen bewährte er sich als ein treuer Vertreter der früher gewonnenen Überzeugung. Im Jahre 1560 erlöste ihn der Tod von dem „Gezänk der Theologen".

Der Bannerträger des jüngeren, entschieden reformatorisch gesinnten Humanismus war der Ritter und Dichter Ulrich v. Hutten, auf der Steckelburg in Franken im Jahre 1488 geboren. „Was die Besten seiner Volks-, Zeit- und Altersgenossen erfüllte und bewegte, er verdichtete es zum blitzenden Gedanken und formte es zum zündenden Wort. Allenthalben hatte er mit verständnisvollem Blicke die Schäden der Zeit und das erkannt, was seinem Vaterlande nottat. Vom humanistischen Versschmied wuchs er zum Herold der kirchlichen Reform und der staatlichen Verjüngung Deutschlands empor, vom lateinischen Rhetor zum deutschen Zeitschriftsteller, vom adeligen Ritter zum nationalen Kämpfer. Ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle, ein Idealist in jeder Fiber, ist er von keinem seiner Zeitgenossen an selbstloser Begeisterung und Hingebung für die Nation erreicht, geschweige überboten worden." (Scherr.) Sein Vater hatte ihn einst wegen seiner Schwächlichkeit zum geistlichen Stande bestimmt; aber der junge Ulrich entsprang aus dem Kloster zu Fulda und besuchte, vielleicht von reichen Verwandten unterstützt, verschiedene Universitäten, z. B. Köln und Erfurt, wo er sich mit größtem Eifer den humanistischen Studien hingab. Nach mehrjähriger Wanderung in Deutschland und Österreich begab er sich im Jahre 1512 nach Italien, wo ihn die Not zwang, als gemeiner Landsknecht im Heere Maximilians I. gegen Venedig Kriegsdienst zu nehmen. Als er von dort zurückgekehrt war, gelang es ihm, sich mit seinem zürnenden Vater auszusöhnen, und auf dessen Wunsch ging er im Herbst 1515 nochmals nach Italien, um Rechtswissenschaft zu studieren. Während dieses Aufenthaltes bestand er in der Schenke zu Viterbo, nicht weit von Rom, ein rühmliches Abenteuer. (Siehe Bild S. 218—219.) Fünf protzenhafte Franzosen, Gesandte des Königs Franz, der mit Maximilian Verhandlungen pflog, spotteten über Deutschland und seinen ritterlichen König Max, unbekümmert um den anwesenden Hutten, der seinen Zorn nur mühsam zu bemeistern suchte.

Ulrich Zwingli.

Sie achten nicht des Gastes im Lederkoller schlicht,
Sie sehen nicht, welch Feuer aus seinen Augen bricht.
Sie prahlen und sie lästern laut weiter, frech und frank ...
Da greift aus Schwert Herr Hutten, da zieht er blank.

Es hatte lang gefeiert der alterprobte Stahl,
Nun springt hervor er flammend als wie ein Wetterstrahl.
„Genug, ihr Herr'n der Worte! Es gilt — setzt euch zur Wehr!
Ich bin ein deutscher Ritter — hie Deutschlands Ehr'!"

Sie lachen ... „Der — ein Ritter? ... Hallo — er meint es ernst! ...
Gib Raum, zieh ab in Frieden, eh' du uns kennen lernst!"
Da auf den ersten nieder Herrn Ulrichs Klinge saust
Und streckt ihn jäh zu Boden. ... Den andern graust.

Es gibt der Zorn den Hieben des Ritters grimme Wucht,
Noch trifft sein Schwert den zweiten, doch schon auf heller Flucht ...
Er aber senkt die Waffe und blickt sie liebreich an.
„Gelt, das war deutsch geredet? ... So, nun fortan! ..." (Brölß.)

An dem juristischen Studium freilich fand Hutten wenig Geschmack; desto schärfer beobachtete er die Zustände des römischen Kirchenwesens. Die offenbare Verweltlichung der Kirche betrübte ihn, und mit Entrüstung sah er, wie Deutschland durch allerlei Finanzkünste des römischen Stuhles ausgebeutet wurde. Es erfüllte ihn wie einst Walther von der Vogelweide mit tiefster Erbitterung, daß gerade die Deutschen sich vom Papst brandschatzen ließen, während dieser auf alle anderen Völker Rücksicht nahm. Fortan galt sein Hauptinteresse der Frage, wie er sein Vaterland von der Bevormundung Roms befreien könne. Dabei hoffte er, mittels der kirchlichen Reform zugleich zu einem Um- und Neubau des deutschen Reiches zu gelangen. — Nach seiner Rückkehr erschienen von ihm fünf „Dialoge" gegen Rom, „wahre Brandpfeile des Nationalhasses wider die Unterdrückung durch die römischen Freiheitsmörder", die „vom Blute und Schweiße des deutschen Volkes schwelgen". Eine solche Sprache war in Deutschland noch nicht gehört worden. In tadellosem Latein, wie es auch schon seinen früheren Schriften und Gedichten eigen ist, gewürzt durch eine Fülle klassischer Ausdrücke und wuchtiger Wendungen der Bibel, schleuderte er seine Geistesblitze in die Welt. Bald schickte er neue Streitschriften aus und wies schonungslos nach, wie ungeheuer viel die Päpste seit Jahrhunderten gegen Deutschland verschuldet hatten. Um größere Wirkung auf das ganze Volk auszuüben, bediente er sich bald auch der deutschen Sprache. So suchte er alles daranzusetzen, „die deutschen Gewissen aufzuregen, den Zorn und den Haß gegen Rom im Namen der ‚geknebelten und erstickten deutschen Freiheit' aufzustacheln." Und seine hinreißende, unwiderstehlich packende Art blieb nicht ohne Wirkung. Bald erkannte er in Luther, dessen Sache er anfangs nur für einen „gewöhnlichen Mönchshandel" angesehen hatte, einen geistesverwandten Mitstreiter in seinem Kampfe gegen Rom und schloß sich ihm rückhaltlos an. Beide Männer, die sich auch brieflich näher traten, übten fortan einen tiefgehenden Einfluß aufeinander aus.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Papst nach alle dem Hutten verfolgte, z. B. löste er sein Dienstverhältnis zu Albrecht von Mainz. Da fand Hutten Zuflucht auf Franz v. Sickingens Burgen Landstuhl und Ebernburg. Er wußte den Tatendrang des gewaltigen Mannes (siehe Bild S. 216), „der sich vordem durch Fehden recht zweifelhafter Art zu einer fast fürstenähnlichen Stellung emporgeschwungen hatte", auf edlere Bahnen zu lenken und auch für Luther zu stimmen, so daß diesem von Sickingen die Ebernburg als Zufluchtsort angewiesen wurde. Zu einem revolutionären Schlage aber, wie ihn Hutten wohl plante, versagte Sickingen seine Mitwirkung. Später mußte Hutten die Ebernburg verlassen und irrte eine Zeitlang krank und verfolgt von Stadt zu Stadt, selbst von früheren Freunden, wie Erasmus, schmählich im Stich gelassen. Seine Stimmung in all dieser Not gibt er kund in folgendem schönen Gedicht:

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' des noch kein Reu;

Ulrich v. Hutten im Kampf mit französischen Edelleuten in der (

Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu,
Damit ich's mein
Mit Ein'm allein,
Wenn man es wollt erkennen,
Dem Land zu gut,

Endlich fand er bei Ulrich Zwingli in Zürich freundliche Aufnahme, und von da begab er sich nach Ufnau am Züricher See, wo er im August oder September 1523 seinen Leiden erlag.

Der eben genannte Zwingli (siehe Bild S. 217), geboren am 1. Januar 1484 in dem Bergdorfe Wildhaus, dürfte mit Hutten die meiste Geistesverwandtschaft gehabt haben; doch war er milder, besonnener und maßvoller in seiner Anschauung. Er wird der schweizerische Reformator genannt; denn fast gleichzeitig mit Luther begründete er in der Schweiz eine ähnliche Bewegung wie dieser. Und doch waren beide reformatorische Richtungen in manchem verschieden. Während Luther aus furchtbarer Gewissensnot heraus sich gegen die Traditionen der Kirche gewendet hatte und „infolgedessen den Hauptwert auf die aus der Schrift ihm aufgegangene Erkenntnis von der Rechtfertigung durch den Glauben legte, im übrigen aber nur das reformiert wissen wollte, was der Schrift direkt widersprach", war Zwingli von eifrig betriebenen humanistischen Studien aus zur Erforschung der Schrift übergegangen und hatte auf diese Weise die Irrtümer der Kirche erkannt. Deshalb war er „von vornherein in seiner Wirksamkeit viel mehr verstandesmäßig und daher radikaler vorgegangen, indem er nichts von den Traditionen der Kirche bestehen lassen wollte, was nicht direkt durch die Schrift beglaubigt sei". Zugleich suchte er als überzeugter Republikaner die religiöse Reform aufs engste mit einer politischen zu verbinden und unterschied sich auch dadurch von Luther. Wohl fehlte es nicht an Versuchen, die beiden großen Geister, die im Grunde doch einem Ziele nachstrebten, auch in Einzelheiten ihrer Lehre einander näherzubringen, z. B. durch das Marburger Religionsgespräch im Oktober 1529; aber es gelang nicht, da sie sich in einem wichtigen Punkte, der Lehre vom Abendmahl, nicht einigen konnten. Luther hielt an dem buchstäblichen Sinne der Einsetzungsworte: „Das ist mein Leib" fest und nahm dementsprechend „eine mystische Gegenwart Christi" beim Abendmahl an; der Leib Christi sei in dem Brote, wie das Schwert in der Scheide, meinte er. Kein Gebot der Klugheit, weder Bitten noch Beschwörungen konnten ihn davon abbringen. Zwingli hingegen legte die Worte verstandesmäßiger aus, indem er lehrte: „Das bedeutet meinen Leib". Die Anhänger der zwinglischen Richtung, die übrigens nicht auf die Schweiz beschränkt blieb, sondern sich bald auch in Süddeutschland verbreitete, erhielten später den Namen „Reformierte". — Zwingli starb im Jahre 1531 im Kampfe Zürichs gegen die katholisch gebliebenen ländlichen Kantone der Schweiz: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Zwischen ihnen und den reformierten Städten, besonders Zürich, bestand schon lange ein feindlicher Gegensatz, der dem Streben Zwinglis entsprang, das unberechtigte politische Übergewicht der „Fünforte" durch eine neue Verfassung zu beseitigen. Der Zwiespalt führte schließlich zum Krieg. In einem Augenblick, wo Zürich einen Angriff nicht erwartete, rückten die Scharen der Landkantone mit Übermacht heran, und am 11. Okt. 1531 wurden 2000 Züricher bei Kappel angegriffen und vernichtet. Zwinglis Leiche verbrannte man.

Schenke zu Viterbo. Nach dem Gemälde von W. v. Lindenschmit.

Wiewohl man tut
Ein'n Pfaffenfeind mich nennen.
Da lass' ich jeden lügen
Und reden, was er will;
Hätt' Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären holder viel.
Nun hab' ich's g'sagt,
Bin drum verjagt;
Das klag' ich allen Frommen,
Wiewohl noch ich
Nit wieder flieh
Vielleicht werd' wiederkommen.

Christoph der Erste von Württemberg besucht ein zur Schule umgewandeltes Kloster. Nach einem Gemälde von W. v. Lindenschmit. (Text S. 217)

Der Bauernkrieg.

Mitten in die religiösen Kämpfe der Reformation fiel ein blutiger Krieg zwischen der bäuerlichen Bevölkerung eines großen Teiles von Deutschland und ihren adligen und fürstlichen Herren. Die Ursache dazu war die unerträglich gewordene wirtschaftliche Lage der Bauern. Von ihrem erbärmlichen Dasein erzählt Sebastian Franck, ein Geschichtschreiber der damaligen Zeit, z. B. folgendes: „Sie führen gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst und mit seinem Vieh. Ihre Häuser sind schlechte Häuser, von Holz und Lehm gemacht, auf das Erdreich gesetzt und mit Stroh bedeckt. Ihre Speise ist schwarzes, trockenes Brot, Haferbrei und gekochte Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist ihr Trank. Eine Zwilchjoppe, zween Bundschuh und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh, früh und spat hangen sie der Arbeit an. Ihren Herrn müssen sie oft durchs Jahr dienen, das Feld bauen, säen, die Frucht abschneiden und in die Scheuer fahren, Holz hauen und Gräben machen. Da ist nichts, das das arme Volk nicht tun muß und ohne Verlust nicht aufschieben darf. Dies mühselig Volk der Bauern, Köhler, Hirten ist ein arbeitsam Volk, das jedermanns Fußhader ist und mit Fronden, Scharwerken, Zinsen, Gülten, Steuern und Zöllen hart beschweret und überladen."

Und er hat nicht übertrieben, wie andere Mitteilungen beweisen. Bei vielen Grundherrschaften trat immer mehr das Bestreben hervor, die Bauern zur vollen Leibeigenschaft zu bringen, also alle Reste ihrer früheren Rechte, wie z. B. die Freizügigkeit, zu vernichten. Dabei wurden die Dienste und Lasten beständig gesteigert, oft in unsinniger, ja geradezu frevelhafter Weise. Es wird erzählt, daß die Bauern in warmen Sommernächten in den Burggräben die Frösche scheuchen

Die Eröffnung der Fürstenschule St. Afra zu Meißen 1543. (Text S. 217)
Nach einem Gemälde von A. Spieß in der Albrechtsburg zu Meißen.

Original in der Eremitage zu St. Petersburg.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Erasmus von Rotterdam.

Nach einem Gemälde von Hans Holbein d. J.

mußten, damit diese durch ihr Gequake nicht den gnädigen Herrn im Schlafe störten, oder daß eine Gräfin von Lupfen ihre bäuerlichen Untertanen zwang, während der Erntezeit Schneckenhäuschen zu sammeln, die sie als Garnwinden benutzen wollte. So blieb den armen Bauern nur wenig Zeit übrig, auf ihrem eigenen Acker zu schaffen, und oft konnten sie auch hier nicht ernten, was sie gesäet hatten; denn die Wälder waren voll von Wildschweinen, Hirschen und Rehen, und diese verwüsteten das angrenzende Feld. Aber niemand ersetzte dem Bauern den Schaden; ja er durfte nicht einmal klagen, geschweige denn zum Schutze seines Eigentums ein Stück erlegen. Nicht selten ritten die Edelleute mit ihren Jagdzügen durch die Saaten ihrer Untertanen und verwüsteten so in wenig Augenblicken des Vergnügens den Schweiß und die Hoffnung saurer Wochen. (Siehe die Bilder dieser Seite.) Und wehe dem Bauern, wenn er bitter dareinsah, er mußte gewärtig sein, wohl gar die Peitsche des harten Herrn zu fühlen. — Kein Wunder, daß eine so mißhandelte Bevölkerung nur mühsam Wut und Verzweiflung niederhielt; kein Wunder, daß diese endlich einmal hervorbrachen und die unterdrückte Masse zu furchtbarem Aufstand entfesselten.

Hirschjagd. Nach einer Originalzeichnung von A. v. Heyden.

Man hat wohl der Reformation den Vorwurf gemacht, daß sie die Veranlassung des Bauernkrieges gewesen sei; doch mit Unrecht. Die gewaltige Bewegung, deren rein wirtschaftlicher Charakter sich immer klarer herausgestellt hat, reicht viel weiter zurück. Schon lange vor Luther bildeten sich im geheimen aufrührerische Vereinigungen von Bauern, z. B. der sogenannte „Bundschuh" in Südwestdeutschland, und hie und da kam die Unzufriedenheit auch zu offenem Ausbruch, wurde aber immer wieder mit eiserner Faust rasch unterdrückt. Allerdings hat die Reformation der Bewegung einen neuen Ansporn, eine neue Richtung gegeben. Mit dem Streben nach Abstellung der zeitlichen Not verbanden sich durch sie edlere Ziele. Das arme, geplagte Volk vernahm Luthers Wort von der „Freiheit eines Christenmenschen" oder von „evangelischer Freiheit"; es hörte in seiner Muttersprache die biblische Botschaft von der Liebe, die in allen Menschen Brüder sah, die sich gerade der Mühseligen und Beladenen annahm, und es gab solchen Worten eine Deutung, die gerade seiner Lage und seinen Bedürfnissen zusagte. Zum erstenmal durchzuckte die Herzen eine Ahnung von Menschenrecht und eine Hoffnung auf Hilfe durch göttliches Recht. Und so fand die Reformation oft in den gereizten Gemütern einen Widerhall, wie er sicher nicht in Absicht und Wunsch des Reformators lag.

Der Funke, der schon lange unter der Asche glomm, wurde zuerst im südlichen Schwarzwald zu heller Flamme entfacht. Im Juni 1522 erhob sich die Bauernschaft im Gebiete des Grafen Sigismund von Lupfen, und bald umfaßte der Aufstand das ganze Schwabenland; dann sprang er nach dem Elsaß und nach Franken hinüber und breitete sich auch nach Norden hin aus, so daß in kurzer Zeit gewaltige Haufen unter den Waffen waren. Dabei suchten die Bauern alsbald Fühlung mit den niederen Klassen der städtischen Bevölkerung, die sich ja in ähnlicher wirtschaftlicher Lage befand und dazu an vielen Orten in religiöser Beziehung unruhig bewegt war. So kam frühzeitig auch ein kirchlich-religiöses Element in den allgemeinen Aufruhr. In die Bauernheere traten auch viele Landsknechte ein, und vereinzelt schlossen sich sogar Edelherren, wie Florian Geyer und Götz von Berlichingen, der Bewegung an. Bei dem Mangel einer kraftvollen Reichsregierung und der trostlosen territorialen Zersplitterung jener Zeit darf es nicht wunder nehmen, daß die Bauern bis zu Anfang 1525 vielfach die Oberhand gewannen. Um diese Zeit etwa faßten sie ihre Forderungen in zwölf Artikeln zusammen. Sie verlangten vor allem Freiheit der Jagd, des Fischfangs und der Holzung, ferner Abstellung des Wildschadens, sowie einiger neu aufgelegter Lasten, weiter auch gerechtes Gericht, Feststellung der grundherrlichen Lasten und Wiederherstellung der eingezogenen Gemeindegüter. Den sogenannten Zehnten an die Kirche, den Gott schon im Alten Testamente festgesetzt habe, wollten sie beibehalten und weigerten sich nur, den „kleinen Zehnten" und den Zehnten von allem neugeborenen Vieh zu entrichten. Neben der Aufhebung der Leibeigenschaft, die der kirchlichen Lehre von der Erlösung widerspreche, forderten sie endlich, ihre Prediger selbst wählen zu dürfen, um von ihnen im wahren Glauben unterwiesen zu werden. Diese Forderungen waren sicher berechtigt. Sie wurden je nach den örtlichen Bedürfnissen wiederholt abgeändert und den immer wiederkehrenden Verhandlungen mit den Herrschaften zu Grunde gelegt. Viele Herren nahmen sie in der augenblicklichen Bedrängnis auch an; aber dem Aufstand wurde dadurch kein Ende bereitet; er verbreitete sich vielmehr immer weiter nach Norden.

Bäuerliches Elend. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Blutige Ostern im Jahre 1525. Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Closs.

Der letzte Kampf Florian Geyers. Nach einem Gemälde von L. Herterich.

Am wildesten und hartnäckigsten hat er wohl in Franken und Thüringen gehaust.

In Franken spielte namentlich der Wirt von Ballenburg, Georg Metzler, eine hervorragende Rolle; berüchtigt ist seine Gewalttat gegen den Grafen v. Helfenstein. An der Spitze meuterischer Bauern zog er im April 1525 vor dessen Schloß Weinsberg und nahm es ein. 70 Adelige fielen mit dem Burgherrn in die Hände der Aufständischen; einige von ihnen wurden bereits in dem Weinsberger Turm erstochen und auf die Straße hinabgestürzt, die übrigen aber zum Tode durch Spießrutenlaufen verdammt. Die Ausführung des grausamen Befehls an dem Grafen zeigt unser Bild S. 222. Der frühere Pfeifer Helfensteins, Melchior Nunnenmacher, spielt ein lustiges Stücklein auf und soll dann höhnend gerufen haben: „Hab' ich dir nicht oft zur Tafel gepfiffen, so spiel' ich dir nun billig zu einem anderen Tanz auf." Andere rohe Gesellen martern den Unglücklichen mit ihren Spießen zu Tode. Seine Qual wird noch erhöht durch den Anblick seines unmündigen Kindes, das rechts auf einem Bauernwagen gefahren wird, und seiner Gattin, die vor dem Bauernaufhetzer Jäcklein Rohrbach kniet und um das Leben ihres Mannes fleht. Ihre Bitte ist vergeblich. Der Unmensch antwortet: „Und wenn du mir eine Tonne Goldes bietest, dein Mann muß sterben." Links steht mit grinsendem Blick „die schwarze Hofmännin von Böckingen", eine Megäre, die nach den Berichten der Chronisten dem halbtoten Helfenstein das Messer in die Eingeweide gestoßen hat.

In Thüringen war es der Bilderstürmer Thomas Münzer, „der Prophet", der die Bauern mit glühenden Worten zu wildem Aufruhr reizte. „Fahet an und streitet den Streit des Herrn, es ist hohe Zeit! Der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen dran! Laßt eure Schwerter nicht kalt werden vom Blut! Gott geht euch für, folgt!" So und ähnlich rief er in wahnsinnigem Prophetenton, und die fanatisierte Masse folgte ihm in blinder Wut. Besonders die Klöster des Harzgebietes und des Thüringer Waldes wurden greulich zerstört.

Luther hatte anfangs in seiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft" den herrschenden Gewalten zur Nachgiebigkeit geraten, mit scharfen Worten die Herren getadelt, die da „schinden und schatzen, ihren Pracht und Hochmut zu führen, bis der gemeine Mann nicht kann länger tragen," und die Bauern ermahnt und vor Auflehnung wider die Obrigkeit gewarnt. Als er aber mehr und mehr die grauenvollen Verwüstungen gewahrte, da änderte er seinen Sinn und schrieb seine schreckliche Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern". Mit zornigen Worten fordert er die Fürsten auf, das Schwert zu ergreifen gegen die „Mordpropheten und Rottengeister" und keine Barmherzigkeit zu üben: „steche, schlage, würge, wer da kann".

Und die Fürsten erhoben das Schwert. Landgraf Philipp von Hessen vereinigte sich mit dem Nachfolger Friedrichs des Weisen, der inmitten dieser wilden Unruhen am 5. Mai 1525 gestorben war, Kurfürst Johann dem Beständigen, mit dessen Vetter Georg, mit Herzog Heinrich von Braunschweig, dem Grafen v. Mansfeld u. a. Ihrem wohlgerüsteten Heere vermochten die zügellosen Horden Münzers keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen, sondern sie wurden am 15. Mai bei Frankenhausen bis zur Vernichtung geschlagen. Dem gräßlichsten Gemetzel folgte die wildeste Flucht. Thomas Münzer, der seine Haufen anfangs mit schwärmerischen Worten zum Aushalten aufgestachelt hatte, entfloh, wurde aber bald ergriffen und hingerichtet.

Nicht besser erging es den Bauern in Süddeutschland. In einer ganzen Reihe von Schlachten wurden ihre Haufen besiegt, besonders von dem schwäbischen Bundeshauptmann G. v. Truchseß. Auch Florian Geyer mußte sich mit seiner „schwarzen Schar" vor ihm zurückziehen. Fechtend erreichte er Ingolstadt, das er mutig verteidigte.

Bilderstürmer. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Aber bald erlag er der Übermacht; 200 aus seiner Schar flüchteten sich in die Kirche, wo sie jedoch elend verbrannten, während Florian Geyer mit 400 anderen sich im Schloß verschanzte. Aber auch hier wurden sie nach furchtbarem Ringen überwältigt; die meisten fielen, nur ein kleiner Rest mit dem Führer schlug sich in der Dunkelheit der Nacht durch die Gegner hindurch. Aber sie wurden von diesen verfolgt und am 9. Juni 1525 auf einer Waldhöhe in der Nähe von Hall zum Kampfe gezwungen. Von seinem eigenen Schwager Wilhelm v. Grumbach überfallen, fand hier Florian Geyer den Heldentod. (Siehe Bild S. 223.)

Die siegreichen Gewalten verstanden leider noch weniger Mäßigung zu bewahren, als vorher die Bauern. Voll Rachegefühl gingen sie überall mit der größten Grausamkeit vor; allein in Würzburg fanden 60 Hinrichtungen statt, in Franken im ganzen 211. Eine Besserung der wirtschaftlichen Lage trat nur ganz vereinzelt ein; meist wurden die Lasten noch vermehrt. „Der Bauernstand versank in die vollständige Passivität und Barbarei einer an die Scholle gebundenen Arbeiterschaft."

Bilderstürmer und Wiedertäufer.

Wir haben bereits gesehen, wie im Jahre 1521 Luther in Wittenberg gegen Carlstadt und die Zwickauer Schwärmer eifern mußte, um die Reformation vor falschen Bahnen zu bewahren. Damit waren aber die Ideen dieser Männer noch nicht aus der Welt geschafft; an anderen Orten fanden sie doch wieder Anhänger, und dann drang man wohl mit Gewalt in die Kirchen, riß von den Wänden und Altären die Bilder und andere Schmuckgegenstände ab und verbrannte sie (siehe obenstehendes Bild), daher der Name Bilderstürmer. — Manche von diesen Schwarmgeistern verwarfen sogar die Kindertaufe und wollten nur Erwachsene taufen. Eine natürliche Folge dieser Anschauung war das Verlangen, daß sich jeder, der sich ihrer Sekte anschloß, noch einmal taufen lassen mußte; daher hießen sie auch Wiedertäufer. Einer ihrer eifrigsten Vertreter war Thomas Münzer. Nach seinem Tode flohen viele seiner Anhänger nach den Niederlanden, um hier ihre Glaubensansichten weiter zu verbreiten. Dort aber bildete sich eine besondere Richtung der Wiedertäufer aus. Es gab unter ihnen ruhig denkende und sittlich hochstehende Männer, die das Hauptgewicht weder auf die Bibel noch auf die Dogmen legten, sondern auf ein christliches Leben, auf praktische Nachfolge Christi, denen also die Rechtfertigungslehre Luthers nicht genügte. Andere gingen in dieser Auffassung folgerichtig weiter und suchten die ursprüngliche Gleichheit aller Christenmenschen auf sozialistisch-kommunistischem Wege wirklich durchzuführen. Eben diese Richtung kam dann in verzerrter Gestalt vorübergehend zur Verwirklichung in dem alten Bischofssitz Münster. Dort fanden Ende 1533 und Anfang 1534 zahlreiche niederländische Wiedertäufer bei Bernhard Knipperdolling Aufnahme, darunter auch der Schneider und Gastwirt Johann Bockelson aus Leiden, gewöhnlich Johann von Leiden genannt. Sie erlangten bald großen Einfluß, und darum strömten massenhaft neue Gesinnungsgenossen in die Stadt, während viele der reicheren alteingesessenen Bürger aus Furcht wegzogen. So kam es, daß in der Ratswahl vom 21. Februar die Wiedertäufer die Oberhand erhielten und Knipperdolling Bürgermeister wurde. Sie beschlossen nunmehr, alle Ungläubigen aus der Stadt zu verjagen, und brachten unter Leitung von Johann Bockelson ihre Ideen mehr und mehr zur Durchführung. Die Gütergemeinschaft wurde eingerichtet, und nach dem Muster Israels stellte man zwölf Älteste an die Spitze. „Immer toller und wahnsinniger wurden dann die Ausgeburten einer überreizten religiösen Phantasie. Noch war auch in den Reihen der Auserwählten nicht jeder Widerstand erstorben, vielmehr machte sich derselbe, als man auch zur Einführung der Vielweiberei schritt, noch einmal nachdrücklich geltend, wurde aber gewaltsam unterdrückt. Bockelson ließ sich zum König des neuen Israel krönen, schaffte sich einen prächtigen Hofstaat an und führte ein despotisches Willkürregiment, welches jede Regung des Widerstandes mit äußerster Gewaltsamkeit niederhielt." (Gebhardt, a. a. O.) Aus dieser tollen Zeit zeigt auch nebenstehendes Bild eine Szene, einen Maientanz bei Blut und Leichen. — Der Bischof von Münster war unterdessen

Ein Maientanz zu Münster im Jahre 1535. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Original im Prado-Museum zu Madrid.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Karl V. auf dem Schlachtfelde von Mühlberg.

Nach einem Gemälde von Tizian.

mit den benachbarten Fürsten in Verbindung getreten, mit Kleve, Köln und Hessen, und schloß mit ihrer Hilfe die Stadt immer enger ein. Infolgedessen brach in ihr Hungersnot aus; aber die Tollheit der fanatischen Bewohner wuchs fast noch mehr. Endlich gelang es den Belagerern, Münster am 24. Juni 1535 nach hartnäckigstem Kampfe einzunehmen. Alsbald wurden die Wiedertäufer vertrieben, die von ihnen Verjagten zurückgeführt und der katholische Glaube wiederhergestellt. Johann von Leiden aber und seine schändlichen Genossen Knipperdolling und Krechting traf ein strenges Gericht. Sie wurden mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt und dann in eisernen Käfigen zum schrecklichen Wahrzeichen an der Lambertuskirche aufgehängt.

Kaiser Karl V.

Als man einst in Gent dem Enkel Maximilians I. schon an der Wiege huldigte (vergl. S. 111), da lächelte ihm das Geschick, und es blieb ihm hold gesinnt, soweit Länderreichtum und irdische Macht des Glückes Inhalt bilden. Aber wie schicksalsschwer war dennoch Karls Dasein, wie vergebens im Grunde sein Lebenswerk! — Ein weltbeherrschendes Kaisertum wollte er aufrichten, nachdem er im Jahre 1519 die deutsche Krone empfangen hatte, und mit allen Künsten und Mitteln einer gewandten Politik suchte er sein Ziel zu erreichen. Als notwendige Voraussetzung dazu erschien ihm „die Einheit der christlichen Kulturwelt in einer großen, ungeteilten Kirche“. Daher sah er in Luthers Reformationswerk von vornherein eine verdammenswerte Tat, da es jene Einheit zu zerstören schien. Und seit dem denkwürdigen Reichstage zu Worms ließ er keinen Zweifel, daß er die ihm verhaßte Bewegung mit allen Mitteln zu unterdrücken gedenke. — Dennoch verbreitete sich die Reformation

Kaiser Karl V. und Barbara Blomberg in Regensburg. Nach einem Gemälde von W. Geets.

ungemein rasch. Gegen einen Beschluß des Reichstags zu Speier vom Jahre 1529, daß jede weitere Neuerung auf religiösem Gebiete untersagt sein sollte, protestierten die Evangelischen, so daß sie den Namen *Protestanten* erhielten; ein Jahr danach überreichten sie in Augsburg mit freudigem Mut das schon erwähnte Bekenntnis ihres Glaubens (vergl. S. 217), und wieder ein Jahr später schloß sich die Mehrzahl ihrer Stände in *Schmalkalden* zu einem Bund zusammen, an ihrer Spitze der *Kurfürst von Sachsen* und der *Landgraf von Hessen*. Mit Gut und Blut wollten sie sich gegenseitig beistehen, wenn sie etwa des Glaubens wegen angegriffen würden. Zunächst brauchten sie jedoch den Kaiser nicht zu fürchten; denn er bedurfte ihrer Hilfe zur Abwehr der Türken und bewilligte ihnen darum im Jahre 1532 zu Nürnberg einen vorläufigen Religionsfrieden, wonach ihnen bis zum Zusammentritt eines Konzils volle Freiheit des Glaubens gestattet sein sollte. Aber auch nach dem Türkenkriege war Karl noch in äußere Kämpfe verwickelt, besonders gegen Franz I. von Frankreich, und so konnte sich das evangelische Bekenntnis ungehindert immer weiter ausbreiten. Da berief der Papst im Jahre 1545 das in Aussicht gestellte Konzil nach *Trient*, und Karl forderte die Protestanten auf, es auch ihrerseits als verbindlich anzuerkennen und zur Regelung der Religionsfrage zu beschicken. Sie weigerten sich dessen jedoch und verlangten ein *deutsches* Konzil, wodurch natürlich der Gegensatz zwischen ihnen und dem Kaiser weit schärfer wurde. Dieser schien offenbar entschlossen, den deutschen Ketzern mit den Waffen entgegenzutreten. — In jener schwülen Zeit war es auch, wo Karl, wie so manchmal in seinem Leben, mit düsteren Stimmungen zu ringen hatte, bis er in Regensburg die anmutige Bürgerstochter *Barbara Blomberg* kennen lernte. Sie gewährte

Die Kurfürstin Johann Friedrich von Sachsen vor Karl V. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Roeber.

Karl V. bei Anton Fugger in Augsburg. Nach einem Gemälde von Professor Becker. (Text S. 228)

ihm mit ihrem lieblichen Gesang und Lautenspiel Trost und Erheiterung. (Siehe Bild S. 225.)

Nach diesen Regensburger Tagen entwickelte der Kaiser große Tatkraft, um zum bevorstehenden Kampfe gerüstet zu sein. So erwirkte er vom Papste eine Geldhilfe von 200000 Kronen, sowie 12000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferd; damit er vollständig freie Hand habe, schloß er mit den Türken einen achtzehnmonatigen Waffenstillstand und verpflichtete sich sogar zur Zahlung eines Tributs; endlich gelang es ihm, mehrere protestantische Fürsten, die dem Schmalkaldischen Bunde nicht angehörten, auf seine Seite zu bringen, indem er mit echt spanischer Verschlagenheit den religiösen Charakter des Krieges zu verschleiern wußte. So gewann er vor allem den jungen und ehrgeizigen Herzog Moritz von Sachsen (siehe Einschaltbild), der mit seinem Vetter, dem damaligen sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich, in Streitigkeiten lag. Er versprach ihm dafür die Kurwürde.

Merkwürdigerweise sahen die Führer des Schmalkaldischen Bundes all diesen Vorbereitungen zögernd, ja fast untätig zu. Erst als sie Mitte Juni 1546 vom Kaiser auf ihre Anfrage wegen seiner Rüstungen eine ausweichende und von Lachen begleitete Antwort erhielten, schwand ihnen jeder Zweifel an seiner kriegerischen Absicht; nun betrieben auch sie ihre Rüstung mit Kraft und Schnelligkeit, so daß sie dem Kaiser bald überlegen waren, und der Krieg brach aus. Die protestantischen Fürsten wurden im Juli geächtet; trotzdem erschien ihr Heer bereits an der Donau, und besonders Sebastian Schärtlin, der tüchtige Führer der von den oberdeutschen protestantischen Städten geworbenen Scharen, wußte den Kaiser lebhaft zu beunruhigen. Kurz darauf entblößte jedoch der Bund Oberdeutschland von Truppen und wandte sich mit seiner Hauptmacht gegen Herzog Moritz, da dieser als Achtsvollstrecker Kursachsen erobert hatte. Infolgedessen konnte der Kaiser ungehindert 18000 Italiener Verstärkung an sich ziehen, und bald schloß nun eine Stadt nach der anderen mit ihm Frieden, freilich unter ungeheuren Geldopfern. So wurde die Entscheidung nach Sachsen hingedrängt, wo inzwischen der Kurfürst seinen Vetter Moritz mit Erfolg zurückgetrieben hatte. Es kam zur Schlacht am 24. April 1547 bei Mühlberg an der Elbe. Die Kursachsen wurden von den Kaiserlichen nach kurzem Kampfe in die Flucht geschlagen; der Kurfürst selbst mußte sich nach verzweifelter Gegenwehr gefangen geben und wurde verwundet vor den Kaiser geführt. Wir verweisen an dieser Stelle auf unser Einschaltbild „Kaiser Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg von Tizian“.

Nach kurzer Rast zog Karl vor Wittenberg und schloß es fest ein, da es sich nicht freiwillig ergeben wollte. Dann ließ er dem Kurfürsten das Todesurteil verkündigen. Doch wagte er nicht, es zu vollziehen, sondern verstand sich auf Rat seiner Freunde zu Verhandlungen. Johann Friedrich mußte in die Abtretung seiner Kur und seiner Lande, sowie in ewige Gefangenschaft willigen, verweigerte aber standhaft jegliches Zugeständnis auf kirchlich-religiösem Gebiet. Nun unterwarf sich auch Wittenberg, und der Kaiser hielt am 23. Mai seinen Einzug. Dabei hatte er eine Begegnung mit der trauernden Kurfürstin Sibylle und erwies sich ihr gnädig und ritterlich. (Siehe Bild S. 226.) Kursachsen ging bald darauf an Herzog Moritz über; doch mußte er verschiedene Ämter, wie Gotha, Weimar, Eisenach, den Söhnen Johann Friedrichs überlassen.

Mit Schrecken vernahm Philipp von Hessen all diese Vorgänge an der Elbe. Was sollte er tun? Moritz von Sachsen, sein Schwiegersohn, ebenso Joachim II. von Brandenburg, suchten ihn mit dem Kaiser

auszusöhnen. Endlich kam durch ihre Vermittlung eine Übereinkunft zu stande, wonach der Landgraf weder an Leib und Leben noch an Land und Gut, auch nicht mit „ewigem Gefängnis“ beschwert werden sollte, sondern allein mit Schleifung seiner Festungen. Darauf erschien er in Halle, wohin sich Karl von Wittenberg aus begeben hatte, und leistete am 19. Juni Seiner Majestät feierlich Abbitte. Am Abend aber wurde er treulos gefangen genommen. — So hatte der Kaiser beide Führer der Protestanten in unbedingter Gewalt; er stand der verhaßten Reformation gegenüber auf dem Gipfel seiner Macht. Kein Wunder, daß er im folgenden Jahre auf dem Reichstage zu Augsburg daran ging, die kirchliche Frage selbständig, ohne Teilnahme des Papstes, zu regeln. Es geschah durch das sogenannte Interim, das zwar den Protestanten manches zugestand, z. B. Priesterehe und Laienkelch, aber in der Folgezeit von keiner Partei rückhaltslos anerkannt wurde. — Die Stadt Augsburg, die in jener Zeit wiederholt der Mittelpunkt des politischen Lebens war, ist auch in rein persönlichen Dingen mit dem Geschick des Kaisers und seines Hauses eng verflochten. Dort war er oft Gast der reichen Fugger, und Herr Anton Fugger hat ihm der Sage nach bei solcher Gelegenheit ein Zimmer mit kostbarem Zimmetholz heizen lassen und dann vor seinen Augen einen kaiserlichen Schuldschein über eine hohe Summe verbrannt. (Siehe Bild S. 227.) Dort lernte auch des Kaisers Neffe, Erzherzog Ferdinand von Tirol, Sohn von Karls Nachfolger Ferdinand I., im Jahre 1547 die schöne Bürgerstochter Philippine Welser kennen, und es ergriff ihn tiefe Liebe zu dem wunderbaren Mädchen. Lange widerstand sie seinen glühenden Werbungen; erst 1550 ließ sie sich heimlich mit ihm trauen. Aber über dem Glück der Liebenden schwebte drohend der Zorn des kaiserlichen Vaters. Da endete Philippine den Zwist durch eine kühne Tat. Mit ihren zwei Kindern eilte sie vor den Kaiser und trug ihm unerkannt das bittere Leid vor, das sie von einem harten Schwiegervater erdulden müsse. Ihre Worte entlockten dem alten Manne eine Träne der Rührung, so daß er versprach, ihr bald Recht zu schaffen. Jetzt gab sie sich zu erkennen, und erschüttert, in tiefes Sinnen versunken, lehnte sich der Kaiser in seinen Stuhl (siehe untenstehendes Bild); aber ihre engelgleiche Schönheit und die liebliche Unschuld ihrer Kinder besiegten den aufsteigenden Grimm, und er bot die Hand zur Versöhnung.

Die gewaltsame Einführung des Augsburger Interims, die heimtückische Gefangennahme Philipps von Hessen, sowie endlich die unwürdige Behandlung, die sich der Kaiser gegen seine hohen Gefangenen erlaubte, erbitterte mehr und mehr auch die evangelischen Fürsten, die bisher auf seiner Seite gestanden hatten, vor allem Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg. Sie verbanden sich darum unter Führung des Herzogs im geheimen gegen den Kaiser. Dabei wurden sie unterstützt durch König Heinrich II. von Frankreich, freilich nur gegen das Versprechen, ihm die Städte Toul, Metz und Verdun auszuliefern. Im März 1552 begann Moritz den Angriff und zog in Eilmärschen nach Süddeutschland. Der Kaiser, der von Truppen fast ganz entblößt war und krank in Innsbruck lag, sah sich plötzlich überlistet und befand sich in peinlichster Verlegenheit, denn schon stand der Feind in nächster Nähe. Es gelang ihm jedoch, in eiligster Flucht über die schneebedeckten Alpen nach Kärnten zu entkommen. (Siehe Bild S. 229.) Moritz verfolgte ihn nicht, sondern begab sich alsbald nach Passau. Dort kam ein Vertrag zu stande, nach dem der Kaiser die Freilassung der gefangenen Fürsten, die Beseitigung des Interims und Religionsfreiheit bis zu einem künftigen Reichstage bewilligen mußte. Dieser fand im Februar 1555 zu Augsburg statt und führte zu einem endgültigen Religionsfrieden, der in der Hauptsache die politische Gleichberechtigung beider Konfessionen gewährleistete. Karl starb drei Jahre danach im Kloster St. Just, wo er 1556 eine Zuflucht gesucht hatte.

Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand I. Nach einem Gemälde von A. Delug.

Original in der Kgl. Gemälde-Galerie zu Dresden. Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Moritz, Kurfürst von Sachsen.

Nach einem Gemälde von Lukas Cranach.

Kaiser Karl V. auf der Flucht vor Moritz von Sachsen. Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Cloß. (Text S. 228)

Von den Landsknechten.

Arkebusier aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Musketier aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

In den Kreisen der deutschen Landsknechte erhielt sich die Überlieferung, daß sie ihre Entstehung dem Kaiser Maximilian verdankten (vergl. S. 112). Darum sang Jörg Graff, ein „bruder aller landsknechte“: „Gott gnad dem großmechtigsten keiser frumme, Maximilian, bei dem ist aufkumme ein orden, durchzeucht alle land mit pfeifen und mit trummen: landsknecht sind sie genannt.“ Besondere Bedeutung gewannen sie in den Kriegen Karls V.; aber auch noch bis ins 17. Jahrhundert hinein erhielt sich ihr „Orden“, wenn er auch allmählich etwas andere Gestalt annahm. — Landsknechte oder Landesknechte hießen sie im Gegensatz zu den Schweizern und im Hinblick auf die kaiserliche Verordnung vom Jahre 1495, daß sie aus den Landschaften im Reich angeworben werden sollten. Sie rekrutierten sich vorwiegend aus dem Bauernstand und der niederen Stadtbevölkerung; aber auch reiche Bürgersöhne und Adelige hielten es nicht für eine Schande, Landsknechte zu sein. So waren z. B. ihre hervorragendsten Führer: Georg v. Frundsberg (siehe Einschaltbild), Sebastian Schärtlin und Graf Ernst v. Mansfeld von hoher Geburt. — Wenn ein Kriegsherr eines Heeres bedurfte, so ernannte er einen bewährten Kriegshauptmann durch einen „Bestallungsbrief“ zum Feldobristen und „beauftragte ihn durch das Werbepatent“, ein Regiment Landsknechte „aufzurichten“. Dabei wurde zugleich die Höhe des Soldes, die Anzahl der „Fähnlein“ u. a. festgesetzt. Der Obrist bestimmte seine kriegstüchtigen Freunde zu Hauptleuten der einzelnen Fähnlein und einen von ihnen zu seinem Stellvertreter oder „Obristleutnant“; zugleich ließ er durch die Trommel im Lande „umschlagen“ und auffordern, daß „rechtliche und unbescholtene Bursche, welche des vielbewährten Feldherrn Kriegsruhm teilen wollten, auch mit eigener Kleidung und Schuhen versehen, mit Schwert und Spieß oder Hellebarde oder gar mit einer Hakenbüchse wohlbewehrt wären,

Ein Fähnrich der Landsknechte.
Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Dragoner.
Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Eine Belagerungsszene. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez. (Text S. 233)

sich getrost zu dem Fähnlein des Hauptmanns N. N. stellen sollten.“ Wer dem Rufe Folge leistete, erhielt ein Handgeld für die Reise und begab sich nach dem Sammelplatz. Hier wurden die Erschienenen vom „Mustermeister“ gemustert und in die „Rolle geschrieben“, dann aber vor dem Feldobersten nach Verlesung des „Artikelbriefes“ und der Felddienstbestimmungen von dem Regimentsschultheißen vereidigt. Ein Fähnlein sollte aus 300 bis 400 Mann bestehen, ein Regiment aus 8 bis 10 Fähnlein. Jedem Fähnlein wurde als Feldzeichen eine Fahne übergeben. Sie hatte eine kurze Stange; aber ihr bemalter Seidenstoff reichte wie ein großes Segel fast bis zum Ende derselben. (Siehe Bild S. 230.) Sie wurde dem Fähnrich, der ein stattlicher und starker Mann sein mußte, vom Obrist „eingebunden als eine Braut und leibliche Tochter“; er soll sie im Notfall aus der rechten Hand in die linke Hand, wo beide Arme abgeschossen oder gehauen werden, in den Mund nehmen. „Ist keine Hilfe noch Rettung da,“ so lautete der weitere Befehl, „dann verwickelt Euch drein, befehlt Euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden als ein ehrlicher Mann.“ — Wie der Werberuf beweist, mußten die Landsknechte für Kleidung und Bewaffnung selbst sorgen. Sie waren infolgedessen nicht uniformiert, sondern überließen sich vollständig den Launen der herrschenden Mode oder des persönlichen Geschmackes. Der eine trug Koller und Hut, der andere gefaltetes Wams und Federbarett u. s. f. Namentlich waren grelle und bunte Farben beliebt. Darum zerschlitzten viele wohl Ärmel und Beinkleid und legten den Schlitzen andersfarbiges Zeug unter. Besonderen Aufwand trieben sie mit den „höllenflammigen“ Pluderhosen, so daß zum großen Verdruß der damaligen Sittenrichter nicht selten 30 bis 60 Ellen Tuch dazu verwendet wurden. — Als Hauptwaffe

Zechende Landsknechte. Nach einer Originalzeichnung von K. Weigand. (Text S. 236)

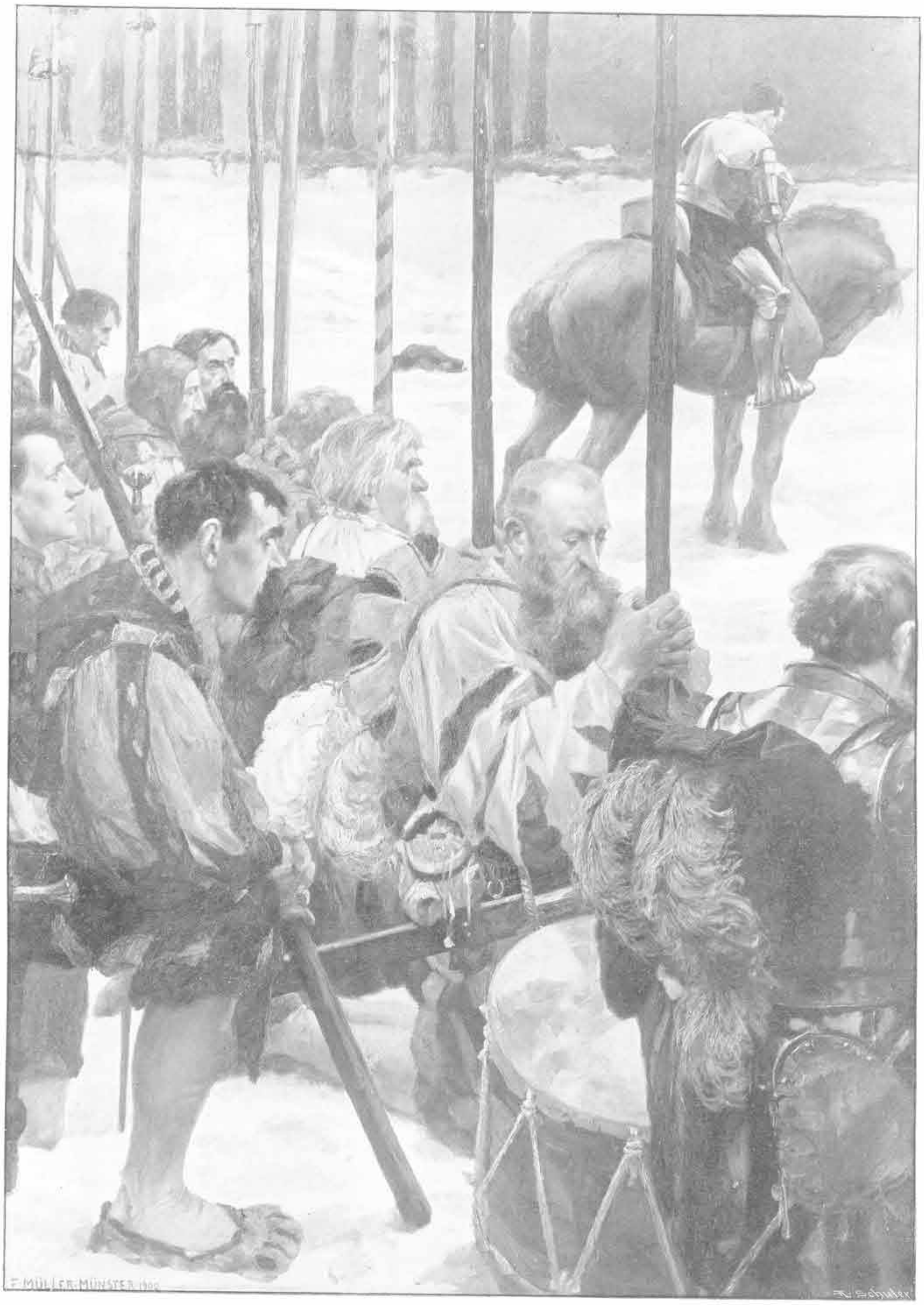
Am Eingang zur Wagenburg. Nach einer Originalzeichnung von A. Hoffmann.

Original in der Kgl. Gemälde-Galerie zu Berlin. Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Georg von Frundsberg, Feldhauptmann der Landsknechte.

Nach einem Gemälde von Christoph Amberger.

dienten lange Spieße, auch Piken genannt, oder Hellebarden. Ihre Träger, die „Pikeniere", waren außerdem noch mit einem Kurzschwert oder statt der Pike mit einem großen, zweihändigen Schlachtschwert bewehrt und durch Panzerung und Pickelhaube geschützt. Außer ihnen zählte jedes Fähnlein auch eine Anzahl Feuerwaffen. So marschierten an der Spitze gewöhnlich 12 bis 15 „Musketiere". Sie waren zumeist mit kleinen „Doppelhaken" oder „Musketen" bewaffnet und trugen an einem Riemen über der linken Schulter zwölf hölzerne Kapseln mit je einer Pulverladung, ferner Kugelbeutel und Zündpulverbüchse. Einzelne rüstete man auch mit der schweren und unbeholfenen „Hakenbüchse" aus, die zum Auflegen einen Gabelstock erforderte. Hinter ihnen schritten die „Arkebusiere", als deren Hauptwaffe die „Arkebuse" oder der „Halbhaken" diente, der beim Schießen ebenfalls auf eine Gabel gestützt wurde und ursprünglich mit einem Luntenschloß, später mit einem Radschloß versehen war. Beide Truppengattungen trugen noch ein kurzes, zweischneidiges Seitengewehr, wohl auch leichte Panzer und Sturmhauben. Natürlich war ihre Ausrüstung auch Änderungen unterworfen; im 17. Jahrhundert erschienen sie so, wie die Bilder S. 230 angeben. Ihre Zahl wuchs ständig, so daß dadurch die schwerfälligen Pikeniere immer mehr verdrängt wurden. Neben dem Fußvolk enthielt ein Landsknechtsheer auch berittene Truppen, z. B. Dragoner (siehe Bild S. 230); dies waren eigentlich Pikeniere oder Musketiere, die man aber zu Pferd setzte, um sie beweglicher zu machen; sie mußten dem entsprechend bald zu Fuß, bald zu Pferd kämpfen. Mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen widmete man auch der Artillerie oder dem „Feldzeug" große Aufmerksamkeit. (Siehe Belagerungsszene S. 231). Ihre Waffen waren nach Kaliber und Rohrlänge außerordentlich verschieden. Die deshalb vorhandenen mancherlei Geschütznamen verraten ein gut Teil Landsknechtspoesie; da gab es die scharfe Metz, die Kartaune, Notschlange, Nachtigall, Sängerin, Falkaune, das Falkonet, die Feldschlange, das Scharfentin, das scharfe Tindlein, dazu Mörser und Böller, Orgelgeschütze, Feuerbüchsen und Standbüchsen. — In der guten Jahreszeit standen die Landsknechte meist auf freiem Felde, wo sie ein Lager errichteten. In weitem Viereck oder Kreis lag da Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment. Die Offiziere wohnten in Zelten, die Gemeinen bauten sich kleine Hütten von Stroh und Brettern. Da hausten sie häufig zu zweien und vieren, bei ihnen Weiber, Dirnen, Buben und Hunde, oft in zügellosester Weise; oder sie umlagerten die Buden der Marketender und die Plätze zum Kartenspiel. Notdürftige Ordnung suchte der „Profoß" aufrecht zu erhalten. Oft wurde um das Lager eine Wagenburg geschlagen; man schob die mitgeführten Wagen in doppelter oder mehrfacher Reihe aneinander und verband sie mit Ketten oder Klammern; nur hier und da blieb ein Eingang, der aber ständig bewacht wurde. (Siehe Bild S. 232.) Ein Marsch ging meist nur langsam von statten, da jedem Regiment ein ungeheurer Troß folgte. Auf einem Wagen saßen oft zehn bis zwölf Weiber, ebensoviel Kinder und etwa sechs Jungen, „wie die Raupen im Kohl", wie sich Wallhausen, ein Kriegschronist jener Zeit, ausdrückt. Und um die Wagen zogen in buntem Durcheinander die verschiedensten Waffengattungen. (Siehe Bild S. 234 bis 235.)



Landsknechte vor dem Gefecht. Nach einem Gemälde von F. Müller-Münster. (Text S. 236)

Vor der Schlacht schlug die Trommel „lerman, lerman!" und

Mansfeldsches Kriegsvolk auf dem Marsche. Na

…ach einem Gemälde von W. Schuch. (Text S. 233)

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München

Wallensteins Werbung um Isabella v. Harrach. Nach einem Gemälde von J. Leisten. (Text S. 242)

die Landsknechte schrieen: „Her! her! ihr frummen teutschen Landsknecht gut.“ Auf dem freien Platze vor dem Lager traten sie in Schlachtordnung an, Fähnlein neben Fähnlein. In ihren besseren Zeiten knieten sie dann nieder und sprachen ein Gebet (siehe Bild S. 233) oder sangen auch ein Lied. Den Kampf begann in der Regel ein „verlorner Haufe“, das waren besonders tüchtige Leute; dann folgten die übrigen oder der „helle Haufe“. Hatten sie den Sieg gewonnen und durch ihn vielleicht eine Stadt erobert, dann gab's wohl reiche Beute. Infolgedessen prangte gar mancher, der vorher „abgerissen“ war, in reichem Gewand, und mancher Säckel war straff von Gold; aber in wüsten Zechgelagen schwand der schnell erworbene Reichtum ebenso rasch wieder dahin. (Siehe Bild S. 231.)

Recht traurig erging es den aus dem Sold entlassenen Landsknechten. Meist zogen sie als arme „Schwartenhälse“ oder „Gartbrüder“ bettelnd und stehlend durch Dörfer und Städte, eine wahre Landplage, bis sie ein neuer Herr in seinen Sold nahm, oder bis sie elend umkamen. Kein Wunder, wenn Sebastian Franck zürnend von ihnen schreibt: „Aber das unchristliche und verlorne Volk, dessen Handwerk ist Hauen, Stechen, Rauben, Morden, Spielen, Brennen, Saufen, Gotteslästern, freventlich Witwen und Waisen machen, ja, das sich dann des Unglücks anderer freut, mit jedermanns Schaden sich nährt und außerhalb und innerhalb des Krieges auf den Bauern liegt, die nicht allein jedermann schätzen und schinden, sondern auch sich selbst nicht nutz sind, kann ich mit keinem Schein entschuldigen, daß sie nicht aller Welt Plage seien.“ Kein Wunder auch, daß viele Landesherren zum Schutze ihrer Untertanen allen Beamten, „ja auch den armen Leuten und Angehörigen selbst“, wiederholt befahlen, „dieselben Gartbrüder handfest zu machen, gefänglich anzunehmen und sie in das nächste Gericht mit ihren Wehren, Waffen und Rüstungen wohlverwahrlich zu bringen.“

Aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Nach einer Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens hatte der Landesherr über die Religion seiner Untertanen zu entscheiden; den Andersgläubigen war jedoch Auswanderung gestattet. In Ausübung ihres Rechtes leiteten darum manche katholische Fürsten auf ihrem Gebiet eine lebhafte Gegenreformation ein. Dies, sowie die Unklarheit und Vieldeutigkeit anderer Friedensbestimmungen, z. B. in Bezug auf die geistlichen Güter, deren Bewohner etwa evangelisch würden, mußte bald die Quelle zu allerlei Feindseligkeiten zwischen Protestanten und Katholiken werden. Die Spannung erreichte schließlich einen bedrohlichen Grad durch das rücksichtslose Vorgehen des fanatischen Ferdinand von Steiermark, der den Grundsatz befolgte: „Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer,“ und des kaum milder gesinnten Maximilian von Bayern, der z. B. die durchaus protestantische Reichsstadt Donauwörth, die vom Kaiser wegen geringer Ursache geächtet worden war, mit Hilfe der Jesuiten katholisierte. Darin sahen alle Protestanten eine Vergewaltigung ihrer Glaubensgenossen, und unter dem frischen Eindruck solcher Ereignisse kam im Mai 1608 eine schon lang erstrebte Schutzvereinigung der protestantischen Fürsten und Städte zu stande, die Union, an deren Spitze Kurfürst Friedrich von der Pfalz trat. Ein Jahr darauf gründete Maximilian von Bayern mit mehreren katholischen Fürsten einen ähnlichen Bund, die Liga. Der Kampf zwischen beiden Parteien schien unmittelbar bevorzustehen; doch die Waffen senkten sich nochmals, und erst ein Jahrzehnt später entbrannte jener furchtbare Krieg, der Deutschland fast zur Wüste machte. In Böhmen, wo zweihundert Jahre früher schon einmal die verderbliche Kriegsfackel emporgelodert war, kam er zum Ausbruch. — Die dortigen Protestanten hatten im Jahre 1609 durch ihren Landes-

herrn, Kaiser Rudolf II., freie Religionsübung zugesichert erhalten. In der darüber ausgestellten Urkunde, dem sogenannten „Majestätsbriefe“, hieß es z. B.: „Keine der beiden in Böhmen vorhandenen Religionen soll die Anhänger der anderen des Glaubens wegen schänden oder lästern, sondern beide sollen verbunden sein und bleiben. Die drei evangelischen Stände, sowohl der Herren- und Ritterstand als auch die Städte, sollen die Religion geraum und frei an allen und jeden Orten treiben und üben, bei ihrem Glauben und Religion, Priesterschaft und Kirchenordnung bis zu gänzlicher, einhelliger Vergleichung wegen der Religion im H. R. Reiche gelassen werden. Im Fall jemand aus den drei evangelischen Ständen über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereits im Besitz sind und die ihnen zuvor zuständig, es sei in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst oder auch Schulen zum Unterrichte der Jugend aufbauen lassen wollte, soll solches sowohl dem Herren- und Ritterstande als auch den Städten samt und sonders jederzeit frei stehen ohne allermänniglichen Verhindern.“ Zugleich mit dem Majestätsbrief wurde noch ein „Vergleich“ vereinbart, wonach auch die Einwohner königlicher Güter das Recht protestantischen Kirchenbaues haben sollten. Die verschiedene Auslegung dieses Zugeständnisses gab bald Anlaß zu Streitigkeiten. Die Protestanten verstanden unter königlichen Gütern auch die geistlichen Güter, da sie zum „Krongut“ gehörten; die Katholiken aber wollten diese Deutung nicht gelten lassen. Auf Grund der letzteren Auffassung hatte der Kaiser schon im Jahre 1611 infolge einer Beschwerde des Abtes von Braunau einen dort begonnenen protestantischen Kirchenbau verboten, und ähnlich ließ der Erzbischof von Prag in Klostergrab, das zu seinem Sprengel gehörte, eine neu erbaute protestantische Kirche schließen. Auch sonst hatte sich die kaiserliche Regierung unzweifelhaft manche Verletzung des Majestätsbriefes erlaubt und so die protestantische Bevölkerung in berechtigte Aufregung versetzt. Die Gärung wuchs, als Ferdinand von Steiermark zum böhmischen König ersehen wurde und den Kaiser Matthias zu noch schärferem Vorgehen gegen die Protestanten anspornte. Mußte man doch jetzt gänzliche Vernichtung des evangelischen Glaubens befürchten. Als alle Vorstellungen bei den kaiserlichen Statthaltern nichts fruchteten, als der Erzbischof von Prag die Kirche in Klostergrab sogar niederreißen ließ, sandten die protestantischen Stände, an ihrer Spitze Graf Heinrich Matthias v. Thurn, eine Beschwerdeschrift an den Kaiser. Aber die Antwort enthielt nichts als Vorwürfe und Drohungen, so daß man annahm, sie sei nicht in der kaiserlichen Kanzlei, sondern von den Prager Statthaltern verfaßt. Darum richtete sich der ganze Haß gegen diese. Am 23. Mai 1618 erschienen bewaffnete protestantische Edelleute im Prager Schloß, gefolgt von einer großen Volksmenge; sie drangen ins Beratungszimmer der Regierung ein und stürzten nach einer kurzen, aber erregten Verhandlung die besonders verhaßten Statthalter Martinitz und Slawata samt ihrem Geheimschreiber Fabricius zum Fenster hinaus. Diese Gewalttat bezeichnet man als den letzten Anlaß des Dreißigjährigen Krieges; denn nun setzten die Böhmen eine protestantische Regierung von dreißig Mitgliedern ein, und so war ein Ausgleich mit dem Kaiser außerordentlich erschwert; das Kriegsrad kam ins Rollen; bald stand das ganze Land in offenem Aufruhr.

An die Spitze der böhmischen Scharen stellte sich Graf Thurn. Bald erhielten sie Hilfe von der Union, die ihnen einige tausend Mann unter Graf Ernst v. Mansfeld schickte (siehe Bild S. 234—235); ja auch Schlesien schloß sich dem Aufstand an. Der Kampf begann noch im Herbst desselben Jahres in den böhmisch-österreichischen Grenzgebieten, anfänglich mit wechselndem Glück, mehr und mehr aber zu Gunsten der Böhmen. In diesen Wirren starb Kaiser Matthias, am 20. März 1620, und ihm folgte der schon erwähnte Ferdinand von Steiermark, der gefürchtete Protestantenfeind. Seine Losung war natürlich gewaltsame Unterdrückung des Aufstandes. Freilich stellten sich

Der Tod des Grafen Ernst v. Mansfeld. Nach dem im Besitze des Krefelder Museumsvereins befindlichen Gemälde von Robert Forell. (Text S. 243)

Episode aus der Belagerung von Stralsund. Nach einem Gemälde von Karl Haeberlin. (Text S. 243)

ihm dabei zunächst große Schwierigkeiten entgegen; der Aufruhr hatte sich auch über Mähren verbreitet; ja selbst die österreichischen Protestanten machten mit den Böhmen gemeinsame Sache, als im Jahre 1619 Thurn mit einem Heere vor Wien erschien, und verlangten in drohender Haltung Bewilligung der Religionsfreiheit, wenn auch vergeblich. Die Böhmen wurden immer kühner; zu derselben Zeit, da Ferdinand in Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser gekrönt wurde, setzten sie ihn als ihren König ab und wählten dafür den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Am 31. Oktober zog er in Prag ein und wurde am 4. November mit großer Pracht gekrönt. Endlich gelang es Ferdinand, sich durch geschickte Verhandlungen eine ganz bedeutende Macht zu schaffen. Nicht nur Spanien und der Papst sicherten ihm Hilfe zu, sondern vor allem der tatkräftige Maximilian von Bayern und die Liga. Selbst einer der protestantischen Fürsten, Johann Georg von Sachsen, wurde für den Kaiser gewonnen, und die Union versprach, sich ferner nicht mehr am böhmischen Krieg zu beteiligen. Im Herbst des Jahres 1620 vollzog sich die Vereinigung der Kaiserlichen mit Maximilian und den Truppen der Liga, und bald darauf wichen die schlecht besoldeten und ernährten böhmischen Söldner vor der feindlichen Übermacht bis unter die Mauern von Prag zurück. Hier fiel am 8. November an dem Weißen Berg die Entscheidung. Tilly, der Feldherr der Liga, eröffnete um Mittag die Schlacht, und in kaum einer Stunde gewannen die Katholiken den Sieg. König Friedrich, der sich während des Kampfes sorglos an den Freuden der Tafel ergötzt hatte, suchte beim Eintreffen der Schreckenskunde sein Heil in schleuniger Flucht nach Schlesien. Seine

Zu den Laufgräben vor Magdeburg. Nach einer Originalzeichnung von J. Schgoer. (Text S. 246)

Tilly in Magdeburg. (Text S. 246)

Feinde nannten ihn seitdem spottend den „Winterkönig", da sein Königtum nur einen Winter gedauert hatte. Mit ihm verließen auch viele seiner höchsten Anführer und Beamten die Hauptstadt, die nun keinerlei Widerstand mehr leistete, sondern sich auf Gnade und Ungnade ergab. Damit war Böhmen für den Kaiser zurückgewonnen. Dieser verhängte ein furchtbares Strafgericht über das unglückliche Land. 27 der angesehensten Führer des Aufstandes wurden auf dem Markte zu Prag enthauptet und ihre Güter konfisziert; andere mußten geächtet das Land verlassen; die evangelischen Geistlichen wurden vertrieben und die Untertanen unter Beihilfe der Jesuiten mit allen Mitteln der Gewalt gezwungen, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. So sank die Blüte des Landes dahin; die Bevölkerung, die vor dem Kriege noch vier Millionen zählte, ging herunter auf 7 bis 800000; „über das Land kam die Ruhe des Kirchhofs". Ähnlich wie in Böhmen, wenn auch nicht so furchtbar, wütete das harte Gericht auch in Mähren und Schlesien.

Der Krieg wäre jetzt beendet gewesen, wenn sich der Kaiser mit den erlangten Erfolgen begnügt hätte. Sein Ziel ging aber weiter; er wollte Friedrich von der Pfalz, der inzwischen nach Holland geflohen war, nicht nur der böhmischen Königswürde entsetzen, sondern auch seiner Erblande berauben und sprach darum am 21. Januar 1621 die Reichsacht über ihn aus. Er wurde dazu vor allem durch das Drängen Maximilians von Bayern veranlaßt, der für seine Hilfe die versprochene pfälzische Kurwürde verlangte. Die protestantischen Fürsten sahen in dem Vorgehen des Kaisers eine Bedrohung, und so kam es, daß der bisher rein böhmische Krieg zu einem allgemein deutschen, ja schließlich zu einem europäischen wurde. Die Union freilich, von der man wohl in erster Linie ein Eintreten für Friedrich hätte erwarten können, löste sich auf. Doch fand der unglückliche Pfalzgraf, der nach einer abenteuerlichen Reise wieder in seinem Lande eingetroffen war, Unterstützung bei Mansfeld, dem Markgrafen von Baden und Christian von Braunschweig. Sie brachten ein Heer von etwa 50000 Mann zusammen und waren anfangs in ihren Unternehmungen auch glücklich. Aber durch die entscheidenden Siege Tillys bei Wimpfen und Höchst geriet die Pfalz in die Hände der Feinde und Maximilian wurde im Februar 1623 tatsächlich mit der Kurwürde und der Oberpfalz belehnt, aber unter mancherlei Vorbehalten.

Wiederum wäre wohl Gelegenheit gewesen, dem Krieg ein Ende zu bereiten. Aber die Liga entließ ihr Heer nicht, sondern Tilly wandte sich zur Verfolgung von Mansfeld und Christian von Braunschweig nach Niedersachsen und verübte allenthalben Gewaltsamkeiten; so schloß er z. B. protestantische Kirchen und verjagte evangelische Geistliche. Darum rüsteten die niedersächsischen Stände und ernannten König Christian IV. von Dänemark, der zugleich Herzog von Holstein war, zu ihrem Führer. Um dieselbe Zeit setzte der König von England, der seinem Schwiegersohn Friedrich von der Pfalz beizustehen gedachte, Mansfeld und Christian von Braunschweig durch reiche Geldmittel in den Stand, neue Truppen anzuwerben. Beide verbanden sich dann mit Christian von Dänemark, und so verfügten die Protestanten wieder über ein Heer, das dem der Liga überlegen war. Der Kaiser befand sich in Verlegenheit; die von Maximilian erbetene Unterstützung vermochte er aus finanziellen Gründen nicht zu leisten; auch empfand er die Abhängigkeit von der Liga schon längst als drückend. Gern nahm er darum im Jahre 1625 das Anerbieten Albrecht von Wallensteins an, der ihm ein Heer schaffen wollte, ohne daß ihm

Plünderer im Dreißigjährigen Kriege. Nach einem Gemälde von C. Boppo. (Text S. 246)

Original in der Alten Pinakothek zu München. Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland.

Nach einem Gemälde von Anton van Dyck.

Tilly in Rothenburg ob der Tauber. Nach einem Gemälde von F. Birkmeyer. (Text S. 246)

die geringsten Kosten daraus entstehen sollten. — Wallenstein, eigentlich Waldstein (siehe Einschaltbild), wurde im Jahre 1583 als Sproß eines böhmischen Adelsgeschlechts von protestantischen Eltern geboren. Da diese aber frühzeitig starben, ließ ihn ein Oheim im Jesuitenkolleg zu Olmütz unterrichten, so daß er später zur katholischen Kirche übertrat. Auf weiten Reisen durch Holland, England, Frankreich und Italien vollendete er seine Ausbildung; dann nahm er im Heere des Kaisers Kriegsdienste gegen Türken und Venetianer und zeichnete sich dabei rühmlichst aus. Glänzende Tapferkeit bewies er auch in der Schlacht am Weißen Berge, wo er als Reiteroberst kämpfte. Durch seine Vermählung mit der reichen Witwe Lukretia Nekyssowa v. Landeck, die frühzeitig starb, war er Besitzer ausgedehnter Güter in Mähren geworden. Da er zu gleicher Zeit auch von seinem Oheim ein großes Erbe überkam, konnte er für einen der reichsten Standesherren Böhmens gelten. Was ihm noch fehlte, war die Gunst des Wiener Hofes, und die suchte er zu erreichen, indem er sich im Jahre 1617 um die Hand der schönen Gräfin Isabella v. Harrach bewarb, der Tochter eines mächtigen Günstlings der Hofburg. (Siehe Bild S. 236.) Seine Werbung war in jeder Beziehung von Erfolg gekrönt. Er durfte nicht nur die reizende Gräfin heimführen, sondern der Kaiser, der schon wiederholt ansehnliche Darlehen von ihm erhalten hatte, verlieh ihm auch die Herrschaft Friedland und erhob ihn in den Grafenstand, später sogar in den Reichsfürstenstand. Durch billige Güterankäufe bei den böhmischen Konfiskationen wuchs sein Reichtum immer mehr, so daß sein Grundbesitz auf etwa 4000 qkm geschätzt wird. Es war ihm daher ein leichtes, dem Kaiser ein Heer zur Verfügung zu stellen.

In Böhmen, Franken und Schwaben schlug er seine Werbeplätze auf, und angelockt durch den Ruf seines Reichtums und seiner Tapferkeit, strömte das Kriegsvolk scharenweise unter seine Fahnen, so daß er in kurzer Zeit ein Heer von etwa 25000 Mann beisammen hatte. Mit richtigem Feldherrnblick wußte er jeden an seinen Platz zu stellen und durch strenge Kriegsgesetze bald Ordnung in die bunt zusammengewürfelten Massen zu bringen, so daß der Wachtmeister in Schillers „Wallensteins Lager“ mit Recht sagen konnte:

„Wer hat den Nachdruck und hat den Verstand, den schnellen Witz und die feste Hand, diese gestückelten Heeresmassen zusammenzufügen und zu passen? Wer ist, der es uns merket an, daß wir aus Süden und aus Norden zusammengeschneit und geblasen worden? Sehn wir nicht aus wie aus einem Span? Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen, recht wie zusammengeleimt und gegossen? Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink ineinander auf Wort und Wink? Wer hat uns so zusammengeschmiedet, daß ihr uns nimmer unterschiedet? Kein anderer sonst, als der Wallenstein.“

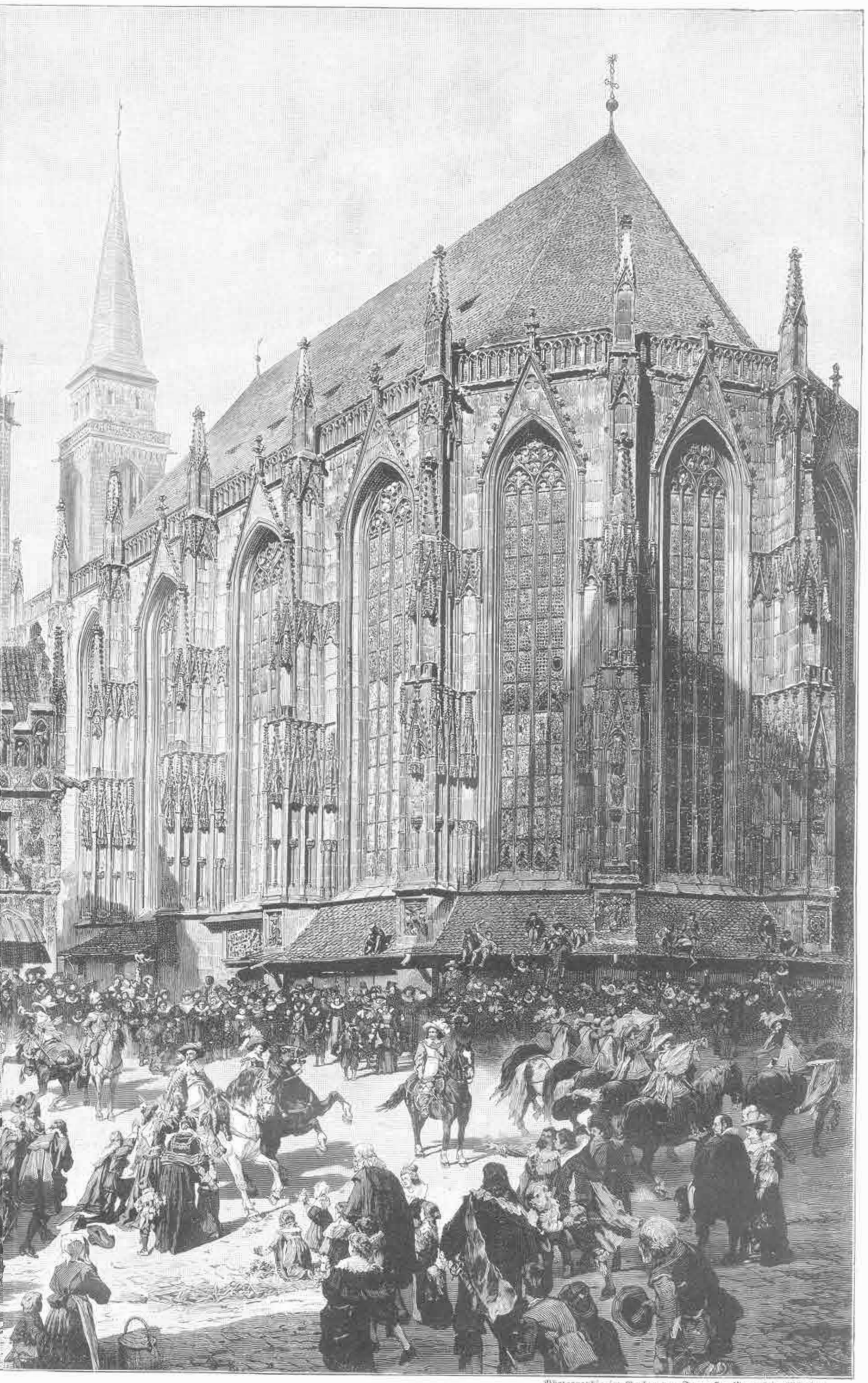
Dieser seltene Mann wurde alsbald vom Kaiser zum Generalissimus ernannt und erhielt in militärischer und politischer Beziehung weitgehende Vollmachten, allerdings auch eine Reihe von Vorschriften. Nur die wichtigsten seien erwähnt! Die Behandlung und Entlassung der Kriegsgefangenen wird ihm anheimgegeben, mit Ausnahme der vornehmsten Standesherren, die er nicht ohne kaiserlichen Befehl freilassen soll; in den eroberten Orten und Landschaften darf er „zur Erhaltung der Soldateska“ Kontributionen erheben; den Fürsten der Liga und Tilly gegenüber wird ihm gutes Einvernehmen zur Pflicht gemacht, z. B. soll er mit letzterem „guten Rats gebrauchen“. Er darf mit den Landesfürsten, deren Gebiet er berührt, unterhandeln; er soll stets versuchen, „durch sanfte, politische Mittel und Traktamenta die Gemüter zu gewinnen“, und die Waffen nur gegen halsstarrige Feinde gebrauchen. Später wurde diese Machtfülle noch erhöht, so daß schließlich der Kaiser von seiner Gewalt nur noch den Namen behielt.

Im Herbst 1626 zog Wallenstein an der Spitze eines Heeres von 40 bis 50000 Mann nach Niedersachsen, um es zu entwaffnen

Die alte Schau mit der Sebalduskirche zur Zeit des Einzuges Gustav Adolfs

und die Dänen daraus zu vertreiben. An der Elbbrücke bei Dessau traf er mit Mansfeld zusammen, schlug ihn und eroberte sein ganzes Kriegsgeschütz. Der Besiegte eilte mit dem Rest seines Heeres nach Ungarn, um von dort aus mit dem aufständischen Fürsten Bethlen Gabor in die Erbländer des Kaisers einzufallen und dadurch

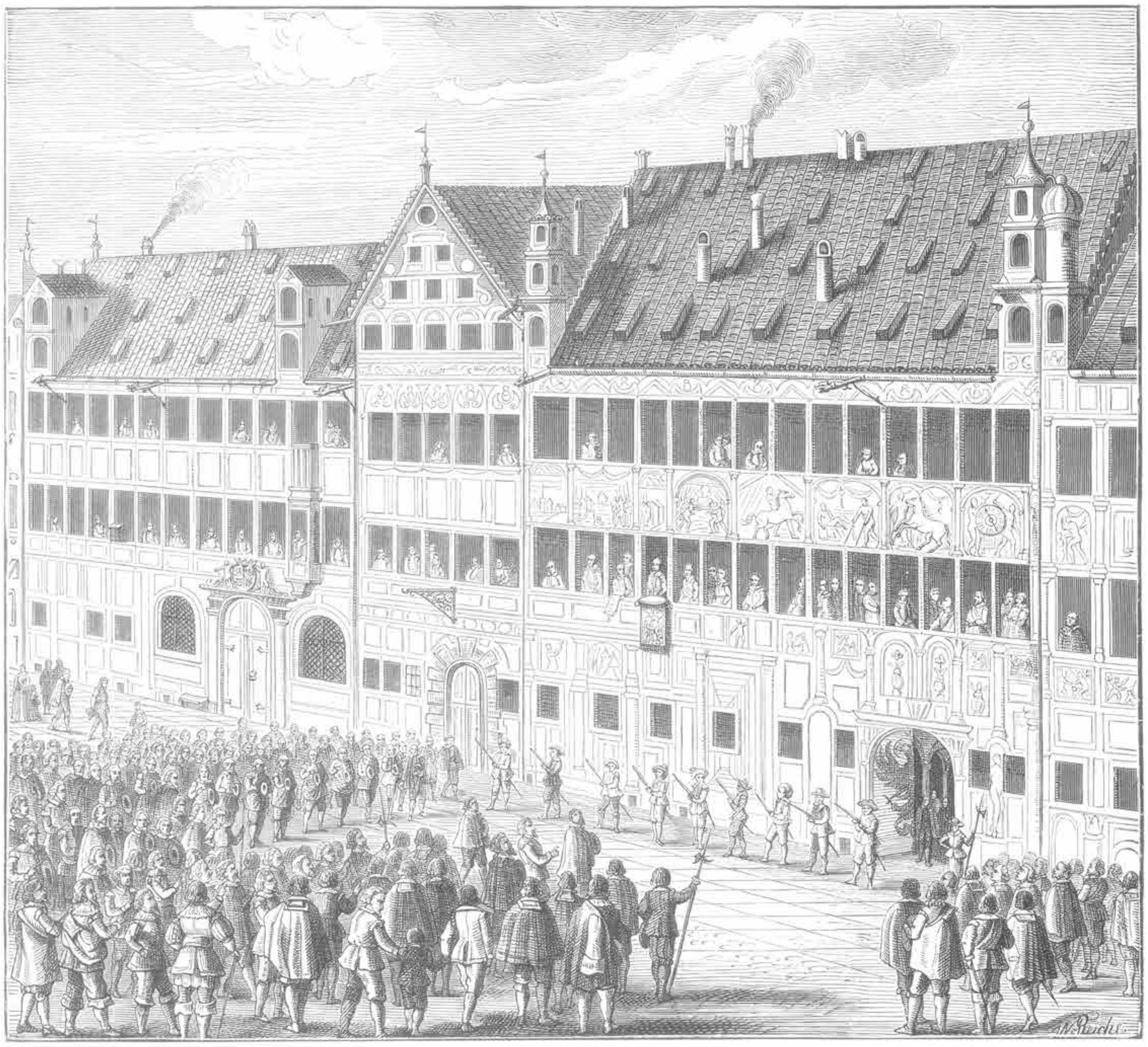
Wallenstein von Sachsen abzuziehen. Der Plan gelang aber nicht. Mansfeld wurde von Bethlen Gabor verlassen und von Wallenstein verfolgt; er entließ darum seine Truppen und versuchte mit kleinem Gefolge, sich über Venedig nach England zu retten. Aber in Bosnien er-


Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

in Nürnberg 1632. Nach dem Oelgemälde von Paul Ritter. (Text S. 247)

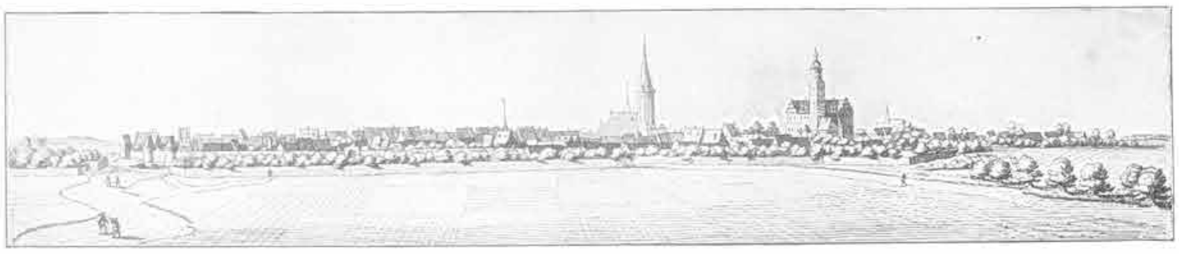
krankte er heftig. Als er sein Ende nahen fühlte, raffte er sich noch einmal auf, ließ sich Kleider und Harnisch anlegen und von zwei Dienern ans Fenster führen. Hier erwartete er stehend den Tod, der ein vielbewegtes Heldenleben beschloß. (Siehe Bild S. 237.) — Unterdessen hatte Tilly mit gewohntem Waffenglück den Dänenkönig vor sich her-getrieben und endlich bei Lutter am Barenberg vollständig geschlagen, so daß ganz Niederdeutschland in seinen Händen war. Während des Winters von 1626 bis 1627 rüstete Christian IV. zwar ein neues Heer, aber nun fiel Wallenstein in seinen Landen ein. Mit einer furchtbaren Macht von 70000 Mann eroberte er Holstein, drang durch Schleswig bis in den Norden von Jütland und jagte den Feind auf seine Inseln. Dann vertrieb er die Herzöge von Mecklenburg, die mit Christian verbunden waren, und ließ sich ihre Länder vom Kaiser als Reichslehen zusprechen. Damit trat der kaiserliche „Generaloberst-Feldhauptmann“, wie sich Wallenstein jetzt nannte, in die Reihe der deutschen Landesfürsten ein. Alsbald dachte er daran, seine Herrschaft nach Pommern hin auszudehnen; er wollte auch Beherrscher des Baltischen Meeres werden; denn schon hatte ihn der Kaiser zum deutschen Admiral ernannt. Zur Erfüllung dieser Pläne war der Besitz der festen Hafenstadt Stralsund von entscheidender Bedeutung. Er ließ darum durch seinen Feldmarschall Arnim an die Stadt die Forderung stellen, eine kaiserliche Garnison aufzunehmen, um sie so seinem Willen dienstbar zu machen. Aber die würdigen Väter Stralsunds waren nicht geneigt, dem Ansinnen stattzugeben, sondern erteilten dem Abgesandten trotz seiner Drohung abschlägige Antwort. (Siehe Bild S. 238.) Darum schritt Wallenstein im Sommer 1628 mit allen Kräften zur Belagerung der Stadt und schwur, sie zu nehmen, „und wenn sie mit Ketten an den Himmel festgebunden wäre“. Aber mit mannhaftem Mut und heldenmütiger Tapferkeit widerstanden die Bürger monatelang allen Angriffen, und da sie dabei auch von Dänemark und Schweden unterstützt wurden, Wallenstein aber eine genügende Flotte nicht zur Verfügung stand, mußte er nach sechs Monaten die Belagerung aufgeben. Bei dem Mangel an Schiffen konnte er auch nicht an eine erfolgreiche Fortsetzung des Krieges gegen Christian von Dänemark denken; darum schloß er im Mai 1629 mit ihm den Lübecker Frieden. Christian erhielt alle seine Länder zurück, mußte aber die Rechtmäßigkeit der bayrischen Kur anerkennen, außerdem sich verpflichten, die mecklenburgischen Herzöge ihrem Schicksal zu überlassen und sich ferner nicht mehr in die Angelegenheiten Deutschlands einzumischen.

Wiederum hätte der Kaiser Gelegenheit gehabt, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln und dem erschöpften Deutschland die ersehnte Ruhe zu geben. Aber leider ließ er sich von den Führern der streng katholischen Partei, vor allem von Maximilian, verleiten, die Erfolge Wallensteins zur Vernichtung des Protestantismus auszunutzen und so dem Kriege immer deutlicher den Charakter eines Religionskrieges aufzuprägen. Am 6. März 1629 erließ er das verhängnisvolle Restitutionsedikt, das den Protestantismus in seinen wichtigsten Lebensfragen traf. Es ordnete an, daß alle die geistlichen Güter, die von den Protestanten seit dem Passauer Vertrag eingezogen waren, an die katholische Kirche zurückgegeben werden sollten. Dabei handelte es sich in Norddeutschland um die Erzbistümer Magdeburg und Bremen, zwölf Bistümer und zahllose Stifter und Klöster, die schon seit Jahrzehnten durchaus protestantisch waren. Außerdem schloß das Edikt die Reformierten von dem augsburgischen Religionsfrieden aus und räumte den katholischen Reichsfürsten das Recht ein, den Protestantismus in ihren Ländern zu unterdrücken. Ein Schrecken ging durch das evangelische Deutschland; denn mit roher Gewalt wurde der kaiserliche Erlaß alsbald durchgeführt. Hier entriß man den Protestanten den lange gehegten Besitz; dort führte man sie mit Hilfe grausamer Soldaten in den Schoß der „allein selig machenden“ Kirche zurück. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte das Jammergeschrei der Unglücklichen, die um das Ende ihrer Drangsale flehten, und selbst



Das Fuggerhaus auf dem Weinmarkte in Augsburg. Huldigung der Augsburger Bürgerschaft vor Gustav Adolf. (Text S. 247)
Nach einem alten Kupferstich des Augsburger Archivs.

katholische Fürsten mißbilligten den unklugen Eifer Ferdinands. Dazu erregte das zuchtlose Treiben der Wallensteinschen Truppen allgemeine Unzufriedenheit, auch bei den Katholiken. Die furchtbaren Kontributionen, die allein aus Kurbrandenburg in den wenigen Jahren zwanzig Millionen Gulden herausgepreßt hatten, ebenso die unerhörte Grausamkeit der Soldaten, die in „barbarischer Weise wider die armen Leute mit Prügeln, Brennen und Plündern“ vorgingen, die ihnen die notdürftigsten Nahrungsmittel entzogen und sie zwangen, sich mit Trebern, Knospen und Gras zu sättigen, anderseits solchem Elend gegenüber der üppige Luxus und der frevelhafte Übermut der Obersten und Führer, endlich die ganz unnatürliche Machtstellung des Herzogs — das alles war nachgerade unerträglich geworden; ganz Deutschland seufzte nach Erlösung, und eine Flut von Bitten und Forderungen, Wallenstein und seine Raubscharen zu entlassen, drang auf den Kaiser ein. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1630 mußte er dem ungestümen Drängen nachgeben. Wallensteins Heer wurde aufgelöst, er selbst in schonender Form abgesetzt, aber gleichwohl der fortdauernden Gunst des Kaisers versichert. Grollend zog er sich auf seine böhmischen Güter zurück und harrte des Tages, da man seiner wieder bedürfen werde.



Ansicht von Lützen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.
Nach einem Stich aus der Lützener Sammlung des Herrn Oskar Planer.

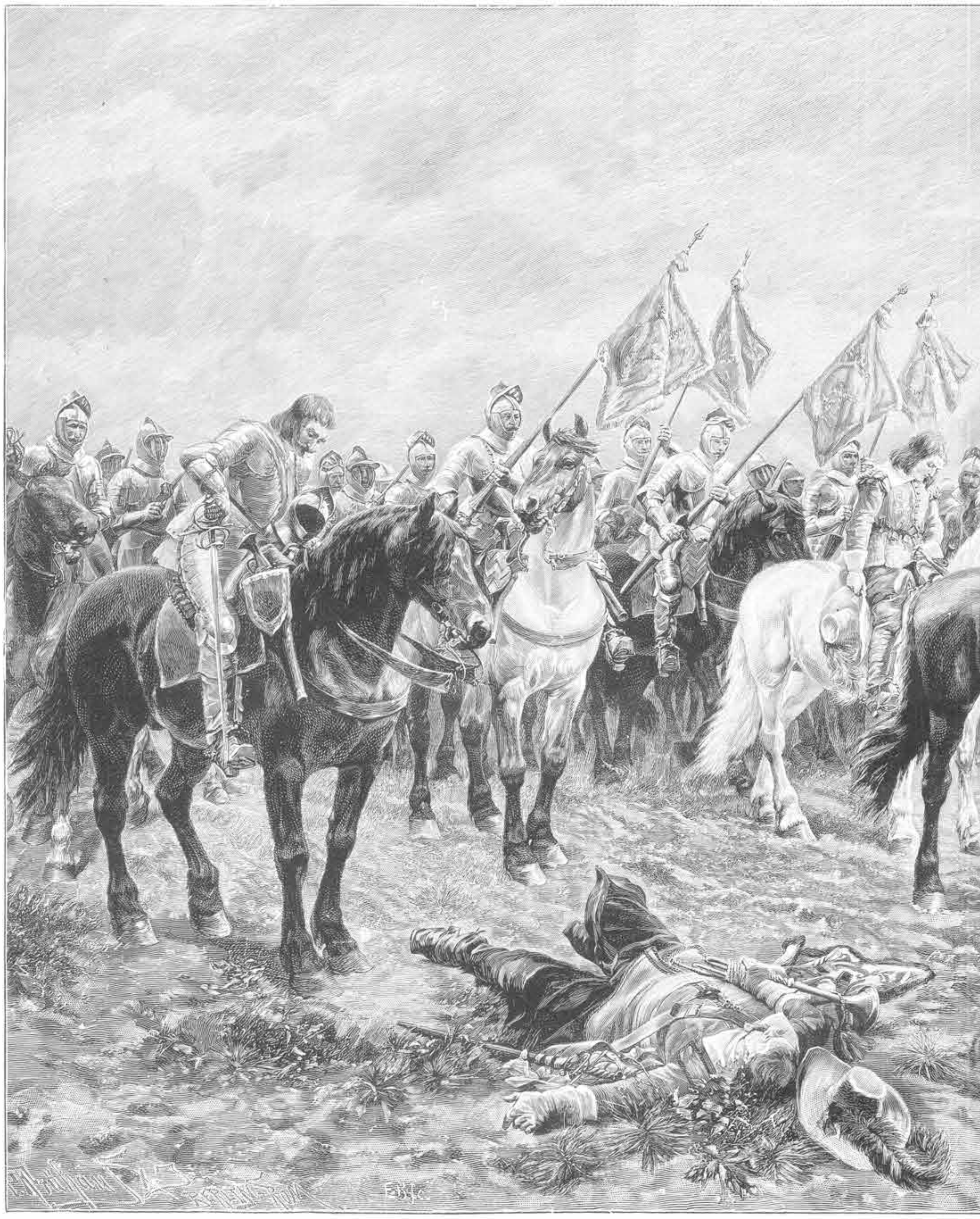
Dem durch das Restitutionsedikt gefährdeten Protestantismus erschien endlich im Jahre 1630 ein Retter in dem Schwedenkönig Gustav Adolf. (Siehe Einschaltbild.) Die Not seiner deutschen Glaubensgenossen erfüllte das Herz des frommen Königs mit inniger Teilnahme und veranlaßte ihn in erster Linie, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. Daneben leiteten ihn aber auch politische Gründe. Er lag im Streit mit seinem Vetter Sigismund, dem Herrscher von Polen, weil dieser sein Königtum nicht anerkennen wollte, und dabei war Sigismund von Kaiser Ferdinand durch eine Abteilung Wallensteiner unterstützt worden. Noch schroffer stießen die Interessen Schwedens und Habsburgs auseinander, als des Kaisers Pläne an der Ostsee offenbar wurden; denn auch Schweden erstrebte die Herrschaft über dieses Meer, weshalb es ja auch Stralsund gegen Wallenstein unterstützt hatte. So erklärt es sich, warum Gustav Adolf der wachsenden Macht Ferdinands entgegenzutreten suchte. Am 24. Juni 1630 landete der König mit 15000 Mann an der Küste Pommerns. Gleich ihm war auch sein Heer von religiöser Begeisterung erfüllt; diese sowie die strengste Manneszucht, die Brandschatzen und Plündern verabscheute, hielt die einheitliche und gründlich geschulte Truppe fest zusammen, und mit treuester Hingebung folgte sie ihrem heldenhaften König. Bald waren die vereinzelten kaiserlichen Heerhaufen aus Pommern verjagt, bald auch aus Mecklenburg und Brandenburg; der Herzog von Pommern und die vertriebenen Mecklenburger Fürsten schlossen sich Gustav Adolf an; durch entlassene Soldaten Mansfelds und Christians von Braunschweig wuchs sein Heer zu beträchtlicher Höhe. Aber in Brandenburg wurde sein Vormarsch unerwartet gehemmt. Der König verlangte vom Kurfürsten Georg Wilhelm entweder Anschluß oder wenigstens Durchmarsch durch das feste Küstrin und Einräumung der Festung Spandau zur Sicherung seiner Rückzugslinie; aber der Kurfürst zögerte; ebenso verhielt sich Johann Georg von Sachsen zurückhaltend, trotz offenbarer Erbitterung gegen den Kaiser, da er nicht geneigt war, die Einmischung einer fremden Macht in Deutschland zu dulden. Doch gelang es dem König in dieser Zeit, sich von Frankreich einer jährlichen Geldhilfe von 400000 Talern zu versichern.

Die Verzögerung des schwedischen Vormarsches wurde namentlich für Magdeburg verhängnisvoll. Diese Stadt hatte sich der Einführung des Restitutionsediktes widersetzt und wurde darum seit dem Frühjahr 1631 von Tilly und Pappenheim mit großer Macht be-

Die Äbtissin von Frauenchiemsee. Nach einem Gemälde von C. v. Piloty. (Text S. 250)

lagert. Die Bürger wehrten sich jedoch in der Hoffnung auf Gustav Adolfs Hilfe ungemein tapfer; hatte er doch schon seinen Obersten Falkenberg geschickt, damit derselbe ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehe. Aber die feindlichen Laufgräben rückten den Mauern immer näher (siehe Bild S. 238); immer trostloser wurde die Lage der Eingeschlossenen, und der ersehnte Retter erschien nicht. So fiel denn die blühende Stadt am 20. Mai 1631 in Feindeshand, und Tillys fürchterliche Banden wurden gegen die unglücklichen Bewohner „losgelassen". Auf Straßen und Höfen, in Stuben und Kellern erhob sich ein entsetzliches Würgen und Plündern. (Siehe Bilder S. 239 und 240.) „Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wut des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wut zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. 53 Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. In ununterbrochener Wut dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag die volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen." (Friedrich v. Schiller, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.) Über 30000 Menschen sollen damals umgekommen sein.

Nach dem Falle Magdeburgs wurde die kaiserliche Politik den Protestanten gegenüber immer gewalttätiger. So überschwemmte Tilly mit seinen Scharen Kursachsen und ließ es furchtbar brandschatzen, um es zu unbedingtem Anschluß zu zwingen. Er erreichte aber das Gegenteil; Johann Georg verband sich endlich mit Gustav Adolf, wie kurz vorher auch der Kurfürst von Brandenburg, und die vereinigten Sachsen und Schweden gewannen am 17. September 1631 bei Breitenfeld einen herrlichen Sieg über Tillys Heer. — In jene Herbsttage versetzt uns das Bild S. 241. Tilly zog die Trümmer seines Heeres in Franken zusammen und wollte die alte Stadtfeste Rothenburg ob der Tauber besetzen, da sie als Kornspeicher des Frankenlandes galt. Aber sie erwies hartnäckigen Widerstand; doch als gegen Abend des 30. September ihr Pulverturm infolge eines Granatschusses in die Luft flog, wurde den Belagerern eine breite Bresche bereitet, und die Stadt mußte sich ergeben. Alsbald zog Tilly an der Spitze seiner beutegierigen Scharen durch die geöffneten Tore, und es begann die entsetzlichste Plünderung; ja die erbitterten Kriegsobersten begehrten laut die gänzliche Zerstörung der widerspenstigen Stadt. Auf dem Markte warfen sich jammernde Frauen mit ihren Kindern dem unheimlichen Tilly und seinen Generalen in den Weg und flehten um Erbarmen. Doch der Feldherr würdigte sie kaum eines Blickes und war zu blutiger Strenge geneigt; der Rat der Stadt sollte sogar hingerichtet werden. Endlich, so erzählt die Chronik, sagte Tilly Gnade zu, wenn einer der Ratsherren den gewaltigen Ratspokal, der ihm kredenzt wurde, auf einmal austrinken könnte. Der Altbürgermeister Nusch erklärte sich dazu bereit, leerte den etwa zwölf Schoppen haltenden Becher bis auf die Nagelprobe und rettete so die Stadt.



Gustav Adolfs Gebet vor der Schlacht bei L

Gustav Adolf wandte sich nach seinem Siege westwärts. Durch Thüringen zog er nach Franken, überall Furcht und Schrecken unter den katholischen Fürsten verbreitend, aber mit Jubel von den Protestanten empfangen. Bald waren die gesegneten Gebiete des Mains und Mittelrheins in seinem Besitz, so daß er in Mainz sein Winter-

quartier aufschlagen konnte. Im Frühjahr 1632, nachdem er sein Heer auf 40000 Mann gebracht hatte, rückte er über Nürnberg nach Bayern vor, um die katholische Macht an ihrem vornehmsten Sitz zu treffen. Am 21. März hielt er Einzug in Nürnberg; er wurde vom Rat feierlich empfangen und von der Bevölkerung mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüßt. Dies zeigt unser Bild S. 242 und 243. Vor der herrlichen Sebalduskirche hält der König auf seinem weißen Schlacht-

ützen. Nach dem Gemälde von Louis Braun.

roß; adelige Damen und junge Patrizier huldigen ihm, liebliche Kinder reichen ihm Sträuße und streuen Blumen; ringsum drängt sich jubelnd das Volk. Von Nürnberg aus begab sich der König an die Donau und nahm Donauwörth ein. Seinem weiteren Vormarsch stellte sich zwar Tilly am Lech entgegen und wehrte ihm in einem furchtbar befestigten Lager den Übergang über den Fluß; doch Gustav Adolf erzwang sich den Weg durch heldenmütigen Kampf. Tilly wurde dabei tödlich verwundet, so daß er 14 Tage darauf in Ingolstadt starb. Jetzt stand Bayern dem Schwedenkönig offen. Er eroberte Augsburg, belegte es mit einer Besatzung und nahm die Bürger in Pflicht. Vor dem Fuggerhause, wo einst Karl V. als Gast eingekehrt war, brachten sie ihm ihre Huldigung dar. (Siehe Bild S. 244.) Alsdann zog der König in München ein, während Maximilian nach Regensburg zurückwich. So hatte er in einem Siegeszuge die Hauptstadt des gefährlichsten Gegners erreicht, und der Weg nach den kaiserlichen Erbländern war ihm geöffnet. Wahrlich, ein großartiger Erfolg!

Kaiser Ferdinand geriet durch die Ereignisse der letzten Monate in die schwerste Bedrängnis; denn fast wehrlos stand er dem siegreichen Feinde gegenüber. In solcher Not entschloß er sich, Wallenstein wieder um Aufstellung und Führung eines Heeres zu bitten. Dieser versprach auch nach längerem Zögern, binnen drei Monaten ein Heer auszurüsten, und wirklich gelang es dem Zauber seines Namens, in dieser kurzen Zeit 40 000 Mann unter die Fahnen zu bringen. Aber nun weigerte er sich, die Führung zu übernehmen, und erst gegen die ausgedehntesten Vollmachten erklärte er sich im April dazu bereit. Er erhielt den Oberbefehl ohne jeglichen Vorbehalt, das Recht der Konfiskation und Begnadigung in den eroberten Provinzen, die Befugnis, mit den Reichsfürsten wegen des Friedens zu verhandeln, und endlich das Fürstentum Glogau als Pfand für Mecklenburg. Noch nie war ein kaiserlicher Feldherr mit solcher Machtfülle ausgestattet worden. — Im Mai 1632 führte er sein Heer nach Böhmen, das inzwischen von den Sachsen in Besitz genommen war, und vertrieb sie. Dann wandte er sich auf wiederholtes dringendes Bitten Maximilians von Bayern gegen Nürnberg, wo Gustav Adolf in einem wohlverschanzten Lager stand. Er verharrte ihm gegenüber wochenlang ebenfalls in überaus fester Stellung. Dann zog Gustav Adolf nach einem vergeblichen Angriff an die Donau; Wallenstein aber fiel in Sachsen ein und eroberte Leipzig. Sofort eilte jedoch der Schwedenkönig seinem Bundesgenossen zu Hilfe, und bei Lützen, unweit Leipzig (siehe Bild S. 244), fiel alsdann am 16. November die blutige Entscheidung. Am Morgen der Schlacht bedeckte dichter Nebel die weite Ebene. Im Schutze desselben ordnete der König seine Scharen; dann faltete er die Hände zum Gebet (siehe nebenstehendes Bild), und sein Heer sang beim Klang der Trompeten das von ihm gedichtete Lied:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obschon die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu verstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davor dir wird recht angst und bang,
Es wird nicht lange währen.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was dem tut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott,
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen."

Als gegen elf Uhr der Nebel zu weichen begann und der Feind sichtbar wurde, sprengte der König an der Spitze seines rechten Flügels vorwärts gegen die Landstraße, aus deren Gräben Wallensteins Geschütze Tod und Verderben sprühten. Unter ungeheuren Opfern wurden die ersten Linien überschritten; da kam die Nachricht, daß das Mitteltreffen wieder zurückgeworfen werde; der König eilte sogleich an der Spitze

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

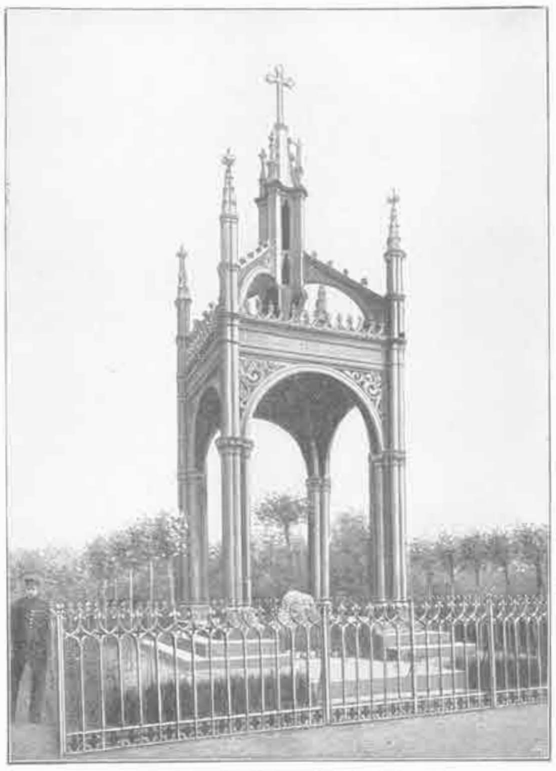
Die Einschiffung der Leiche Gustav Adolfs im Hafen von Wolgast am 15. Juli 1633. Nach einem Gemälde von C. G. Hellqvist.

Original in der Alten Pinakothek zu München. Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Gustav Adolf, König von Schweden.

Nach einem Gemälde von Anton van Dyck.

eines Reiterregiments den Weichenden zu Hilfe. Doch plötzlich zerschmetterte ihm eine feindliche Kugel den linken Arm, gleich darauf erhielt er einen Pistolenschuß in den Rücken, und tödlich getroffen sank er vom Pferde. Als nun sein mit Blut überströmter Schimmel reiterlos durch die Reihen der Schweden rannte, da ahnten diese ihres Königs Tod. Herzog Bernhard von Weimar stellte sich an ihre Spitze, und mit furchtbarem Anprall stürmten sie vorwärts, um den Toten zu rächen. Ein grosses Gemetzel begann, dem auch das unerwartete Eingreifen der Pappenheimschen Reiter nicht Einhalt tun konnte. Als der Tag sich neigte, wandte sich Wallensteins Heer zur Flucht, die Schweden hatten gesiegt. Doch unter welchem Opfer! Am anderen Morgen fanden sie den Leichnam ihres Königs, kaum kenntlich vor Blut und Wunden und zertreten von den Hufen der Rosse. Er lag nicht weit von einem großen Stein, der seitdem der „Schwedenstein“ genannt wird und jetzt von einem kapellenartigen Denkmal umgeben ist. (Siehe nebenstehendes Bild.) Die königliche Leiche wurde zunächst nach Weißenfels gebracht und von da in die Heimat übergeführt. Erst am 15. Juli 1633 kam sie im Hafen von Wolgast an, da sie unterwegs an verschiedenen Orten ausgestellt worden war. Von da aus wurde sie unter dem Donner der Schiffskanonen im Beisein der trostlosen Gattin nach Stockholm eingeschifft. (Siehe Bild S. 248.) Künftig übernahm der schwedische Kanzler Graf Oxenstierna die Leitung der schwedischen Kriegspolitik, und verschiedene Feldherren aus des Königs Schule, vor allem Herzog Bernhard von Weimar, führten den Kampf. — Wallenstein, der sich nach dem Tage von Lützen mit dem Rest seiner Truppen nach Böhmen begeben hatte, überlebte seinen großen Gegner nicht lange. Wohl brachte er sein Heer durch neue Werbungen bald auf mehr als 100000 Mann; aber er blieb meist untätig und beschränkte sich auf Verhandlungen mit Sachsen und Schweden. Infolgedessen bezichtigten ihn seine Feinde des Hochverrates, so daß er abgesetzt und schließlich am 25. Februar 1634 in Eger ermordet wurde. — Nach seinem Tode führte Erzherzog Ferdinand das kaiserliche Heer und gewann im September 1634 bei Nördlingen einen vernichtenden Sieg gegen die Schweden. Das hatte zur Folge, daß sich der Kurfürst von Sachsen von seinem bisherigen Bundesgenossen trennte und ein Jahr darauf in Prag mit dem Kaiser Frieden schloß. Bald traten auch andere protestantische Fürsten und Städte diesem Frieden bei.



Der Gustav Adolf-Denkstein bei Lützen.

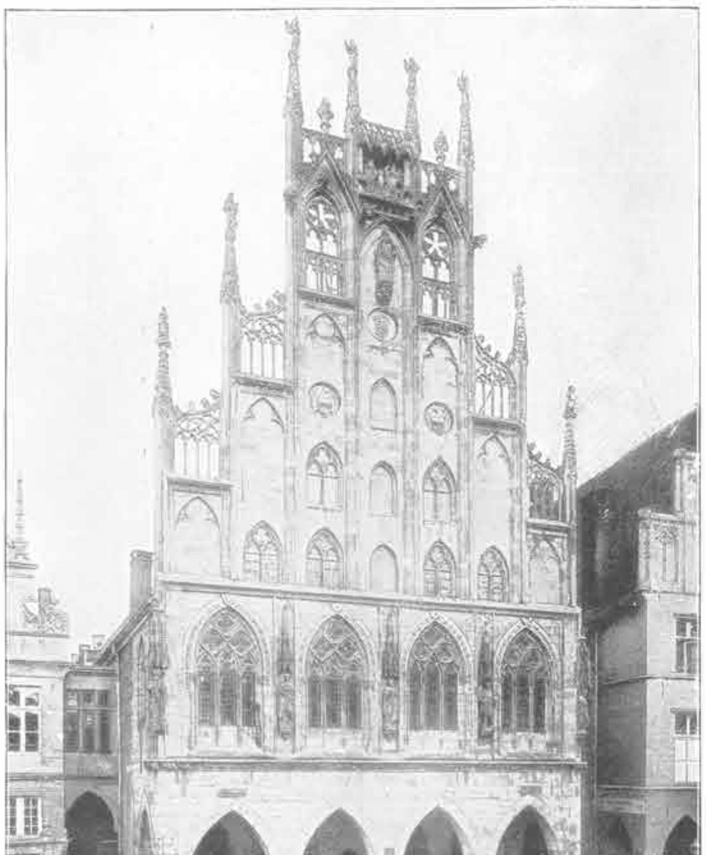
Doch der Krieg hörte damit nicht auf; er wurde von Schweden im Bunde mit Frankreich fortgesetzt, freilich jetzt kaum mehr im Dienste der Religion, sondern fast nur zu dem Zwecke, deutsche Länder zu erbeuten. Das arme, ausgesogene Deutschland wurde noch 13 Jahre lang der Tummelplatz wüster Soldatenhorden, die fast nichts als Raub und Plünderung, Mord und Brand auf ihre Fahnen schrieben. Und gerade die Schweden, die sich einst wegen ihrer

Marodeure. Nach einem Gemälde von W. Diez. (Text S. 251)

Nach dem Dreißigjährigen Kriege. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Manneszucht so rühmlich ausgezeichnet hatten, waren jetzt die berüchtigtsten Leuteschinder, die an Bürgern und Bauern die unerhörtesten Greuel verübten. Selbst in den verborgensten Winkeln wußten sie das versteckte Gut zu finden, ja sogar in Gräbern und Särgen spürten sie der armen Bauern elende Speise auf, und die Chronisten und Geschichtschreiber jener Zeit, wie z. B. der Pfarrer Martin Bötzinger oder der Dichter Grimmelshausen im „Simplicius Simplicissimus“, berichten uns übereinstimmend Dinge, bei deren Wiedergabe sich die Feder sträubt. „Unsere Magd ward dermaßen gemißhandelt, daß sie nicht mehr gehen konnte. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Kübel voll garstigen Mistlachenwassers in den Leib. Dann fing man an, die Steine von den Pistolen und an deren Statt der Bauern Daumen aufzuschrauben, wie sie denn auch einen von den gefangenen Bauern in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren. Einem anderen machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren heraussprang.“ So und ähnlich lautet die Totenklage in unzähligen Aufzeichnungen der überlebenden Augenzeugen. Nur selten waren die Heimgesuchten so glücklich, wie die Äbtissin Magdalena vom Kloster Frauenchiemsee, die nach einer frommen Überlieferung durch inniges Gebet zu Gott und der Himmelskönigin die wilden Schweden so bannte, daß sie das Kloster verschonten. (Siehe Bild S. 245.)

Das Jahr 1648 brachte endlich den heißersehnten Frieden. Zu Osnabrück wurde zwischen dem Kaiser, den evangelischen Ständen und Schweden, im Rathaus zu Münster (siehe nebenstehendes Bild) zwischen dem Reich und Frankreich verhandelt, und das Ergebnis erfuhr die Welt als sogenannten „Westfälischen Frieden“ am 24. Oktober. Es war freilich traurig genug. Zwar wurde der Augsburger Religionsfriede bestätigt und auch auf die Reformierten ausgedehnt; zwar behielten die Protestanten alle geistlichen Güter, soweit sie diese im Jahre 1625 innegehabt hatten; dafür lieferte man deutsche Landschaften an die Fremden aus. Frankreich bekam das Elsaß mit Ausnahme der zehn Reichsstädte, dazu die völlige Hoheit über Metz, Toul und Verdun, Schweden außer fünf Millionen Taler Kriegsentschädigung das westliche Pommern, die Insel Rügen, sowie die Bistümer Bremen und Verden. Entsprechend wurden die Besitzverhältnisse der deutschen Fürsten geregelt. Bayern z. B. behielt die Oberpfalz mit der Kurwürde. Die Rheinpfalz aber wurde dem Sohne des Winterkönigs zurückgegeben und ihm dazu eine neu errichtete Kur verliehen. Auch in Bezug auf die deutsche Verfassung traf man Bestimmungen. Die gesetzgebende Gewalt lag fortan beim Reichstage, der vom Kaiser und von den Ständen gebildet wurde; diese erhielten die volle Landeshoheit, einschließlich des Rechtes, untereinander und mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich, Bündnisse zu schließen; sie wurden somit von der Zentralgewalt durchaus unabhängig; das einst so stolze Reich war zerrissen und zerstückt.



Rathaus zu Münster, in welchem der Westfälische Friede geschlossen wurde.

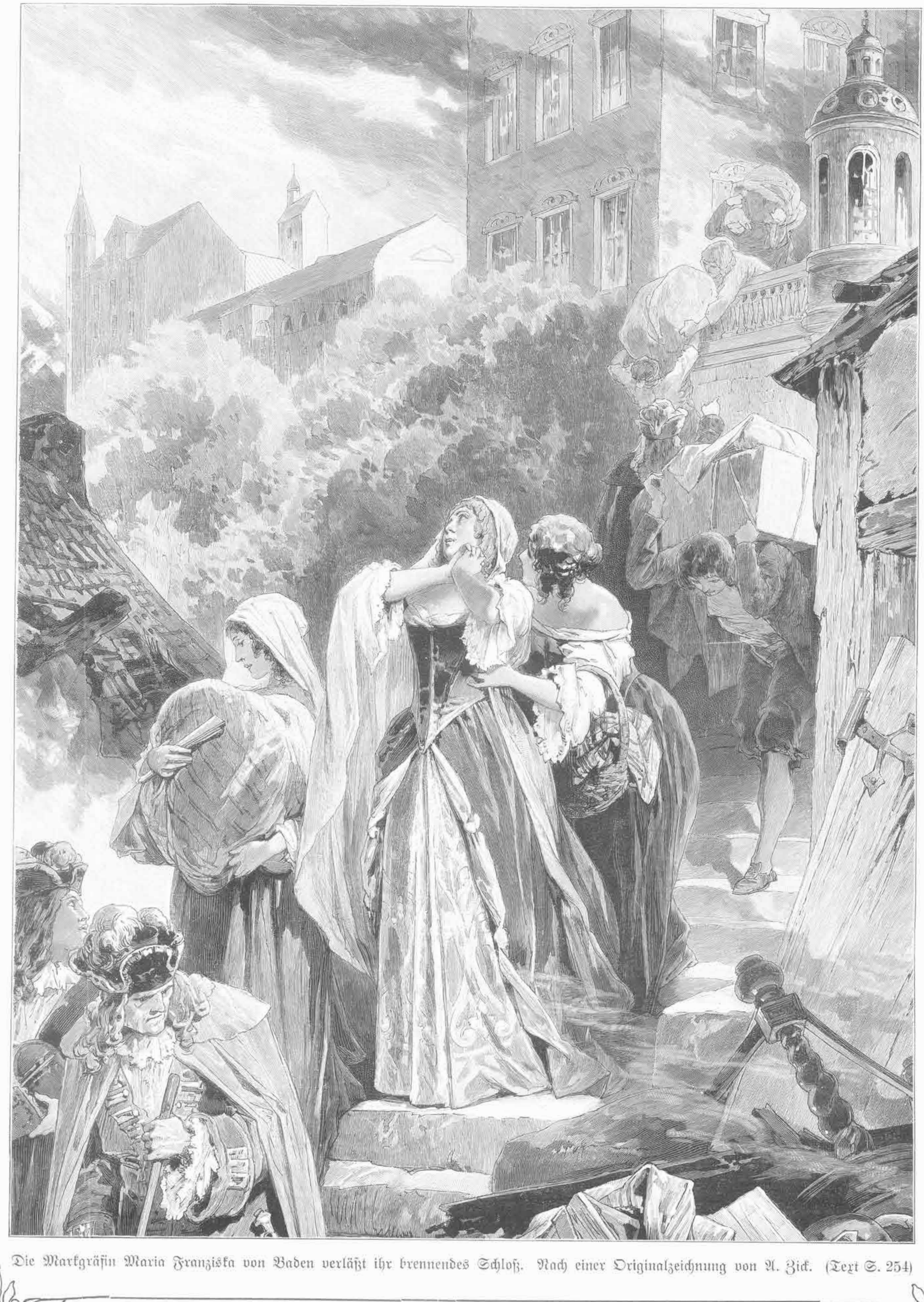
Und wie trostlos sah es überall im deutschen Lande aus! Ganze Gegenden waren menschenleere Wüsten. Tausende von Städten und Dörfern lagen in Schutt und Asche; auf den zerstampften Feldern wucherten Dornen und Disteln; Handel und Gewerbe stockten. Zwei Drittel der Einwohner hatte das Schwert, die Pest und der Hunger hinweggerafft; von den übrigen irrten Tausende heimatlos umher, krank und elend, in dürftige Lumpen gehüllt, wie die Tiere des Wal-

des, von ekler Speise sich nährend (siehe Bild S. 250); dazu durchzogen viele der ehemaligen Soldaten das Land als beutegierige Marodeure (siehe Bild S. 249) oder lauerten an den Straßen als Räuber und Mordgesellen. Nirgends herrschte Sicherheit, überall Jammer über Jammer. Herzzerreißend klagt ein Geschichtschreiber jener Zeit: „Wie jämmerlich stehen nun große Städte! Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken! Da liegen sie, verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Türen oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen? Sie haben sie verbrannt, zu Pferdeställen und Marketenderhäusern gemacht, die Altäre entweiht und die Glocken hinweggeführt. Ach Gott, wie jämmerlich stehet es auf den Dörfern! Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann oder ein paar alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voll Leichname und Äser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben- und untereinander, vom Hunger und von der Pest erwürget und voll Würmer, und sind von Wölfen, Hunden, Krähen und Raben gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. Deutschland lieget in Schmach, Armut und Herzeleid; die viel tausendmal tausend armen jungen Seelen, so unschuldig in diesem Kriege sind hingeschlachtet worden, schreien Tag und Nacht unaufhörlich zu Gott um Rache, und die Schuldigen, die es verursacht, sitzen in stolzer Ruhe, Freiheit, Frieden und Sicherheit und halten Gastereien und Wohlleben." (Batkin, Exidium Germaniae.)

Ludwigs XIV. Raubzüge an den Oberrhein.

In dem Westfälischen Frieden hatte Frankreich mit dem Elsaß auch die Landvogtei der zehn Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg u. s. w. bekommen, doch nur gegen das Versprechen, sie in ihrer Reichsfreiheit zu erhalten. Demnach sollte offenbar ihrer endgültigen Einverleibung vorgebeugt werden; aber es war auch der Zusatz gemacht worden, daß dem französischen Oberhoheitsrechte kein Abbruch geschehen dürfe. Die Bestimmungen waren also unklar und zweideutig und öffneten so französischer Begehrlichkeit Tor und Tür. Tatsächlich beanspruchte der ländergierige König Ludwig XIV., der Frankreichs Thron in der langen Zeit von 1643 bis 1715 inne hatte, die Reichsstädte, und mit List und Gewalt erreichte er auch sein Ziel, ohne daß ihn das schwache Deutsche Reich daran hindern konnte. Ja, er ging noch weiter. Im Jahre 1680 setzte er unter dem Namen „Reunionskammern" vier Gerichtshöfe ein, einen z. B. in Metz, einen anderen in Breisach; sie sollten, gestützt auf die Bestimmung des Westfälischen Friedens, daß Elsaß und die „anderen Landschaften mit allen ihren Dependenzen" an Frankreich abzutreten seien, untersuchen, was ihm noch alles zukomme. Auf Grund ihrer ganz willkürlichen Rechtssprüche verlangte er dann die Landeshoheit über alle angeblich einst zu den drei Bistümern Metz, Toul und Verdun, sowie zu der Landgrafschaft Elsaß gehörigen Lehen und ließ die betreffenden Gebiete gewaltsam besetzen, wenn ihre Besitzer sich nicht sofort den französischen Ansprüchen fügten. Dagegen erhob nun zwar der deutsche Kaiser, damals Leopold I. (1657 bis 1705), der Sohn und Nachfolger Ferdinands III.,

Die Zerstörung des Klosters Hirsau durch die Franzosen unter Melac. (Text S. 255)
Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Cloß.



Die Markgräfin Maria Franziska von Baden verläßt ihr brennendes Schloß. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 254)

Die Gräfin Zriny wirft die Fackel in den Pulverturm von Sigeth, um die Feste in die Luft zu sprengen. (Text S. 255)
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

im Verein mit dem Reichstage Vorstellungen, und es kam auch infolgedessen im Juli 1681 zu Frankfurt a. M. eine Konferenz zwischen beiden Parteien zu stande; aber während sich die deutschen Abgeordneten noch über allerlei Nichtigkeiten stritten, ob man z. B. im Viereck oder in Hufeisenform zu sitzen habe, ließ Ludwig am 30. September 1681 Straßburg mit Truppen besetzen und brachte so auch diese wichtige Stadt in seinen Besitz. Dazu blieben die endlich beginnenden Unterhandlungen in Frankfurt ohne Erfolg, weil die französischen Gesandten mit gewohnter Glätte jeder ernsten Untersuchung auswichen und übermütig auf ihres Königs Forderungen beharrten. Der Kaiser hätte am liebsten das Schwert gezogen; da aber das Reich nicht genügend gerüstet war und außerdem ein Türkenkrieg drohte, beschränkte er sich auf weitere Verhandlungen. Diese führten schließlich dazu, daß im Jahre 1684 zu Regensburg ein Waffenstillstand auf 20 Jahre abgeschlossen wurde, nach welchem Ludwig XIV. alle die Gebiete behalten sollte, die er bis zum 1. August 1681 besetzt hatte, und außerdem noch Straßburg.

Trotzdem betrieb Ludwig XIV. eifrig neue Rüstungen, und schon vier Jahre später brach er den Waffenstillstand. Den Vorwand gab ihm die Erbfolge in der Pfalz. Dort war am 16. Mai 1685 Kurfürst Karl kinderlos gestorben, so daß mit ihm die bisher herrschende Linie Pfalz-Simmern erlosch und die Kur laut Vertrag an die pfalz-neuburgische Linie überging. Ludwig erhob jedoch im Jahre 1688 für seine Schwägerin, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, welche eine Schwester des verstorbenen Kurfürsten war, Erbansprüche auf die pfälzischen Lande und ließ zur Bekräftigung ein Heer in die Pfalz einrücken. Es begann jener wüste Raubzug der Franzosen, der kaum in den Greueln des Dreißigjährigen Krieges seinesgleichen hat. Rasch waren die wichtigsten Orte der Pfalz besetzt; auch die wehrlosen Reichsstädte Worms, Speier und Mainz wurden zur Aufnahme einer französischen Besatzung gezwungen, und weit in das südwestliche Deutschland hinein streiften brandschatzende französische Heereshaufen. Als deshalb im kommenden Frühjahr deutsche Truppen sich gegen den Rhein bewegten, wurde in Versailles jener entsetzliche Befehl gegeben, der Frankreichs Namen für alle Zeiten mit Schmach bedeckt hat, nämlich durch Verheerung der Rheingegenden eine Wüstenei zu schaffen, um dadurch den Feinden das Eindringen in Frankreich unmöglich zu machen. Mit unerhörter Grausamkeit leisteten ihm Mélac und andere Anführer Folge. Wie Mordbrenner fielen ihre wilden Scharen über die blühenden Landschaften her und verwandelten die Dörfer und Städte in öde Schutt- und Aschenhaufen. So ging Heidelberg zum Teil in Flammen auf, Pforzheim, Rastatt, Bretten, Wiesloch, Kirchheim, Rohrbach und andere Orte wurden niedergebrannt; in Speier verjagten die Franzosen die Einwohner, plünderten die Stadt aus, erbrachen die altehrwürdigen Gräber im Dom und trieben mit den Gebeinen der salischen Kaiser rohen Spott. Den jammernden Bürgern von Worms sagte der Herzog Crequi, er habe eine Liste von 1200 Ortschaften, die noch verbrannt werden müßten. Auch die stattlichen Höfe der Fürsten wurden nicht verschont, ja selbst die herrlichsten Baudenkmäler fielen den Mordbuben zum Opfer. So mußte die Markgräfin Maria Franziska von Baden, Witwe des Markgrafen Leopold Wilhelm, ihren Wohnsitz Baden in Brand aufgehen sehen; dieser ergriff bald auch ihre beiden Schlösser Hohenbaden und das Neue Schloß und zwang sie so zu eiliger Flucht. (Siehe Bild S. 252.) Ebenso wurden Teile des wunderbaren Schlosses zu Heidelberg zerstört. — Bis tief in den Sommer hinein dauerte das furchtbare Werk der Verwüstung. Um solchen Greueln zu steuern, stellte Deutschland ein bedeutendes Heer ins Feld; andere Feinde Ludwigs, wie Spanien, England und Holland, leisteten ihm Beistand. Wohl erholten sich unter ihrem Schutz manche Städte der Pfalz einigermaßen und legten neue Befestigungen an; aber die Verbündeten konnten im allgemeinen kaum etwas ausrichten. Ludwigs Heere siegten auf der ganzen Linie, und zum zweitenmal wurde die Pfalz in den Jahren 1692 bis 1693 verwüstet, z. B. Heidelberg.

„Fünf Regimenter zogen plündernd durch die Stadt; das Morden der Bürger, das Schänden der Frauen, die ausgedachten Qualen der Greise und Kinder wurden von den Flammen beleuchtet, womit die Kämpfer des ‚allerchristlichsten‘ Königs die unglückliche Stadt zum zweitenmal heimgesucht hatten. Was noch übrig blieb, trieb man in die Heilige Geistkirche; als die gefüllt war wie ein Pferch und man am

Einzug der siegreichen Truppen in die Festung Ofen.

Altar mit den Hilflosen schreckliche Mißhandlung getrieben, ward auch die Kirche angezündet. An dem Heulen der Eingesperrten, über deren Köpfen die Glocken schmolzen, der Turm einzustürzen drohte, weideten sich die Mordbrenner behaglich; erst als der äußerste Moment der Lebensgefahr gekommen war, ließ man die Armen heraus, um sie in einer anderen Kirche weiteren Qualen preiszugeben. Die Stadt stand indessen in vollen Flammen." (Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz.)

Damals wurde die Zerstörung des herrlichen Schlosses vollendet. Jenem zweiten Raubzuge der Franzosen fiel auch das Kloster Hirsau zum Opfer. Mélac hatte die Stadt Calw, die auf ihre neuen Befestigungen trotzte, verbrannt, das in der Nähe liegende Hirsau aber verschont. Beim Abzug erschoß jedoch ein Bürger der Stadt den Adjutanten des feindlichen Führers; man sagt, die Kugel habe Mélac selbst gegolten. Da kehrte dieser wütend um, zerstörte, was von Calw noch stand, und ebenso Hirsau. Das Kloster ging in Flammen auf, und beutebeladen zogen die Mordbrenner weiter. (Siehe Bild S. 251.)

Nach achtjährigem Kampf kam im Jahre 1697 der Friede zu Ryswick zu stande. Ludwigs Oberherrschaft über das Elsaß und Straßburg wurde bestätigt; er gab aber Freiburg und Breisach, sowie alles das zurück, was er sonst durch die Reunionen von Deutschland erworben hatte. Freilich bestand er darauf, daß in den pfälzischen Orten der von ihm eingeführte katholische Glaube erhalten blieb.

Nach einem Gemälde von G. Benczur. (Text S. 256)

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

Aus den Türkenkriegen.

Seitdem die Türken im Jahre 1453 Konstantinopel erobert hatten, wurden sie jahrhundertelang eine ständige Gefahr für die abendländische Christenheit. Mit jugendlicher Volkskraft und mit der Glut religiösen Fanatismus suchten sie ihren wilden Eroberungslauf besonders nach den österreichischen Ländern hin fortzusetzen. Wir haben bereits erwähnt, wie Karl V. im Jahre 1532 den protestantischen Ständen einen Religionsfrieden bewilligen mußte, um ihrer Hilfe gegen die Türken sicher zu sein. (Vergl. S. 225.) Damals verfolgte der gewaltige Sultan Soliman II. den stolzen Plan, Ungarn, Wien und die österreichischen Alpenländer dem Osmanenreiche zu gewinnen; aber an dem eisernen Widerstande der Deutschen brach sich seine Kraft, und er mußte sich mit der Oberherrschaft über Ungarn begnügen. Was ihm aber jetzt nicht gelungen war, suchte er an der Schwelle des Todes zu vollenden. Im Mai 1566 brach er abermals nach den Donauländern auf, um seinen Jugendtraum, den Halbmond auf den Mauern Wiens aufzupflanzen, zu erfüllen; den Anlaß boten ihm Grenzstreitigkeiten, in die sein Schützling Johann II. Zapolya von Siebenbürgen mit Kaiser Maximilian II. geraten war. Der greise Soliman richtete seinen Marsch zunächst nach Sigeth, dem Stammsitz des tapferen Grafen Niklas Zriny; denn dieses feste Bollwerk hatte früher durch Widerstand seinen Zorn gereizt. Jetzt sollte sein Fall den Siegeszug gegen Österreich eröffnen. Doch es kam anders. Wohl wurde die Stadt erobert; aber über ihr ragte noch unbezwungen die feste Burg Zrinys empor, und nicht das furchtbare Geschütz der Belagerer, nicht Drohungen und Verheißungen vermochten den Heldenmut der Verteidiger zu erschüttern. Endlich flammte die Burg in Feuer auf; aber ihr Brand wurde Solimans Leichenfackel; denn er starb in der Nacht vom 5. zum 6. September. Seinen Tod verheimlichte man dem Heere, damit es zum letzten entscheidenden Sturme nicht mutlos sei. Es war am 8. September. Zriny konnte die Trümmer seiner Burg nicht länger halten; da stürzte er sich in festlichem Waffenschmuck an der Spitze seiner Getreuen mitten in die heranstürmenden Feinde und fand im Kampfgewühl den Tod. Als dann die raubgierigen Türken ins Schloß eindrangen, schleuderte die Gräfin Zriny die Fackel in den noch stehenden Pulverturm, so daß mit ihm etwa 3000 Feinde in die Luft flogen. (Siehe Bild S. 253.) Die Türken zogen nach Osten ab, und zwei Jahre darauf kam ein Frieden zu stande, der an den bisherigen Besitzverhältnissen nichts änderte.

Ein Jahrhundert später, im Frühjahr 1683, bewegte sich abermals ein furchtbares Türkenheer von über 200000 Mann durch Ungarn nach Wien zu. Sultan Mohammed IV. hatte es unter Mustapha ausgesandt; die Osmanen erschienen, so merkwürdig das klingt, als Beschützer der religiösen und politischen Freiheiten Ungarns, das die Gewaltherrschaft des österreichischen Ministers Lobkowitz zur Empörung getrieben hatte. Anfang Juli schlugen die Türken ihre Zelte vor den

Die Markgräfin Maria Franziska von Baden verläßt ihr brennendes Schloß. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 254)

Die Gräfin Zriny wirft die Fackel in den Pulverturm von Sigeth, um die Feste in die Luft zu sprengen. (Text S. 255)
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

Niedergang des deutschen Lebens nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Deutschland, das im 15. und 16. Jahrhundert auf so manchem Gebiet einen herrlichen Aufschwung genommen hatte, war durch den furchtbaren Dreißigjährigen Krieg wirtschaftlich bis zur äußersten Dürftigkeit gesunken, und politisch fast machtlos geworden, in seiner jämmerlichen Zerrissenheit ein Spielball fremder Ränkekunst und Raubgier. Das dürften die bisherigen Darlegungen gezeigt haben. Kein Wunder, daß es auch in geistiger Hinsicht mehr und mehr eine „Magd und Äffin des Auslandes" und ein „Gefäß fremder Unsitten" wurde. An den Höfen der Fürsten und des hohen Adels begann die Ausländerei zuerst; denn in Frankreich, besonders in dem üppigen Leben Ludwigs XIV., sahen sie ihr Vorbild. Von Versailles aus nahm z. B. die französische Hoftracht ihren Siegeslauf durch Deutschland, so daß man bald an jedem Hof und Höfchen bei den Männern die mächtigen Allongeperücken und Spitzenhalsbinden, die reichverzierten Röcke und Westen, die Kniehosen und Bandrosenschuhe finden konnte, bei den Frauen aber das Korsett, das den Busen fast frei ließ, den umfangreichen Reifrock oder die unmäßige Schleppe. (Siehe nebenstehendes Bild.) Alle möglichen tollen Einfälle irgend einer einflußreichen Hofdame des „Sonnenkönigs" wurden nachgeahmt,

Hoftracht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Nach einer Originalzeichnung von H. Loffow.

und von den Spitzen der Gesellschaft verbreitete sich das französische „A la mode-Wesen" rasch durch die ganze vornehme Welt, ja bis tief in die unteren Schichten des Volkes hinein. Vergebens suchten deutsch fühlende Männer, wie Friedrich von Logau, mit Geist und Spott der traurigen Nachäfferei zu wehren:

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverey;
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterei."

Der französische Hof war auch das Vorbild für den unsinnigen Prunk und Luxus, den sich viele deutsche Fürsten und Herren oft über Vermögen gestatteten, während ihr armes Volk unter der Last von Steuern, Fronen und Gefällen seufzte. Solche Prunksucht zeigte sich in der Kleidung, der Einrichtung der Schlösser, in der ganzen Hofhaltung, z. B. auch in der Art zu reisen. Vornehme Reisende schleppten meist einen ungeheuren Troß mit sich. (Siehe untenstehendes Bild.) Als sich z. B. Wallenstein im Jahre 1630 von Karlsbad nach Regensburg begab, bestand sein „Reisezeug" aus 17 Staatskarossen, 24 „Gutschen", 60 Packwagen und 700 Pferden. Derselbe Aufwand wurde bei den zahlreichen Hoffestlichkeiten getrieben. Welche Pracht und Fülle z. B. bei einer Hofjagd aufgeboten wurde, zeigt das Bild S. 257 (unten). Nicht nur die Herren ritten aus, um mit großer Meute den Hirsch zu jagen, sondern auch die Damen; auf ihren

Vornehme Reiseart im 17. Jahrhundert. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

weißen Zeltern sanft trabend, pflegten sie besonders des mittelalterlichen Federspiels, d. h. der Reiherbeize mit Hilfe von Stoßfalken. — Von Frankreich kam weiter jene Raffiniertheit des Sinnengenusses, die das Laster mit dem „Nimbus einer feineren Bildung umgab" und schließlich in der vornehmen Gesellschaft den verderblichen Wahn ausbildete, das Sittengesetz sei nur für den gemeinen Mann da, für Bürger und Bauern, nicht aber für Fürsten und Adel. — Mit den französischen Moden und Sitten drang endlich auch die französische Sprache in Deutschland übermäßig ein, so daß Leibniz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" schrieb: „Es scheint jetzt, daß bei uns der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch sein Deutsch verdirbt. Mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wenn man so fortfährt und nichts dagegen tut, es werde das Deutsche in Deutschland selbst .... verloren gehen." Neben dem Französischen waren schon vor dem 17. Jahrhundert, besonders in dem katholischen Süddeutschland, auch zahlreiche spanische und italienische Brocken in die deutsche Sprache eingedrungen, namentlich durch den spanischen Hof, durch den Einfluß der italienischen Kunst, durch fremde Kriegsvölker u. s. w.

„Ein Bursch" (Student). Nach einer Originalzeichnung von F. Barth. (Text S. 262)

Der patriotisch gesinnte Moscherosch, der mit Logau, Rachel und andern Gesinnungsgenossen die heillose Sprachverderbnis jener Zeit bekämpfte, meint deshalb: „Wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnen und sehen sollte, man augenscheinlich befinden würde, daß fünf Achtel desselben französisch, ein Achtel spanisch, eins italienisch und kaum eins deutsch daran sollte gefunden werden." Als Probe solcher greulichen Sprachmengerei diene eine Stelle aus einem Briefe Wallensteins, worin er dem Kaiser den vergeblichen Ansturm Gustav Adolfs auf sein Lager bei Nürnberg berichtet. Da heißt es: „So hat sich der König bei dieser impressa (ital. = Unternehmung) gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein; er hat auch damit sein Volk über die Maßen discouragiret (franz. = entmutigt), daß er sie so hazardosamente (span. = tollkühn)

Wie im 17. Jahrhundert aus einem „Pennal" (Fuchs) ein „Schorist" (Bursch) wurde. Nach einer Originalzeichnung von F. Barth. (Text S. 262)

angeführet, daß sie in vorfallenden occasiones (latein. = Gelegenheiten) ihm desto weniger trauen werden."

Um den Wert der eigenen Sprache wieder in ein helleres Licht zu stellen und sie von dem fremden Wust zu reinigen, gründeten die wenigen deutsch gesinnten Männer Sprachvereinigungen. Am einflußreichsten wurde die „fruchtbringende Gesellschaft" oder der „Palmenorden", die Ludwig von Köthen gestiftet hatte. Ihr Ziel lautete: „Die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter erhalten, sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reime-dichten befleißigen." Sie hat also sicher das Beste gewollt, wenn auch nicht erreicht.

Es wäre freilich verfehlt, wollte man die Verwelschung des deutschen Volkes in Kleidung, Sitte und Sprache allein dem bösen Beispiel

Komödianten. (Text S. 262)

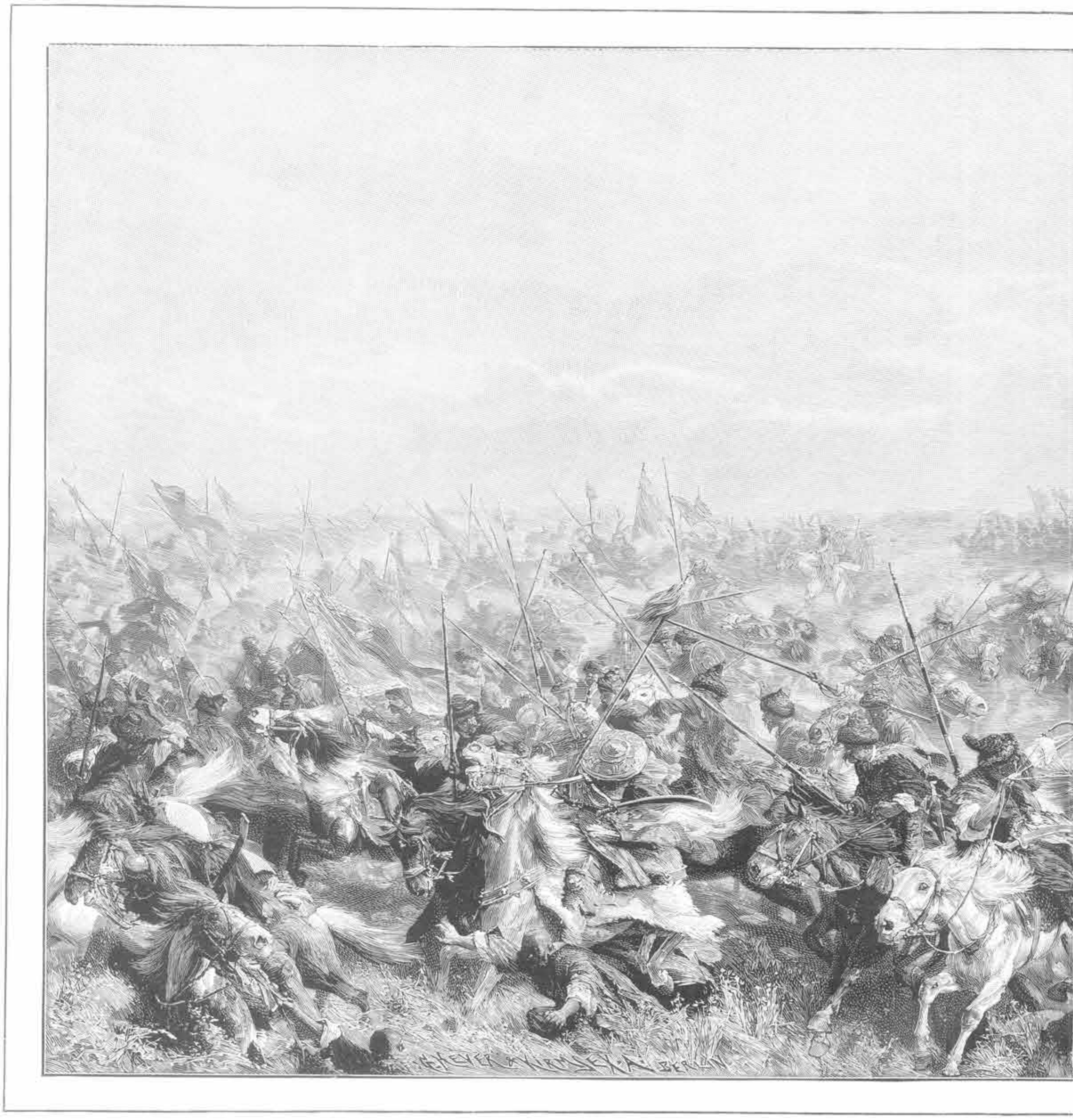
Eine „Haupt- und Staatsaktion". (Text S. 262)

Kurfürst Joachim I. von Brandenburg spricht das Todesurteil über seinen der Wegelagerei angeklagten Freund, Herrn von Lindenberg.
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 263)

der Höfe zuschreiben, denn sie wurde auch durch andere Umstände gefördert; z. B. trug der junge Nachwuchs der wissenschaftlichen Welt nicht wenig dazu bei. Im 17. Jahrhundert wurde es fast allgemeine Sitte, daß junge Leute nach Frankreich reisten, um sich dort französische Bildung und Sprache anzueignen. Von dort brachten sie aber auch französische Sitten und Manieren, Trachten und Moden, Torheiten und Laster mit an die heimischen Universitäten, und die zu Hause gebliebenen ahmten ihnen nach. Die Zuchtlosigkeit mehrte sich noch dadurch, daß man immer häufiger adlige Junker mit reichen Geldmitteln an die Hochschulen schickte, wo sie sich dann freilich weniger durch Fleiß, als vielmehr durch „Prangen, Bankettieren und Schwelgen“ hervorzutun bestrebten. Der deutsche Student hat von jeher die Neigung gehabt, sich schon durch seine Tracht vom Philister zu unterscheiden; kein Wunder, daß er die Modetollheiten des 17. Jahrhunderts ins Phantastische zu steigern wußte. Auf dem langen Haupthaar trug er den breitkrempigen Filz mit wehender Feder, über dem Wams, das an den Ärmeln mit Schlitzpuffen versehen war, einen Spitzenkragen und einen Ärmelmantel. „Unsinnig weite Pluderhosen waren unter dem Knie gebunden, und die weiten Stulpen der bespornten Stiefel ließen die Waden sehn.“ Die linke Hüfte zierte ein gewaltiger Stoßdegen, und im Gurte desselben steckte ein „Stammbuch“; in der Rechten führte der „Bursch“ einen derben Knotenstock, in der Linken die Tabakspfeife; das Rauchen war ja während des Krieges schnell heimisch geworden. (Siehe Bild S. 259.) Wenn es möglich war, ließ man sich Schnurrbart und Knebelbart wachsen. — Die Leichtfertigkeit und sittliche Laxheit steigerte sich an den Universitäten oft zu wüster Völlerei und zügelloser Roheit. Einen Beweis von vielen bildet die Art und Weise, wie ein „Pennal“, so hieß der angehende Hochschüler (der „Fuchs“), zu einem Burschen gemacht wurde, die sogenannte „Deposition“. Sie war eine arge Quälerei, ja mitunter lebensgefährliche Mißhandlung mit Kamm, Schere und Feile, mit Beil, Hobel und Säge, Ohrlöffel und Bartmesser von ungeschlachter Größe, wodurch symbolisch das „Abtun des groben vorstudentischen Menschen mit allen seinen Unarten und Ungeschliffenheiten dargestellt werden sollte“. (Siehe Bild S. 259.)

Von ernstem Studium nach unsern heutigen Begriffen konnte kaum die Rede sein. Überhaupt hatte das furchtbare Elend des Krieges allem geistigen Streben für lange Zeit ein Ende bereitet; erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts nahm die Wissenschaft wieder einen allgemeinen Aufschwung. Ebenso waren die Lebenskeime, die das 16. Jahrhundert in Literatur und Kunst gezeitigt hatte, erstickt worden. Im wesentlichen atmete nur das schlichte Volkslied und das protestantische Kirchenlied wirkliche Poesie. Auf dem Gebiete der Tonkunst zeigte wiederum fast nur der Choralgesang wahrhaft deutsches Wesen, während im übrigen auch unsere Musik verwelscht war, vor allem durch die leichtfertigen fremden Opern, die an den Höfen und bald auch in den großen Städten begierige Aufnahme und verschwenderische Pflege fanden. Erst einem Sebastian Bach blieb es vorbehalten, die deutsche Musik wieder zu Ehren zu bringen. — Das deutsche Volksschauspiel, das, wie wir gesehen haben, Hans Sachs auf den Weg künstlerischer Entwicklung geführt hatte, verwilderte ebenfalls. Wohl gab es seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auch in Deutschland Berufsschauspieler oder „Komödianten“, meist allerlei verlorene Existenzen, die sich unter Führung eines „Komödiantenmeisters“ ganz zunftgemäß organisierten; wohl hielt eine Anzahl von deutschen Höfen solche „Schauspielerbanden“ ständig in ihren Diensten; aber ein wirklich „deutsches Schauspiel“ kam dadurch nicht zu stande. Man stellte besonders Possen oder sogenannte „Mordspektakel“ dar, wobei der Hanswurst das große Wort führte, oder suchte mit der Oper im Spektakelmachen dadurch zu wetteifern, daß man sogenannte „Haupt- und Staatsaktionen“ aufführte, d. h. „rohgezimmerte und mit zotiger Komik versetzte Schauertrauerstücke aus der biblischen und der profanen Sage und Geschichte, welche Stücke unter gliederverrenkendem Gebärdenspiel, wütendem Augenrollen und heftigem Zähneknirschen hergebrüllt wurden.“ (Siehe Bilder S. 260.)

So zeigte sich nach dem Dreißigjährigen Kriege überall ein bedauerlicher Rückgang des deutschen Lebens und fast nirgends ein Ausblick auf Gesundung. Deutschland lag auch auf geistigem Gebiet in Schmach.

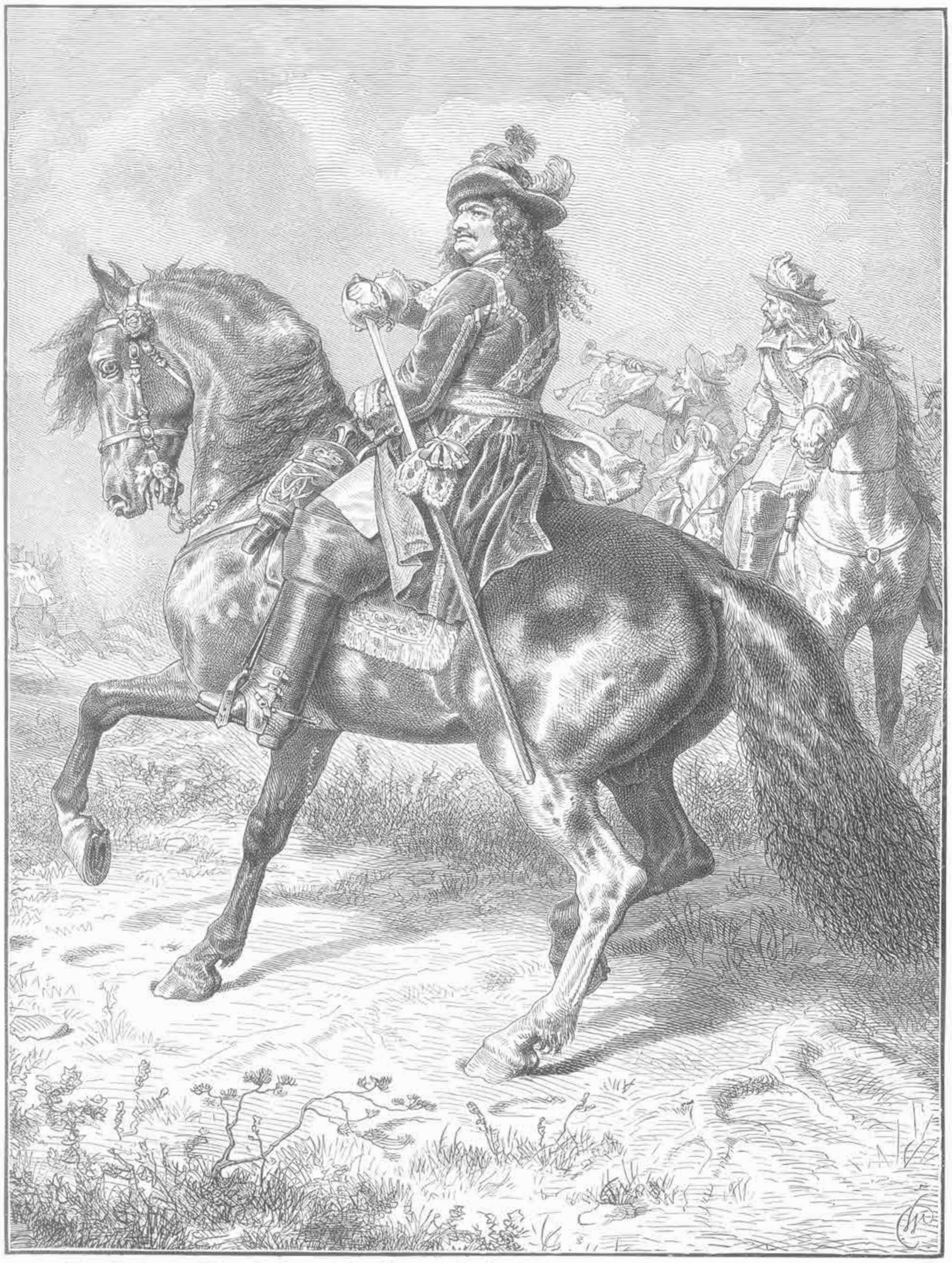


Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Warschau.

Die Kurfürsten von Brandenburg.

Am Johannistage des Jahres 1412 zog in Brandenburg, der Hauptstadt der Mark, ein stattlicher Herr ein, begleitet von einer Schar prächtiger Reisigen. Es war Friedrich VI. von Hohenzollern, der tüchtige Burggraf von Nürnberg. Kaiser Sigismund hatte ihn ein Jahr vorher zu seinem Statthalter in der Mark ernannt und ihn mit ausgedehnten Rechten und Vollmachten versehen; denn ihm verdankte er vor allem seine Wahl zum Kaiser. Erschien doch auch Friedrich als der geeignete Mann, die verfallene Brandenburger Mark ihrer Bestimmung, gegen Nordosten ein Schutzwall des Deutschen Reiches zu sein, kraftvoll zurückzugeben. Der Kaiser sah sein Vertrauen gerechtfertigt, und darum verlieh er durch Urkunde vom 30. April 1415 Friedrich und seinen Erben die Mark mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramte, allerdings unter dem damals wohl üblichen, aber bedeutungslosen Vorbehalt, Land und Würde gegen Zahlung von 400000 Goldgulden wieder einzulösen. Am 18. April 1417 fand dann zu Konstanz die feierliche Belehnung statt. So wurde in der Mark Brandenburg die Herrschaft eines Geschlechts begründet, das sich allmählich zu wunderbarer Kraft entfaltet und schließlich ganz Deutschland zu nie gesehener Größe emporgeführt hat. — In der Zeit, da Luther in Wittenberg wirkte, war Joachim I. Kurfürst der Mark. Sein Vater Johann Cicero, dem er kaum fünfzehnjährig in der Regierung folgte, hatte ihn auf dem Sterbebette ermahnt, „er solle Gott fürchten, Gerechtigkeit üben, seine Untertanen schützen und dem Adel den Zaum nicht zu lang werden lassen". Diesem Rate getreu, wandte er seine Aufmerksamkeit vorwiegend den inneren Angelegenheiten seines Landes zu und suchte namentlich seine landesherrliche Gewalt zu befestigen. Das brachte ihn aber bald in feindlichen Gegensatz zu dem Adel; denn dieser fuhr trotz aller Landfriedensgebote fort, sich gegenseitig zu befehden, den Bürger und Bauer zu bedrücken, ja sogar durch Wegelagerei von den Kaufleuten einen angeblich „ihm gebührenden Anteil an dem Handelsgewinne" zu erpressen. Solchem Treiben trat Joachim trotz seiner Jugend mit größter Strenge entgegen. Die Burgen der adligen Friedensbrecher wurden erobert, diese selbst gefangen genommen und zum Teil gehenkt oder enthauptet. Als man ihm deswegen Vorstellung machte, erwiderte er: „Adliges Blut habe ich nicht vergossen, sondern Schelme und Mörder nach Verdienst gestraft." Selbst an dem schuldigen Freund übte er strenge Gerechtigkeit. (Siehe Bild S. 261.) Nachdem so Ordnung im Lande geschaffen war, suchte Joachim das Wohl seiner Untertanen auch auf geistigem Gebiete zu fördern. Zum Beispiel brachte er die schon von seinem Vater vorbereitete Gründung der Universität Frankfurt a. O. im Jahre 1506 zur Ausführung und gestaltete den obersten Gerichtshof, das Kammergericht zu Berlin, zeitgemäß um. Durch beide Maßnahmen wollte er besonders dem Studium der Theologie und des römischen Rechts neue Anregung geben, da er selbst ein Freund der gelehrten humanistischen Bildung war. Dennoch stand der edle Fürst der durch Luther hervorgerufenen religiösen Bewegung von vornherein feindlich gegenüber. Wohl sah auch er mit Bedauern die mancherlei Schäden auf kirchlichem Gebiet, hielt aber nur die Kirche in ihrer Gesamtheit für berechtigt, Neuerungen vorzunehmen. Auch war er Luther persönlich nicht wohl gesinnt; er zürnte ihm wegen des Ablaßstreites gegen Erzbischof Albrecht von Mainz, seinen Bruder, und machte ihn für die Schrecken des Bauernkrieges mit verantwortlich. Mit allen Mitteln suchte er deshalb die Verbreitung der Reformation zu verhindern, obgleich sogar seine Gemahlin Elisabeth ihr heimlich anhing, und verharrte in solchem Widerstande bis zu seinem Tode, der am 11. Juli 1535 erfolgte. — Große Geistesbewegungen lassen sich aber auf die Dauer nicht aufhalten. Diese Wahrheit zeigte sich auch in Brandenburg. Joachims Söhne und Nachfolger, Joachim II. und Johann, konnten dem Verlangen ihrer Untertanen nach Einführung der Reformation nicht mehr lange widerstehen; Johann öffnete ihr seine Gebiete schon im Jahre 1536, wurde zwei Jahre darauf selbst evangelisch und trat zugleich dem schmalkaldischen Bunde bei; Joachim bekannte sich erst am 1. November 1539 zu Luthers Lehre und gab seinem Lande im folgenden Frühjahr eine neue Kirchenordnung in evangelischem

Nach einem Gemälde von W. Schuch. (Text S. 266)



Der Große Kurfürst mit General Derfflinger. Nach einer Originalzeichnung von W. Camphausen.

Sinne. Um dieselbe Zeit wurden auch die Fäden angesponnen, die später eine bedeutende Vergrößerung der Mark herbeiführen sollten. Joachim schloß am 19. Oktober 1537 mit dem Herzog von Liegnitz einen Erbvertrag, wonach die Länder Liegnitz, Brieg und Wohlau nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses an Brandenburg fallen sollten. Derselbe Kurfürst erhielt im Jahre 1569 auch noch die Anwartschaft auf künftige Erwerbung des Herzogtums Preußen, das jetzt unter polnischer Hoheit stand. Unter Kurfürst Johann Sigismund, der von 1608 bis 1619 regierte, kam die Vereinigung Preußens mit Brandenburg wirklich zu stande, und zwar im Jahre 1618; freilich mußte er noch die Lehenshoheit des Polenkönigs anerkennen. Vier Jahre vorher hatte der Kurfürst auch am Rhein gesegnete Landesteile gewonnen, nämlich das Herzogtum Cleve mit den Grafschaften Mark und Ravensberg und die Herrschaft Ravenstein. Sie waren ihm infolge des jülich-clevischen Erbfolgestreites, den er mit Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg führte, nach dem Teilungsvertrag von Xanten zugefallen. Durch beide Erwerbungen erweiterte sich der Länderumfang Brandenburgs auf das Doppelte. — Dann fuhren die Stürme des Dreißigjährigen Krieges über die Mark und vernichteten die Keime des begonnenen Aufschwungs, bis endlich Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (siehe Einschaltbild), sein Land zu ungeahnter Blüte brachte.

Friedrich Wilhelm wurde im Jahre 1620 geboren; seine Jugend fiel also in die schwere Kriegszeit, und selbst im Schoß der eigenen Familie gewann er tiefe Eindrücke von ihren Schrecknissen. Sein Vater war jener schwache Kurfürst Georg Wilhelm, dessen schwankende Haltung zwischen Schweden und dem Kaiser dem Lande nur Unheil brachte, seine Mutter eine Schwester des unglücklichen Friedrich von der Pfalz. Im Alter von sieben Jahren mußte der Knabe vor den Gefahren des Kriegs aus Berlin nach der sicheren Festung Küstrin fliehen, und später stand er in Wolgast tief bewegt an der Leiche seines Oheims Gustav Adolf, dessen trauernde Witwe eine Schwester Georg Wilhelms war. So erhielt sein Leben frühzeitig eine durchaus ernste Richtung. Als der junge Fürst im Jahre 1640 seinem Vater in der Regierung folgte, erbte er einen verschuldeten und verpfändeten Kronbesitz, an der Mark ein noch vom Feinde besetztes Land, das der Krieg entvölkert und zertreten hatte, am Herzogtum Preußen ein Lehen, das durch polnische Wirtschaft verwildert war, in Pommern und Jülich-Cleve Ansprüche, die mißachtet wurden; dazu ein Volk, das zum größten Teil in dumpfer Verzweiflung ein elendes Dasein führte, das sich durchaus nicht als ein einheitliches Ganzes fühlte und in den Ständen der verschiedenen Landesteile unzufriedene und zur Unbotmäßigkeit geneigte Elemente barg, ein Heer, das auch dem Kaiser den Treueid geleistet hatte und so zuchtlos war, daß es in den eigenen Landen schlimmer hauste als der Feind. Kein Wunder, daß der Jüngling nicht freudigen Herzens sein Amt antrat. Aber sein früh gereifter, kluger und besonnener Geist überwand nach und nach alle Schwierigkeiten; denn nicht umsonst hatte der junge Fürst in den Niederlanden, wo er sich 1634 bis 1638 unter Leitung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien militärische und wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben suchte, einen weiten und freien Blick für politische und wirtschaftliche Verhältnisse gewonnen. — Vor allem brach Friedrich Wilhelm mit der Politik des fast allmächtigen Ministers seines Vaters, des katholischen Grafen Schwartzenberg, der den Vorteil Brandenburgs immer nur auf kaiserlicher Seite gesucht hatte, und dem man darum am Hofe alle Schuld an dem Unglück des Landes zuschrieb. Die den Ständen anstößigen Einrichtungen Schwartzenbergs in Bezug auf das Kriegswesen hob er auf; zugleich brachte er mit Hilfe des gewandten Obersten Konrad von Burgsdorf einige Regimenter zur Leistung des Treueids, versicherte sich der von ihnen besetzten Festungen und verringerte die Truppenzahl, indem er die Widerstrebenden, die sich nur als Kaiserliche fühlen wollten, rücksichtslos abstieß. Hierauf erwirkte er von Polen die Belehnung mit Preußen, die am 7. Oktober 1641 in Warschau erfolgte. Inzwischen hatte er auch dem Kaiser gegenüber die bisher von

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg (der Große Kurfürst).

Nach einem Gemälde von P. Nason.

Schwartzenberg geübte Abhängigkeitspolitik verlassen. Ohne gerade das Bündnis mit ihm zu lösen, beanspruchte er doch das Recht, mit Schweden gesonderte Abmachungen treffen zu können; tatsächlich erreichte er im Juli 1641 einen Waffenstillstand, dem dann drei Jahre später ein Vertrag folgte, nach welchem die Schweden gegen Zahlung bestimmter Summen die noch von ihnen besetzten Orte in der Mark räumten. Durch weitere glückliche Verhandlungen mit Frankreich und Holland erlangte er in demselben Jahre auch den Abzug der fremden Truppen, die noch in seinen rheinischen Landen lagerten. Um diesen Besitz dauernd zu schützen, bildete er dort mit Hilfe der reicheren Geldmittel, die er durch Verbesserung der Domänenverwaltung gewann, ein kleines stehendes Heer. So hatte der junge Kurfürst in wenig Jahren nicht unbedeutende Erfolge errungen und konnte deshalb bei den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück schon eine gewisse Macht zur Geltung bringen. Zum Beispiel trat er mit Erfolg für die Aufhebung des Restitutionsediktes ein, ebenso für die Ausdehnung des Religionsfriedens auf die Reformierten. Den Besitz von ganz Pommern, den Brandenburg seit dem Tode des letzten pommerschen Herzogs (1637) laut Erbvertrag beanspruchte, konnte er freilich nicht durchsetzen, sondern mußte Vorpommern mit der wichtigen Odermündung Schweden überlassen; dafür wurde er mit den Gebieten von Magdeburg, Halberstadt und Minden entschädigt. — Es ist wohl natürlich, daß zu den weiteren Zielen des Großen Kurfürsten die Abrundung seines Besitzes gehörte, vor allem die Erwerbung Vorpommerns; auch die Lehenshoheit Polens

Die Entscheidung bei Fehrbellin. Nach einer Originalzeichnung von J. Schgoer. (Text S. 267)

über Preußen war ihm unbequem. Zur Erreichung solcher Pläne war aber ein tüchtiges Heer unbedingte Voraussetzung; das hatte Friedrich Wilhelm längst erkannt. Darum vermehrte er seine Truppen nach wohlerwogenem Plan, oft im Kampf mit den Ständen, die die Mittel dazu nicht bewilligen wollten. Zugleich faßte er eine allmähliche **Neuordnung und Verbesserung des Heerwesens** ins Auge. Die einzelnen Regimenter waren lange Zeit hindurch im Besitz von Obersten, die sie durch Vertrag dem Fürsten zur Verfügung stellten. Die Obersten führten die Verwaltung, ernannten die Offiziere und übten die Gerichtspflege durchaus selbständig. Dabei kam aber mancherlei Betrug und mancherlei Unrecht vor; denn wilde Gewinn- und Genußsucht, wie überhaupt ein roher Geist herrschten oben wie unten. Deshalb suchte der Kurfürst die Truppen nach und nach in seine landesherrliche Gewalt zu bringen. Er ließ die Regimenter durch eigene Beamte mustern, damit sie ihren Sollbestand auch wirklich erreichten; er befahl, nur „anständige" Offiziere anzunehmen; er begann, diese von einem Regiment zum anderen zu versetzen; er verlieh den Oberstentitel, nahm das Recht, kriegsgerichtliche Urteile zu bestätigen, an sich u. s. w. Durch Eröffnung einer Kriegsschule in Kolberg sorgte er für Nachwuchs an Offizieren; eigene Waffen- und Munitionsfabriken wurden eingerichtet, die Artillerie, das Bekleidungs- und Löhnungswesen verbessert. Nicht zum wenigsten suchte er bei Offizieren und Untergebenen Pflicht- und Ehrgefühl zu beleben und Vaterlandsliebe zu erwecken. Seine getreuen Gehilfen bei diesem Werke waren der Generalfeldzeugmeister **Otto von Sparr** und vor allem der Feldmarschall **Georg Derfflinger**, ein Mann von niederer Bildung, aber ein außerordentlich tüchtiger Soldat. (Siehe Bild S. 264.) Die Heeresreform kostete aber viel Geld. Die Domäneneinkünfte des Kurfürsten reichten dazu bei weitem nicht aus, auch nicht die Erträgnisse der Steuern, wie Mahl- und Brausteuer, städtische und ländliche Grundsteuer, da ihre Verwaltung in den Händen der Stände gänzlich verkommen war. Darum führte Friedrich Wilhelm auch eine **Neuordnung des Steuerwesens** durch. Allmählich wurde die Steuerverwaltung den Ständen entwunden und dem Staat übertragen, dann aber die veraltete Kopf- und Grundsteuer, die besonders das arme

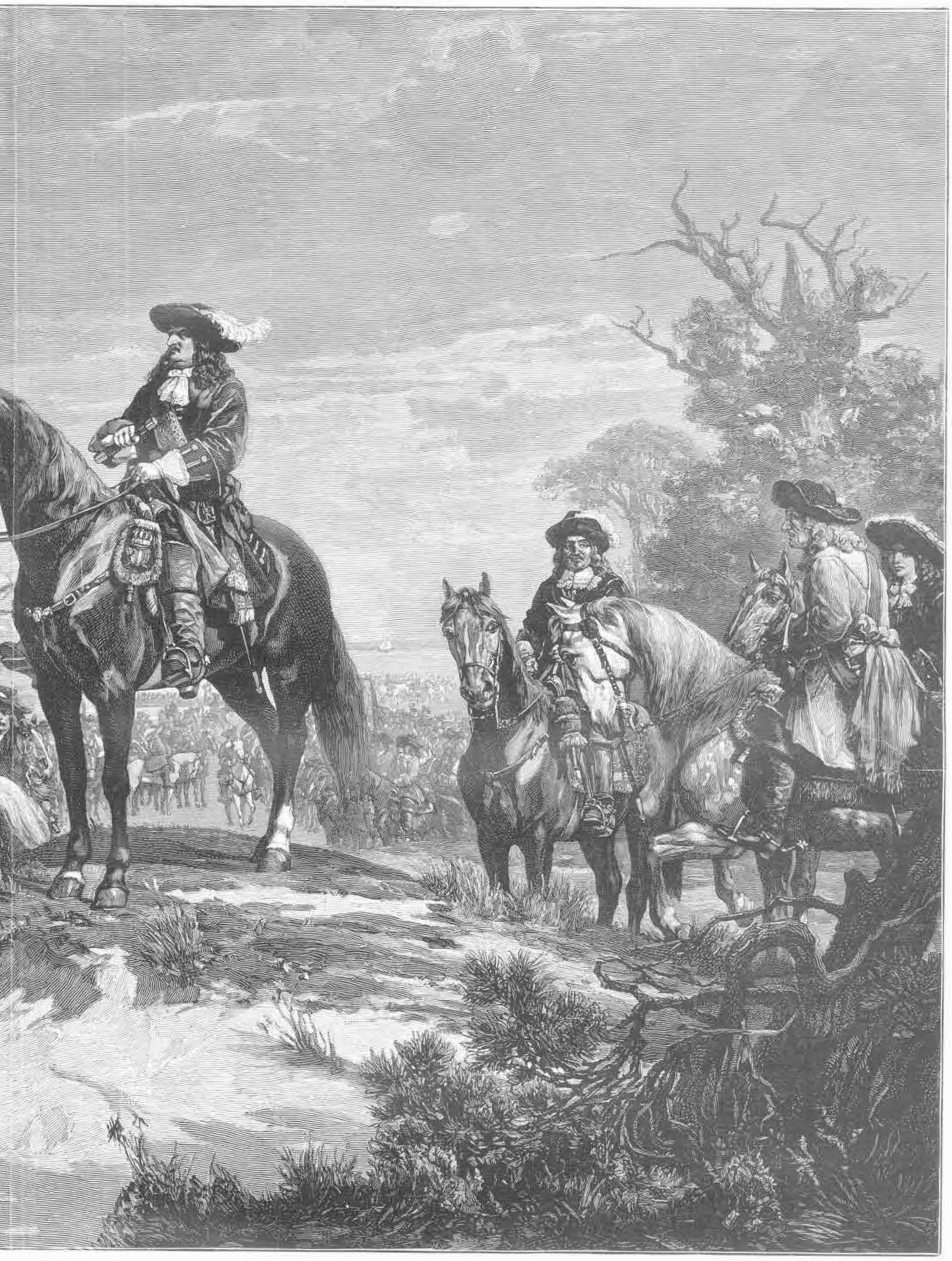
Volk hart drückte, nach holländischem Vorbild in eine allgemeine indirekte Steuer umgewandelt, die auf den wichtigsten Verbrauchsgegenständen lag und Akzise genannt wurde. Zwar widersetzte sich der Adel hartnäckig diesen Reformen; aber der zähe, unbeugsame Sinn des Kurfürsten wußte den Widerstand zu brechen. Die Steuererträge wuchsen allmählich von 400000 Taler auf 1 1/2 Million, und mit ihrer Hilfe stand bald ein stattliches, wohlgeschultes Heer unter Brandenburgs Fahnen.

In einer Reihe herrlicher Siege hat es Ehre und Ruhm an Friedrich Wilhelms Namen geheftet, zuerst im schwedisch-polnischen Krieg. Wie entstand dieser? Die Königin Christine von Schweden, Gustav Adolfs Tochter, verzichtete im Jahre 1654 zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken auf den Thron, und das schwedische Volk erkannte den neuen König als Karl X. Gustav an. Zu gleicher Zeit erhob aber auch Johann Kasimir, König von Polen, als das Haupt der älteren Linie Wasa, Anspruch auf die schwedische Krone. Deshalb fiel der kühne Karl Gustav mit seinen kriegslustigen Schweden im Juli 1655 in das zerrüttete Polen ein. Friedrich Wilhelm, dessen Land zwischen den Staaten der beiden Gegner lag, suchte zunächst neutral zu bleiben; als aber das polnische Reich dem ersten Ansturm der Schweden erlag, sah er sich genötigt, mit Karl Gustav in Königsberg einen Vertrag zu schließen, laut welchem er statt der polnischen Lehenshoheit über Preußen die schwedische anerkannte. Kurze Zeit darauf brach aber in Polen ein allgemeiner Volksaufstand gegen Schweden aus, und Johann Kasimir wurde wieder Herr seines Landes. Jetzt bat Schweden den Kurfürsten um Hilfe und sicherte ihm zum Danke einige Gebietsteile Polens zu. Friedrich Wilhelm erschien auch an der Spitze von 6000 Mann und rückte mit den Schweden vereint gen Warschau, wo der Polenkönig mit 40000 Mann den Feind erwartete. Im Juli 1656 kam es hier zu einer dreitägigen Schlacht, in der die Brandenburger unter Führung ihres Kurfürsten, sowie der Generäle Sparr, Waldeck und Derfflinger zum erstenmal ihre Kriegstüchtigkeit aufs glänzendste bewiesen. Im Verlauf des dritten Schlachttages brach der Kurfürst mit seinen Reitern gegen die feindliche Mitte vor; seinem ungestümen Anprall gelang es, die polnische Reiterei, die auf den Hügeln von Praga stand, über den Haufen zu werfen und mehrere Geschütze zu erobern; alsbald ließ er seine Artillerie auf die fliehenden, zusammengeballten Massen feuern, so daß diese in furchtbare Verwirrung gerieten. (Siehe Bild S. 262—263.) Da gleichzeitig auch der rechte Flügel des Feindes von den Schweden zum Weichen gebracht wurde, gab es kein Halten mehr. In zügelloser Flucht ergoß sich das polnische Heer nach der Weichsel hin. Wenige Monate nach diesem Siege verzichtete Schweden in dem Vertrag zu Labiau auf die Lehenshoheit über Preußen; dasselbe tat Polen im folgenden Jahre durch den Vertrag von Wehlau. Der schwedisch-polnische Krieg, in dem schließlich Brandenburg gegen Schweden kämpfte, endete aber erst 1660 durch den Frieden zu Oliva. Friedrich Wilhelm wurde auch jetzt als selbständiger, unabhängiger Herzog in Preußen anerkannt, und die preußischen Stände mußten ihm im Jahre 1663 nach längerem Widerstreben den Huldigungseid leisten.

Vom Jahre 1674 an finden wir den Großen Kurfürsten wieder im Kriege gegen Schweden. In dem sogenannten Reichskrieg gegen Ludwig XIV. hatte Friedrich Wilhelm mit 20000 Mann die Gebiete am Oberrhein besetzt. Da forderte der französische König die Schweden auf, in Brandenburg einzufallen; als sie zögerten, drängte er sie auf Grund eines Vertrags vom Jahre 1672 und lockte zugleich durch neue Geldversprechungen. Infolgedessen brachen ihre beutegierigen Scharen im Dezember 1674 in der Mark und in Hinterpommern ein und hausten überall wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Das mißhandelte Volk seufzte nach seinem Retter. Vergebens wandte sich der Große Kurfürst zunächst um Hilfe an die Niederlande, an den Kaiser und an Dänemark. Der schwedische Feldherr Karl Gustav Wrangel breitete unterdessen seine Truppen immer weiter aus, und zugleich drohte Ge-

Des Großen Kurfürsten Landung auf Rüge

fahr von Polen aus. Da fuhr der Kurfürst mit einer glänzenden Tat dazwischen. Ende Mai brach er plötzlich mit 15000 Mann von Franken auf und zog in Eilmärschen auf Magdeburg zu. Schon am 11. Juni hatte er die Stadt erreicht und traf seine Vorbereitungen zu einem Überfall der Schweden, die sorglos im Havellande zerstreut lagen. Am

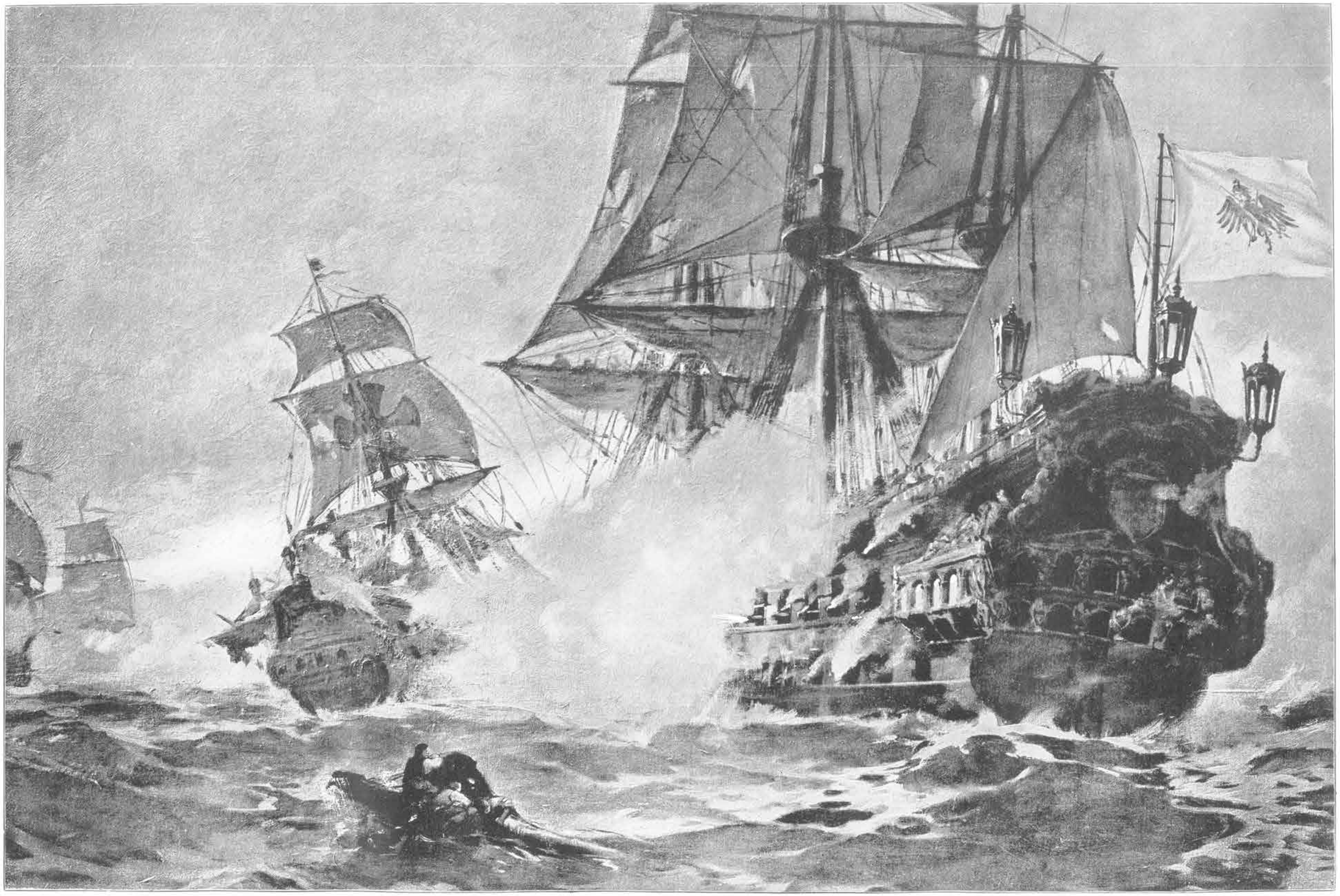


...en. Nach einem Gemälde von A. Tschautsch.

12. Juni verließ er Magdeburg und stürmte mit etwa 6000 Reitern vorwärts; 1000 Musketiere setzte er auf Wagen, damit sie schneller folgen konnten, und auch Geschütze und Kähne führte er mit. Durch ein kühnes Reiterstückchen überrumpelte der alte Derfflinger die von Schweden besetzte Festung Rathenow und zerschnitt so das schwedische Heer in zwei Teile. Die Hauptmasse desselben sammelte sich in eiligem Rückzug bei Fehrbellin, um auf der Hauptstraße nach Pommern zu entkommen. Sie wurde aber von dem Heere des Kurfürsten hart verfolgt und schließlich eingeholt. Einer der brandenburgischen Heerführer, Prinz Friedrich von Hessen-Homburg, schreibt über diese „Jagd" am 17. Juni an seine Gemahlin folgenden Brief:

„Wir sind brav auf der Jagd mit den Herren Schweden. Sie sind hier beim Passe Nauen diesen Morgen übergegangen, mußten aber bei 200 Tote von der Nachhut zurücklassen. Jenseit Fehrbellin haben wir alle Brücken abgebrannt und alle übrigen Pässe besetzt, daß sie nun nicht wieder aus dem Lande können. Sobald unsere Infanterie kommt, soll, so Gott will, das ganze Heer daran. Der Feldherr (der schwedische General Gustav Wrangel) war mit 3000 Mann in Havelberg, wollte die Brücke über die Elbe machen lassen, aber nun ist er von dem Heere abgeschnitten und gehet über Hals und Kopf über Ruppin nach Pommern. Sein Bruder (General Waldemar Wrangel) kommandiert diese 12000 Mann. Wo keine sonderbare Strafe Gottes über uns kommt, soll keiner davon kommen. Wir haben dem Feind schon über 600 tot gemacht und über 600 gefangen. Heute hat Henning wohl 150 Reiter geschlagen, und jetzt geht Lüdicke mit 1500 Mann dem Feinde in den Rücken. Morgen früh werden sie ihnen den Morgensegen singen. Wir haben noch keine 60 Mann verloren, und unsere Leute fechten wie Löwen. In zwei Tagen haben wir unsere Infanterie und morgen den Fürsten von Anhalt mit 4000 Mann. Dann gehen wir gerade in Pommern."

In der Frühe des 18. Juni kam der Prinz von Homburg mit einem Vortrab von Reitern eine Stunde vor Fehrbellin dicht an den Feind heran, verwickelte ihn sofort in ein Gefecht und hielt ihn dadurch fest; bald trifft in wildem Rennen noch ein anderer Teil der Brandenburger ein, Derfflinger läßt auf einem Sandhügel Geschütze auffahren, und schnell sprühen ihre Kugeln Verderben in die Schweden. Um den Besitz des Hügels erhebt sich alsbald ein blutiges Ringen, wobei besonders Derfflingers Dragoner Wunder der Tapferkeit tun, bis endlich nach zwei Stunden der Kurfürst selbst die Entscheidung bringt. Mit seinen Reitern stürzt er in den Kampf, selbst seine Person für den Sieg einsetzend; denn als einige Schwadronen ihre Führer verlieren, stellt er sich an ihre Spitze und ruft: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nun euer Hauptmann, will siegen oder zugleich mit euch ritterlich sterben!" (Siehe Bild S. 265.) Bald war der Feind überall geschlagen, und binnen kurzem wurde die ganze Mark von den Schweden gesäubert. Die ganze Unternehmung war eine herrliche Waffentat, „ganz aus Sturm und Feuer gewirkt". Sie erschien um so ehrenvoller, als der Kurfürst ohne jegliche fremde Hilfe eine erprobte und bisher gefürchtete Kriegsmacht bezwungen hatte. — Um die Früchte seines Sieges zu ernten und die Schweden möglichst auch aus Pommern zu vertreiben, setzte der Kurfürst den Krieg mit aller Kraft fort; er fand dabei Unterstützung von Dänemark und vom Kaiser. Ein Gebiet nach dem anderen fiel in seine Hände; nach sechsmonatlicher Belagerung konnte er in dem bezwungenen Stettin seinen Einzug halten, und bald mußten sich auch Rügen, Stralsund und Greifswald ergeben. Bei diesen Unternehmungen, besonders bei der Eroberung der Inseln Usedom, Wollin und Rügen, leistete zum erstenmal eine brandenburgische Kriegsflotte wesentliche Hilfe, freilich nur gemietete Schiffe, sei es



Angriff der Brandenburger auf die spanische Silberflotte 1681 bei St. Vincent. Nach einem Gemälde von R. Heineke.

durch Beschießung der Küsten oder durch Beförderung der Truppen. Das Bild S. 266—267 zeigt uns die Landung auf **Rügen** im September 1678. Hoch zu Roß hält der Kurfürst vor seinen Generalen, um mit scharfem Blick und „allgegenwärtigem Geist“ das wichtige Werk zu überwachen. — Nach dem Verlust von Pommern versuchten die Schweden, wieder von Frankreich dazu angetrieben, die Macht des Großen Kurfürsten von Nordosten her zu erschüttern. Darum brachen sie im Winter 1678 im Herzogtum Preußen ein. Sofort setzte sich der Kurfürst an die Spitze seiner Truppen, trotzdem ihn die Gicht plagte, ging am 20. Januar 1679 über die Weichsel und überschritt in Gewaltmärschen das Eis des Frischen und Kurischen Haffs, das Fußvolk auf Schlitten oder je ein Mann bei jedem Reiter, um möglichst den Schweden den Weg über Memel zu verlegen. Es gelang; der Feind unter General **Horn** floh zurück, ohne nur geschlagen zu sein, und wurde bis Riga verfolgt. Auch dieser Feldzug war eine Kriegstat ersten Ranges, wie die Schlacht von Fehrbellin. — Leider waren all diese Erfolge des Großen Kurfürsten nicht dauernd; vom Kaiser und seinen übrigen Bundesgenossen preisgegeben, von seinen Nachbarn und von Frankreich bedroht, mußte er sich schweren Herzens im Frieden von **St. Germain** (1679) dem Machtspruch Ludwigs XIV. fügen und den Schweden ganz Vorpommern mit Stettin zurückgeben; er war das Opfer der erbärmlichsten Reichspolitik geworden.

In dem verflossenen Krieg hatte Friedrich Wilhelm wiederholt beobachten können, wie wichtig für See- und Küstenunternehmungen eine ausreichende Kriegsflotte ist. Daher wandte er künftig seine Aufmerksamkeit auch dem Bau und Erwerb von Schiffen zu. Bis zum Jahre 1681 brachte er etwa 30 größere und kleinere Fahrzeuge zusammen, die freilich zum größten Teil seinem „Direktor des Seewesens“, dem Holländer **Jakob Raule**, gehörten. Um dieselbe Zeit ließ er mehrmals spanische Frachtschiffe kapern, z. B. bei St. Vincent (siehe Bild S. 268), um sich für Subsidiengelder schadlos zu halten, die ihm Spanien im Jahre 1674 für sein Eintreten gegen Ludwig XIV. versprochen, aber nicht gezahlt hatte. Doch noch ein höheres Ziel schwebte ihm in seinen maritimen Bestrebungen vor. Die brandenburgisch-preußische Flotte sollte in den Welthandelsverkehr eintreten und im Dienste desselben Kolonieen gründen. Der weitschauende Blick des Fürsten erkannte schon damals, welch hohe Bedeutung Meer, Flotte und Handel für die Machtstellung eines Staates haben. Er kaufte darum Raule neun Schiffe ab, rüstete wiederholt Expeditionen nach **Neuguinea** aus und bildete eine afrikanische „Handelskompanie“. Im Jahre 1681 gelang es seinem Kapitän **Blonck**, mit drei Negerfürsten der Guineaküste einen Handelsvertrag zu schließen und sie unter Brandenburgs Schutz zu stellen; auf ihrem Gebiet gründete dann der Major **Otto Friedrich von der Gröben** am 1. Januar 1683 eine Festung: Groß-Friedrichsburg, und die Handelsgesellschaft erwarb noch die Orte Accada und Taccanary. Alles ging anfangs nach Wunsch, so daß bereits Holländer, Engländer und Franzosen das junge Unternehmen mit neidischen Blicken betrachteten. Doch konnte die Gesellschaft zu keiner rechten Blüte gelangen, sondern geriet bald in dauernde Geldverlegenheit; schließlich wurde sie im Jahre 1717 aufgelöst und der Rest der Kolonie an Holland verkauft.

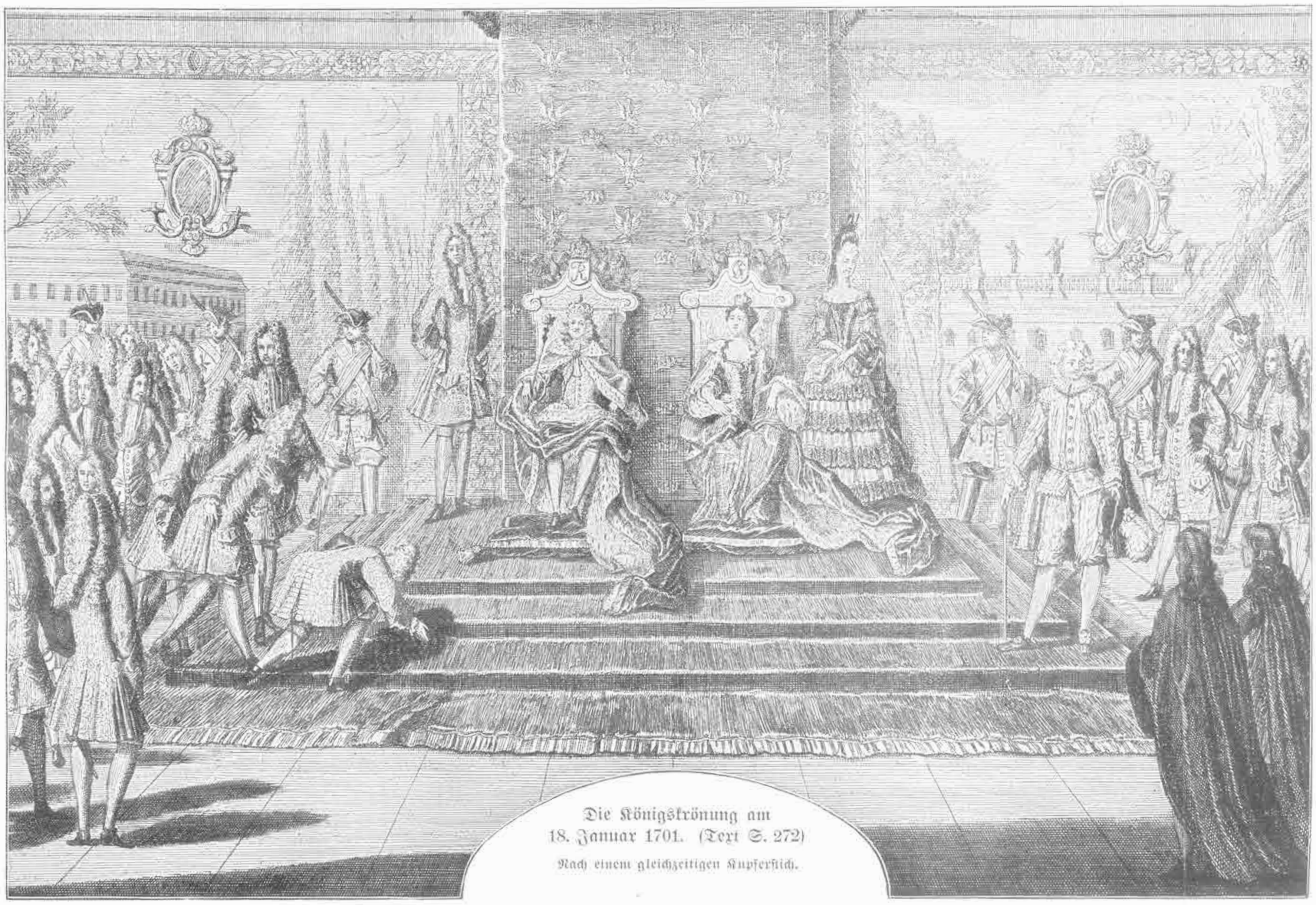
Der Große Kurfürst empfängt Abgesandte der Réfugiés. Nach einem Wandgemälde von H. Vogel. (Text S. 271)

Wie sich Friedrich Wilhelm bemühte, den Seehandelsverkehr zu heben, so war er auch bestrebt, innerhalb seines Landes Handel und Verkehr zu fördern. Darum baute er zwischen Oder und Spree den **Friedrich-Wilhelmskanal** und suchte den Oderhandel von Breslau über Berlin und Magdeburg nach Hamburg zu lenken, da ihm Stettin

Der letzte Staatsrat des Großen Kurfürsten. Nach einem Gemälde von Fr. Roeber. (Text S. 272)

Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft in Berlin.

ja entgangen war; Berlin blühte dadurch rasch auf. Auch ließ er die Fahrrinne von Königsberg nach Pillau vertiefen und in seinem Gebiet den verwahrlosten Flußlauf der Elbe reinigen. Zur raschen Erledigung von Handelsstreitigkeiten errichtete er „Kommerzkollegien“, die zugleich auch Gutachten und Ratschläge in andern Handelsangelegenheiten zu erteilen hatten. Endlich schuf er ein ganz neues Verkehrsmittel, das die drei Landesteile seines Staates miteinander verbinden sollte, nämlich die Staatspost. An ihre erste Linie zwischen Memel-Berlin-Cleve wurden nach und nach neue Strecken angeschlossen, so daß im Jahre 1688 schon 16 Linien mit 70 Postämtern bestanden. Nicht mindere Sorge wandte der weise Fürst der Hebung des Landbaues zu. Durch einsichtsvolle Männer ließ er den Zustand der Dörfer und Äcker untersuchen und den Bauern Rat erteilen, wie der Boden verbessert werden könne. Von der Niederelbe und Wesermündung, auch aus Holland, zog er Ansiedler in die Altmark und an Warthe und Netze in der Neumark. Durch ihren Fleiß wurde dann gar manche Wüstung, die der Krieg geschaffen, dem Ackerbau zurückgewonnen, und manche sumpfige Niederung durch Eindeichen der großen Flußläufe und Entwässerung in ertragreichen Acker- und Weideboden verwandelt. So entstand z. B. die fruchtbare Wische in der Altmark, ein Stück Land von 8 Meilen Umfang. Hand in Hand mit solchen Kulturarbeiten ging die Verbesserung der Viehzucht, ebenso des Obst- und Gemüsebaues. — Endlich bemühte sich der Große Kurfürst auch, in seinem Lande Gewerbe und Industrie zu heben; denn hier hatte sein klares Auge ebenfalls allerlei Mißstände entdeckt, z. B. die starre Abgeschlossenheit der Zünfte, Gleichgültigkeit gegen technische Weiterbildung, erbitterte Lohnkämpfe zwischen den Zünften und den „Gesellenbruderschaften“. Dabei bot sich ihm eine vortreffliche Hilfe in den aus Frankreich vertriebenen Reformierten, den sogenannten Réfugiés. Ludwig XIV. hatte unter dem Einfluß der Jesuiten und der frömmelnden Frau von Maintenon etwa seit 1679 begonnen, seine reformierten Untertanen durch allerlei Zwangsmaßregeln dem katholischen Glauben zu unterwerfen, besonders durch jene entsetzlichen Dragonaden, d. h. Einquartierungen von Dragonern, wobei die unglücklichen Bewohner bis aufs Blut gepeinigt wurden, wenn sie nicht übertraten. Im Oktober 1685 hob er dann das Edikt von Nantes, das den Reformierten volle Religionsfreiheit gewährt hatte, förmlich auf, und infolgedessen flüchteten trotz des Verbots der Auswanderung gegen 200000 seiner besten Untertanen ins Ausland. Friedrich Wilhelm erließ und verbreitete sofort das „Edikt von Potsdam“, worin er die Flüchtlinge unter Gewährung aller möglichen Erleichterungen einlud, in sein Land zu kommen: Sie sollen durch seine Gesandten und Agenten in Holland oder Frankfurt a. M. mit Geld und Pässen versehen werden, sowie Fahrgelegenheit erhalten; sie dürfen sich in den drei Landschaften selbst ihren Wohnsitz wählen; ihre Güter, Möbel, Waren und Vorräte sollen zollfrei eingehen; sie können in den Städten, Marktflecken und Dörfern der drei Lande etwa verlassene oder verfallene Häuser in Besitz nehmen, ebenso auch Bauplätze mit dazu gehörigem Garten-, Wiesen- und Weideland; sie sollen zur Ausbesserung solcher Häuser oder zu Neubauten Holz, Kalk, Steine, Ziegel und andere Materialien frei erhalten; während der Bauzeit will man ihnen Mietwohnungen zinslos zur Verfügung stellen und alle gesetzlichen Abgaben erlassen; zur Gründung von Fabriken, sei es für Tücher, Stoffe, Hüte oder andere derartige Waren, sollen sie mit allen „Vorrechten, Gerechtsamen und Freiheiten, die sie wünschen können“, ausgestattet werden; Bauern will man Land zum Urbarmachen anweisen; auch für geeignete Rechtspflege wie für Gottesdienst in französischer Sprache und in den heimatlichen Formen soll nach Möglichkeit gesorgt werden u. s. w. Dank solcher Vergünstigungen zogen nach und nach etwa 20000 Franzosen ins Land, und auch zahlreiche Flüchtlinge aus der Pfalz und aus Lothringen schlossen sich ihnen an. Huldvoll empfing der Kurfürst ihre Abgesandten und nahm freundlich ihren Dank entgegen. (Siehe Bild S. 269.) Er konnte mit Genugtuung auf diesen Erfolg seiner Menschenliebe und Klugheit schauen; denn die Flüchtlinge waren sittenstrenge, intelligente und unternehmungslustige Leute; sie brachten eine ganze Reihe neuer, feinerer Handwerks- und Industriezweige ins Kurfürstentum, z. B. die Seiden- und Sammetweberei, oder verbesserten die schon vorhandenen; sie gründeten Fabriken, sie zeigten der Kunstgärtnerei, dem Obst- und Gemüsebau neue Wege,



Die Königskrönung am 18. Januar 1701. (Text S. 272)

Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

„Inthronisation, wie König und Königin sich auf den Thron setzen und von den Ständen gegrüßt werden.“

legten Tabakfelder an u. s. w. Früher hatte der Kurfürst schon Böhmen in sein Land gezogen, wodurch z. B. die Bereitung und Schleiferei des Glases eingeführt wurde; später baten auch an die 5000 Schweizer um Aufnahme; sie siedelte er besonders in Ostpreußen an.

So war der edle Fürst unablässig darauf bedacht, das Wohl des Staates zu mehren. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm oft durch Krankheit getrübt, besonders durch Gicht und Wassersucht. Als

Im Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. Nach einer Originalzeichnung von A. Menzel.

er sein Ende nahen fühlte, versammelte er in Potsdam den Kurprinzen Friedrich und seine Räte noch einmal um sich (siehe Bild S. 270), es war am 27. April 1688. In ernster Rede sprach er:

„Ich halte dafür, daß ich anjetzo das letzte Mal diesem Rat beiwohne, denn die Schwachheit meines Körpers hat überhand genommen. Was für eine mühsame und mit schweren Kriegen unterbrochene Regierung ich gehabt habe, ist aller Welt bekannt. Hierdurch haben alle meine lieben Untertanen wider meinen Willen gar sehr mitgenommen werden müssen. Dessen ungeachtet hinterlasse ich Euch durch Gottes Gnade den Staat in Frieden und ziemlichem Wohlstande. Mein Ziel war darauf gerichtet, mein kurfürstliches Haus in Ruf und Ansehen zu bringen. — Ich zweifle nicht, mein Sohn, Ihr werdet vor allen Dingen Gott vor Augen haben, Eure Untertanen herzlich lieben, treue Räte hören und ihnen folgen, das Heft der Waffen nicht aus den Händen lassen; denn dadurch muß nebst göttlicher Hilfe die Sicherheit Eurer Länder und der sauer erworbene Ruhm des Kurhauses erhalten werden." Dann dankte er in bewegten Worten seinen Räten für ihre treuen Dienste und forderte sie auf, dieselbe Treue auch seinem Sohne zu beweisen. Alle waren tief gerührt und nahmen unter Tränen Abschied von ihrem geliebten Herrn. Zwei Tage darauf entschlief er. Eine gewaltige Persönlichkeit hatte ausgekämpft. Nicht nur als ein tapferer Schlachtensieger, sondern auch als ein großer Staatsmann voll Einsicht, Scharfblick und weitreichenden Gedanken, als ein Fürst von zähem und hartem Sinn und doch voll Wohlwollen und Duldsamkeit, so steht er vor uns und „rechtfertigt durch ein Leben voll Ruhm und Würde den Beinamen des Großen".

Seinem Nachfolger Friedrich III. hinterließ der Große Kurfürst einen innerlich festgefügten Staat, dessen Gebiet er von 1370 auf 2043 Quadratmeilen vergrößert hatte, dessen Einwohnerzahl unter seiner Regierung auf 1½ Million und dessen Jahreseinnahme auf 2½ Millionen gestiegen war, dazu ein geübtes Heer von 28000 Mann und einen bedeutenden Staatsschatz.

Friedrich III. war zwar ein feingebildeter, hochgesinnter Fürst, dem es nicht an dem guten Willen fehlte, in den Bahnen seines Vaters zu wandeln; doch fehlte ihm dazu die staatsmännische Größe. Seine folgenreichste Tat war die Erwerbung der Königskrone. Sie entsprang freilich nicht politischen Erwägungen, sondern seiner großen Wertschätzung von Rang und Titel und seiner außerordentlichen Prachtliebe. Im Jahre 1700 gewährte Kaiser Leopold I. nach langem Widerstreben die Errichtung des preußischen Königtums, und am 18. Januar 1701 fand zu Königsberg die feierliche Krönung statt. Das Herrscherpaar erschien in verschwenderischer Pracht im reich geschmückten Saale des Schlosses; Friedrich setzte sich und seiner Gemahlin Sophie Charlotte selbst die Krone aufs Haupt und empfing dann die Huldigung der Stände (siehe Bild S. 271). In der Folgezeit suchte er sein Königtum mit äußerem Glanz auszugestalten; aber Macht und Kraft vermochte er ihm nicht zu geben; das blieb erst seinen Nachfolgern vorbehalten. Er hinterließ diesen die Mahnung: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden!"